Meine

Reise im Orient.

Von

Alexander Ziegler.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1855.

Meine Reise im Orient.

Zweiter Theil.

Meine

Reise im Orient.

Von

Alexander Ziegler.

Zweiter Theil.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1855.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage des Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen
in
Britisch-Guiana
in den Jahren 1840—1844.

Im Auftrag Sr. Majestät des Königs von Preußen
ausgeführt von

Richard Schomburgk.

Nebst einer Fauna und Flora Guiana's nach Vorlagen
von
Johannes Müller, Ehrenberg, Erichson, Klotzsch, Troschel, Cabanis und Anderen.

Mit Abbildungen und einer Karte von Britisch-Guiana
aufgenommen von

Sir Robert Schomburgk.

Drei Bände. — In engl. Einband. — Preis 20 Thlr.

Das naturwissenschaftliche, ethnographische und geographische Interesse, welches die früheren Reisen Sir Robert Schomburgk's in Britisch-Guiana allgemein erregt hatten, bewog Se. Majestät den König von Preußen, dem Bruder desselben die Mittel zu gewähren, Jenen bei seiner neuen, im Auftrage der britischen Regierung nach diesem für die angeführten Wissenschaften so wichtigen Theile Südamerika's unternommenen Reise begleiten und dessen bis jetzt noch unerschöpfte Schätze zum Vortheil vaterländischer wissenschaftlicher Institute ausbeuten zu können. Seine vielseitigen und reichen Erfahrungen hat er, aufgefordert von Männern der Wissenschaft, in obigem Werke niedergelegt, dessen Dedication Se. Majestät der König von Preußen huldvollst entgegengenommen.

Wie sich aber in der Gegenwart das Publikum in diesem Zweige der Literatur auf der einen Seite nicht mehr durch die bloße Mittheilung interessanter

Begebnisse und Abenteuer befriedigt fühlen würde, so würde ein gleich großer Theil durch eine rein wissenschaftliche Behandlung des reichen Stoffes zurückgeschreckt werden. Um dies wie jenes zu vermeiden, hat der Verfasser in der einfachen Sprache eines fortlaufenden Tagebuches seine zahlreichen Beobachtungen niedergeschrieben, die gewiß nicht verfehlen werden, sowohl das Interesse der wissenschaftlichen Welt wie das eines weitern Leserkreises auf sich zu ziehen.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die Ueberfahrt nach Guiana, den Aufenthalt in der Coloniestadt mit ihrem bürgerlichen und geselligen Leben, eine kurze geschichtliche Skizze derselben seit ihrer Gründung, ihrer commerziellen und politischen Beziehungen zu dem Mutterstaat, so wie die Darlegung ihrer climatischen, gesundheitlichen und Boden-Verhältnisse, die Erlebnisse der ersten Expedition nach der Mündung des Orinoko, der zweiten nach dem sagenreichen See Amucu, dem El Dorado des Sir Raleigh, dem Canukugebirge und der Reise nach dem Quellgebiet des Takutu enthält. Der zweite Band fasst die Reise nach dem Flußgebiete des Cotinga und der geologisch, botanisch und zoologisch so höchst wichtigen Verbindungskette zwischen dem Parima und Pakaraima-Gebirge, dann die Expedition nach dem Quellgebiete des Rupununi, Corentyn, Pomeroon und die Rückkehr nach Europa in sich.

Da sich die Reiserouten der beiden Brüder oft theilten, so sind, um dem Ganzen den Charakter des Abgeschlossenen zu geben, die Touren des ältern Bruders wenigstens ihren Hauptresultaten nach zugleich mit aufgenommen worden. Nach dem wichtigen Urtheil, das bereits von dem größten Reisenden Europa's (Alex. von Humboldt) über das Werk nach dem Manuscript gefällt worden ist, sind wir überzeugt, daß sein Erscheinen nicht bloß die Aufmerksamkeit des Gelehrten, sondern auch die des größern Publikums auf sich ziehen wird.

Wichtig und von nachhaltigem Werthe wird das Werk dadurch, daß in dem dritten Bande zuerst eine möglichst erschöpfende Fauna und Flora von Britisch-Guiana geboten wird, wozu der Verfasser durch die freundliche und bereitwillige Unterstützung von Seiten Johannes Müller's, Ehrenberg's, Erichson's, Troschel's, Klotzsch's, Cabanis, und Anderer, welche die vielen neuen Formen aus dem Thier- und Pflanzenreiche bearbeitet haben, in den Stand gesetzt worden ist. Gleich wichtig für einen andern Zweig der Wissenschaft, für die Geographie, ist ohne Zweifel die in ihren Haupttheilen fast ganz neue, von Sir Robert Schomburgk aufgenommene Karte Guiana's, die bis jetzt nur als Manuscript im englischen Colonialamt existirt, welches bereitwillig zu diesem Zwecke eine Durchzeichnung zu nehmen dem Autor erlaubt hat.

Das Heilige Land aus der Vogelschau.

Darstellung der Ortschaften und Städte, welche im alten Testamente erwähnt sind.

Entworfen und gezeichnet von Adolf Eltzner.

5. Auflage. 1 Blatt (Tondruck) in Carton. Preis 10 Ngr.

Geologische Bilder.

Von

Bernhard Cotta.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit Portrait und 140 in den Text gedruckten Abbildungen.

Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Geologischen Bilder von B. Cotta führen dem Freunde der Natur eine Reihe ebenso anziehender als anschaulicher Darstellungen vor, welche ganz dazu geeignet sind, interessante Theile aus dem Gebiete der Geologie zu erläutern. Zeichnung und Text gehen Hand in Hand. Der erste Abschnitt erläutert mit 6 Holzschnitten die wahrscheinliche Bildungsweise der frühesten festen Erdkruste. Der zweite führt uns ein in das Reich der vulkanischen Thätigkeit, wie sie noch jetzt umgestaltend, zerstörend und bildend an der Oberfläche der Erde wirkt; 16 treffliche Holzschnitte versinnlichen zugleich den besonderen landschaftlichen Charakter, welcher durch diese unterirdische Thätigkeit bedingt wird. Der dritte Abschnitt zeigt uns die geologischen Wirkungen des Wassers vom niederfallenden Regentropfen bis zum unermeßlichen Ocean. 15 Skizzen versinnlichen einzelne Wirkungsarten, unter denen die Darstellung des Niagarafalles besonders hervorzuheben ist. Durch das mächtige Eisthor am unteren Ende des Marcellgletschers dringen wir viertens in die Eis- und Gletscherwelt ein, zu deren Schilderung außerdem noch 9 Holzschnitte gehören.

Die Bildung der Felsgesteine, aus denen die feste Erdkruste besteht, nimmt den fünften Abschnitt in Anspruch, zur Erläuterung dienen 21 Zeichnungen von Absonderungsformen, Koralleninseln, Gangspalten u. s. w. Der sechste Abschnitt handelt von der Architectur der festen Erdkruste, deren einzelne Bausteine im Vorhergehenden besprochen sind, dazu gehören 10 Holzschnitte, welche namentlich auch sehr viele Versteinerungen darstellen.

Neues bietet besonders der siebente Abschnitt über Entstehung und Bau der Gebirge, über ihr allmäliges Werden und Vergehen und die einzelnen Stadien ihrer Entwickelung, erläutert durch 13 ideale Skizzen. Zu den edlen Metallen tief im inneren Schoß der Erde führt uns der achte Abschnitt, wir sehen da, wie sie Spalten des Gesteins erfüllen, in Lagern, Stöcken oder oberflächlichen Anhäufungen auftreten; dazu 7 Holzschnitte.

Die Kohlenlager, so ungemein wichtig für die Cultur der Völker, werden im neunten Abschnitt besprochen und die besonderen Erscheinungen derselben in 15 Skizzen dargestellt, unter denen drei uns in die üppige Vegetation vorweltlicher Landschaften einführen. Endlich zeigt uns der zehnte Abschnitt die allmälige Entwickelung des organischen Lebens auf der Erde, sein stetes Vorschreiten vom Niederen zum Höheren, beginnend oft mit ganz abweichenden, abenteuerlichen Formen, deren viele durch Zeichnung versinnlicht, und zum Theil sogar zu vorweltlichen Landschaften gruppirt sind.

Inhaltsverzeichniß.

Fünftes Kapitel.

Jerusalem und Umgebung.

Sechstes Kapitel.

Ritt nach Damaskus und Beirut.

Siebentes Kapitel.

Constantinopel.

Anhang.

Anhang.

I. Die Türkei in staatswirthschaftlicher Beziehung.

Meine Reise im Orient.

Zweiter Theil.

Fünftes Kapitel.

Jerusalem und Umgebung.

Deutscher Wirth. — Lage der Stadt. — Topographische Bemerkungen. — Tyropöon. — Wanderung um die Stadtmauer. — Zionsberg. — Die protestantische Kirche. — Armenier. — Kopten. — Jakobiten. — Coenaculum. — Die heilige Grabeskirche. — Osterfest. — Ein belgischer Priester. — Bau der Grabeskirche. — Die zweite Stadtmauer. — Palästina. — Oelberg. — Moschee Omar. — Teich Bethesda. — Via dolorosa. — Bevölkerung und deren Beschäftigung. — Türken. — Juden. — Die deutschen Protestanten. — Verwaltungsangelegenheiten. — Steuerwesen. — Griechen. — Melchiten. — Lateiner. — Ritt nach dem Jordan. — Beduinen-Tribut. — Landsleute. — Bethania. — Der barmherzige Samariter. — Der Anbau der Jordansebene. — Jericho. — Der Sodomsapfel, eine Art von Solanum. — Der Paradiesbaum: Zizyphus Lotus. — Rose von Jericho: Anastatica hierochuntica. — Ankunft am Jordan. — Das Todte Meer. — Sodom und Gomorra. — Ruinen von Masada. — Kloster Mar Saba. — Habsucht der Mönche. — Bethlehem.

Bei unserer Ankunft am Jaffathore fanden wir einen Boten mit einem Briefe vor, in dem uns ein befreundeter, schon mehre Tage vor uns angekommener Amerikaner eine passende Wohnung für unseren Aufenthalt in Jerusalem empfahl. Diese Nachricht konnte uns bei dem Zudrange der Fremden zur Feier des Osterfestes in der heiligen Stadt nur erwünscht sein, und so zogen wir sogleich mit unseren Kameelen durch das massive, aus einem viereckigen Thurm

bestehende Thor, über einen kleinen freien Platz die steile, belebte, nach Osten laufende Davidstraße hinunter, bogen dann in die erste, nach Norden führende Straße ein und hielten vor unserer am Teiche Hiskia gelegenen Wohnung. Zu meiner Ueberraschung wurde ich hier in deutscher Sprache begrüßt und treuherzig reichten mir Wirth und Kellner, beide Deutsche, die Hand zum Willkommen in Jerusalem.

Herr Hauser aus Bayern hat in der neuesten Zeit am Teiche des Hiskia einen Gasthof gegründet, in dem sich jeder Fremde wegen der hier herrschenden Reinlichkeit, Aufmerksamkeit und Wohlfeilheit wohlbefinden kann — zumal wenn er aus der Wüste kommt. Der Wirth ist ein freundlicher, gefälliger Mann, der Tisch nach Umständen ein lobenswerther, und die Betten gut und bequem. Wir trafen deutsche, englische, amerikanische und belgische Reisende, welche alle zufrieden waren, und fanden auch wieder Lord Elliot nebst seiner Reisegesellschaft, außerdem noch mehre Preußen, denen wir schon in Egypten begegnet. Das gemeinsame Mahl vereinigte uns alle heiter und fröhlich, ohne Unterschied der Sprache und Nationalität, und noch am späten Abend erklangen die Gläser mit schäumendem Wein auf das Wohl der Lieben, die im fernen Vaterland geblieben.

Am andern Morgen begannen unsere Wanderungen in der Stadt, und wir bemühten uns vor Allem uns über die Lage derselben und ihrer aus der Bibel und dem Sagenschatz bekannten heiligen Orte zu orientiren. Ritter's „Erdkunde von Asien" (Bd. VIII., 2. Abthlg., 2. Abschn.) war uns ein guter und treuer Führer.

Jerusalem mit seiner Constellation in der Mitte des Erdballs, ist nahe an der Höhe eines vom Libanon nach dem Südende des Todten Meeres laufenden, ungefähr 2500 Pariser Fuß hohen Gebirges gelegen, das an und für sich ein hohes, felsiges, von tiefen Thälern durchschnittenes Tafelland bildet. Eins dieser Thäler ist das von Josaphat, welches im Osten die Stadt begrenzt, und ein anderes das von Hinnom, welches an der nordwestlichen Seite der Stadt beginnend, erst in südlicher und dann in östlicher Richtung sich hinzieht, bis es sich mit dem Thale Josaphat vereint, welches dann nach dem Todten Meere sich hinzieht. Auf dem breiten, hohen, besonders nach Osten steil abfallenden, von beiden Thälern eingeschlossenen Vorgebirge, welches man auch mit einer Landzunge vergleichen könnte, liegt Jerusalem, welches, im Nordwesten durch den Scopus des Josephus, den nach dem Wadi Beit-Hanina sanft ansteigenden Berg überragt, im Osten durch den Oelberg und im Süden durch den Berg des bösen Rathes begrenzt, nur einen freieren Blick nach der an dem südlichen Rande des Thales Hinnom liegenden, nach Süd-West sich ausdehnenden Ebene Rephraim gewährt.

Die Lage der heiligen Stadt auf dieser Landzunge könnte für eine gesicherte gelten, wenn sie im Norden von eben solchen tiefen Thaleinschnitten umgeben wäre, als auf den übrigen Seiten. Da aber das Vorgebirge, auf dem die Stadt erbauet ist, mit dem im Norden sich sanft erhebenden Höhenzug der syrischen Wasserscheide in unmittelbarer Verbindung steht, so ist es auch erklärlich, daß gerade in dieser Richtung die alte Stadt ihre größte Ausdehnung

gehabt, daß sie hier mit großartigen unterirdischen Wasseranlagen versehen und durch Mauern, Gräben und Vertheidigungsthürme geschützt war, daß sie aber auch gerade hier den feindlichen Angriffen eines Sanherib, Nebucadnezar, Pompejus, Herodes, Cestius, Titus u. s. w. am meisten ausgesetzt sein mußte. Das von mehr als zwölf Zerstörungen heimgesuchte Jerusalem hat auf diesem, mit vieltausendjährigen Erinnerungen erfüllten Terrain die wenigsten Reste vom Alter grauer Vorzeit sich bewahrt und somit ist gerade hier den antiquarisch-topographischen Bedenklichkeiten und Streitigkeiten der größte Spielraum geboten. Nähert man sich von der Ebene Rephraim der Stadt, so bemerkt man die tiefen Thaleinschnitte erst unweit der Stadtmauer. Von dieser Seite her könnte man daher leicht glauben, daß die Stadt auf der Ebene selbst läge. Das Hochplateau und die Oberfläche der Stadt selbst aber im allgemeinen Sinne des Wortes ist, wie bekannt, nicht eben, sondern wird durch Einsenkungen und Thaleinschnitte, sowie durch Anhöhen, sichtlich in verschiedene Viertel getheilt. Die Umgestaltung der jetzigen und früheren Bodenverhältnisse ist natürlich eine sehr bedeutende und die Orientirung in diesem classischen Labyrinth von Schutt- und Trümmerhaufen wird trotz der Bibel und den Beschreibungen des Josephus und der Kirchenväter, sowie ungeachtet aller neuen Forschungen und Entdeckungen immer nur eine fragmentarische und hypothetische bleiben, so lange nicht durch bedeutende Ausgrabungen und sorgfältige, unter Aufsicht der Regierung geleitete Ausmessungen bestimmte und feste Resultate gewonnen werden.

Ungeachtet der vielen Zerstörungen und Veränderungen, welche die Stadt seit der frühesten Zeit erlitten, sieht man doch noch, wenn man an der Nordseite auf den östlichen vor dem heutigen Damaskusthor gelegenen kolossalen, aus großen Quadern und massiven Kammern bestehenden Thurmruinen — nach dem Urtheile vieler Forscher die Ueberreste eines alten, zu der zweiten Mauer des Josephus gehörigen Thores — seinen Standpunkt nimmt, eine in einer südlichen Richtung laufende, die Stadt in zwei Haupttheile trennende seichte Vertiefung oder Thaleinsenkung (Wadi). In dieser zieht sich die Süd- oder Damaskus- oder mit ihren geringen Abweichungen auch Zionstraße, sowie die Straße des Mühlenthals oder el Wadi bis zur David-, resp. Tempelstraße dahin. Aus der Lage dieses Thales, des hohen Landrückens im Nordwesten der Stadt und aus 2. Chron. 32, 30: „Hiskia deckte die hohe Wasserquelle in Gihon zu und leitete sie hinunter von abendwärts zur Stadt David's," sowie aus den vielen Wasservertheilungen unter der Tempelarea scheint hervorzugehen, daß die Wasserleitungen der Stadt vorzüglich von Norden her gegen den Süden durch verborgene, unterirdische Canäle ausgeführt waren. Die geographische Formation des Gebirgsrückens und die im Süden der Stadt sprudelnden Quellen scheinen diese Vermuthungen zu bestätigen.

Nach Josephus stand die an der Nordseite von drei Mauern befestigte Stadt, ein Theil dem andern gegenüber, auf zwei durch ein dazwischen liegendes Thal getrennten Hügeln, in welches, eins über das andere gedrängt, die Häuser endeten. Von diesen Hügeln war der eine, auf

welchem die Oberstadt lag (Burg David's), viel höher und gerader in seiner Ausdehnung. Der andere Hügel, Akra genannt, auf dem die Unterstadt lag, war auf beiden Seiten gerundet. Diesem gegenüber befand sich ein dritter Hügel, von Natur niedriger als Akra und früher durch ein anderes breites Thal getrennt; später, als die Makkabäer herrschten, wurde dieses Thal verschüttet, um die Stadt mit dem Tempel zu verbinden. Indem die Höhe von Akra niedergearbeitet wurde, ward dieser Hügel niedriger gemacht, so daß der Tempel selbst darüber hervorragte. Das Thal aber, Tyropöon genannt, das den oberen und unteren Hügel trennte, erstreckt sich ganz bis nach Siloah hinunter, zur Quelle, „die süß und reichlich fließt." Aber außerhalb waren die beiden Hügel der Stadt von tiefen Thälern umschlossen, und wegen der steilen Abhänge an beiden Seiten gab es nirgend einen Zugang.

Das ist es, was wir von Tyropöon (dem Käsemacherthal) wissen; wo aber der Anfang desselben zu suchen ist, darüber gibt uns Josephus keine Auskunft. Es bleiben sonach zwei Richtungen annehmbar. Entweder lief es in der Richtung von Nord nach Süd bis zur Quelle Siloah, oder es kam von West nach Ost und trennte so die beiden von Süd nach Nord an einander gegenüberliegenden Hügel. Ist die erstere Annahme die richtige, so muß unter dem einen Hügel der Zionsberg mit seiner geraden Verlängerung gegen Norden, und unter dem andern Akra im Osten dieses Thales und nördlich von Haram, durch ein Thal von diesem geschieden, verstanden werden. Wäre aber die zweite Annahme begründet, so mußte das Tyropöon in der Nähe

der jetzigen Tempelstraße ein sehr bedeutendes Knie, resp. Wendung nach Süden zur Quelle Siloah gemacht, und Akra nördlich von Zion und westlich von Moriah gelegen haben. Die Bemerkung des Josephus, daß die beiden Hügel von tiefen Thälern mit steilen Abhängen eingeschlossen gewesen, findet aber bei beiden obigen Annahmen in Bezug auf die heutigen Tages mit Schutthaufen angefüllte Localität große Schwierigkeit — selbst wenn auch Akra im Norden des Tempels gelegen. Können aber nun nicht beide Thäler bestanden und kann Akra nicht zwischen zwei Thälern gelegen haben?

Die scharfsinnige Beweisführung Robinson's, daß vom Jaffathor aus eine natürliche Vertiefung nach Osten vorhanden gewesen, die von Brocardus im dreizehnten Jahrhundert schon erwähnt, und noch jetzt in einem tiefer liegenden Straßenzug zu verfolgen sei, kann allerdings so absolut nicht bestritten werden, wie es von mehren neueren Forschern geschehen ist. Der nordwestliche Stadttheil steht nämlich durch einen vom Thurme Hippicus vertheidigten Bergrücken oder Landzunge mit dem Zion in Verbindung. Da sich nun hier nördlich vom Castell am Jaffathor zwischen dem Bauplatz und dem nördlicheren lateinischen Kloster eine kurze Einbuchtung zeigt, wie auch Tobler zugibt, da bei den neuen Ausgrabungen 20 bis 30 Fuß tief liegende Canäle und Gewölbe, als wahrscheinliche Ueberreste der vom äußeren Gihonthale zum Hiskiateiche geleiteten Wasserleitungen aufgefunden wurden, wie Whiting andeutet, und die Davidstraße die niedrigste Fläche in der Einsenkung zwischen der Kirche des heiligen Grabes und dem Berge Zion, im An=

fange sehr steil und später immer abfallend sich bis zur Tempelstraße hinzieht, bis sie mit der vom Damaskusthore südwärts gehenden, allmälig ansteigenden Straße des Mühlenthales zusammentrifft, so scheint dies allerdings zu Gunsten der Robinson'schen Ansicht zu sprechen. Dazu kommt noch, daß die eben beschriebene, früher wahrscheinlich sehr deutliche Einsenkung durch Schutt sehr aufgefüllt sein mag, was die bei dem Bau der protestantischen Kirche vorgenommenen Ausgrabungen, bei denen man, in einer Tiefe von 40 Fuß, auf alte Wasserleitungen stieß, dann die bis zur Synagoge der Sephardim aufgethürmten, die Krone der Stadtmauern hier überragenden Schutthaufen und der unweit der Davidstraße liegende Erdwall beweisen dürften. Da, wo nämlich diese Straße auf die des Mühlenthales stößt, befindet sich etwas nördlich ein Erdwall, der das von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost durch die Mitte der ganzen Stadt hindurchziehende Thal, welches jene in einen nordöstlichen und nordwestlichen Theil scheidet, wie auch Gadow angibt, nicht nur unterbricht, sondern auch die Vermuthung bestärkt, daß hier eine andere von Osten herabkommende Einsenkung sich mit erstgenanntem Thal vereinigt und dann in einer tiefen Schlucht als Tyropöon bis zur Quelle Siloah und dem Kidron- oder Josaphatthal hingezogen habe.

Kehren wir aber wieder zu dem im Nord-Osten des heutigen Damaskusthores eingenommenen Standpunkte zurück, so liegt zu unserer Linken der mit Hütten und Gärten versehene Hügel Bezetha, an den sich südwärts der Tempelberg Moriah, und noch südlicher der Ophel anschließt, zu unserer

Rechten der nordwestliche Theil der Stadt (der vielbesprochene, den Tempel überragende Hügel Akra mit der Unterstadt des Josephus) mit der heiligen Grabeskirche, an den sich der Zion mit dem Castell und dem armenischen Kloster südwärts anreiht. Bezetha und Moriah scheinen Theile eines und desselben Rückens zu sein, welcher als Ophel an der Quelle Siloah in eine steile Felsenspitze ausläuft, unterhalb welcher sich das Tyropöon mit dem Josaphatthal vereinigt. Freilich ist hier nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sich auf diesem Rücken zwischen Bezetha und Moriah ein Sattel, eine Einsenkung oder sogar eine Schlucht befunden haben, wie es wohl zwischen Zion und Akra auf dem diese beiden Theile verbindenden Bergrücken der Fall gewesen. Ob nun der Hügel Bezetha der Hügel dicht an der gegenwärtigen Tempelarea auf ihrer Nordwestseite, ob der Hügel Akra eine eigene, östlich vom Josaphatthal umschlossene Anlage war und somit auf der Ostseite des vom Damaskusthor Süd-Süd-Ost laufenden Wadi (Tyropöon) gelegen, oder ob Akra die bloße Fortsetzung oder das Ende des breiten Landrückens, auf dem Zion liegt, gebildet hat, — dies sind die brennenden Streitfragen der Gelehrten, welche bald auf diese, bald auf jene Weise mit der ungenauen Beschreibung des Josephus in Einklang gebracht zu werden suchen.

Da ich weit entfernt davon bin, den gelehrten Forschungen eines Robinson, Ritter, Tobler, Krafft u. s. w. gegenüber meiner aus eigener Anschauung gewonnenen Ansicht eine besondere Berechtigung zu vindiciren, so wende ich mich lieber wieder zu bestimmteren, für den Leser gewiß interessanteren Resultaten.

Das Innere des jetzigen Jerusalems entspricht leider auch nicht im Geringsten mehr den großen biblischen und historischen Erinnerungen an die einstige Prachtstadt David's und Metropole der ganzen christlichen Welt, und jeder Wanderer, selbst der mit dem Auge des kindlich-frommen Glaubens begabte, erblickt nur Trümmer und Schutthaufen eines klassischen Bodens, nur Zerstörung und Verwüstung, nur ein Chaos schmutziger, enger, rohgepflasterter, abschüssiger Winkelgassen und ein buntes Gemisch zusammengewürfelter Einwohner. Zwar ziehen die massiven, mit Kuppeln versehenen Häuser die Aufmerksamkeit auf einen Augenblick auf sich, auch können sich einige Straßen, wenigstens an Reinlichkeit, mit denen Alexandriens und Constantinopels nicht zu ihrem Nachtheil messen, aber die hier und da aufgethürmten Schutthaufen, stehende Ruinen, leere, mit Gebüsch und Caktus bewachsene Flächen geben dem Ganzen ein wüstes, trostloses Ansehen. Erinnert man sich dabei noch des gehässigen Parteitreibens der christlichen Sekten und Confessionen, so wird man leider nur zu bald belehrt, daß „kein Friede ist inwendig in den Mauern und kein Glück in den Palästen." Jerusalem ist jetzt nur ein Schattenbild von dem, was es einst gewesen. Es ist an ihm erfüllt worden, was Jesus prophezeiet: „Nicht ein Stein wird auf dem anderen bleiben, der nicht zerbrochen werde" (Marcus 13, 2).

Bei meiner Wanderung um die Stadtmauer habe ich folgenden Weg eingeschlagen, indem ich durch das um das Jahr 1542 nach Christi Geburt aufgeführte Jaffa- oder Davidsthor der Araber die Stadt verließ. Das hier von

Norden erst südostwärts bis zum Jaffathor, dann südwärts dahinziehende Gihonthal (auch Hinnomthal genannt) zeigt in seinem oberen Theile den kleinen, mit mohamedanischen Gräbern umgebenen Teich Mamillah, von dem das Wasser zur Regenzeit durch eine Wasserleitung zum Jaffathore und von hier in das Innere der Stadt, wahrscheinlich zum Teiche Hiskia oder Patriarchenbad (Birket Hammâm el Batrâk), geleitet wurde. Ich verfolgte den parallel mit der Stadtmauer, aber einige Fuß tiefer als die untersten Mauerlagen laufenden Weg nach Jaffa bis zur Nordwestecke der Stadtmauern, wovon die Goliathsburg (Kasr Dschalud), das lateinische Kloster St. Salvator in östlicher Richtung liegend, die Mauer gegen Nord-Ost und Ost zum Kidronthale sich hinzieht und wo der Psephinus-Thurm in der Nähe der Goliathsburg wahrscheinlich in nordnordwestlicher Richtung gestanden hat. Wir befinden uns jetzt auf dem unerforschten Terrain der Schlachten und Belagerungen, der Hypothesen aller Localbestimmungen und antiquarischen Bedenken, auf einem Terrain, dessen Besprechung und Ergründung im Stande ist, einem Reisenden den Aufenthalt in der heiligen Stadt zu verleiden.

Der aus Kalksteinfels bestehende Boden hat hier kleine Senkungen und Vertiefungen und neigt sich nach dem Damaskusthore hinab. Auf dem Felde sieht man ehrwürdige, herrliche Olivenbäume, zwischen denen auch der Boden hier und da dürftig beackert und besäet ist. Bei meinem ersten Ausfluge nach dieser Nordseite hin traf ich hier auf einem mit Steinen umgebenen Ackerfeld eine Schaar junger mohamedanischer Mädchen und Kinder, die den schönen Nach-

mittag auf ländliche Weise im Freien zubrachten und sich an Musik und Gesang ergötzten. Sie waren nichts weniger als unwillig darüber, daß ich mich ihnen langsam näherte. Ein ihnen dargebotenes kleines Geschenk brachten sie aufjauchzend den sie geleitenden Frauen zurück und fuhren dann, ungestört durch meine Anwesenheit, in ihren harmlosen Spielen fort. Die Frauen waren reich gekleidet, dicht verschleiert und schienen den wohlhabenderen Ständen anzugehören, was auch die schwarzen Sklavinnen bekundeten. Von diesen spielte eine die Darabukah und die übrigen sangen dazu; die Kinder wälzten sich muthwillig auf dem Boden umher und die Eltern brachen oft in lautes Lachen aus. Für den Fremden hat der Anblick einer Frauengruppe im Orient immer etwas Eigenthümliches; mit unruhiger Neugier betrachtet er immer diese räthselhaften, verschleierten Sphinxgestalten. Er fühlt sich zu ihnen hingezogen, aber immer verschwinden sie schweigend und stumm, sobald er sich naht.

Die Gegend an und für sich macht hier, wie fast überall in der Nähe von Jerusalem, einen traurigen, melancholischen Eindruck, allein die heilige Stadt mit ihren Mauern, Thürmen und Kuppeln scheint mir gerade von diesem Punkte aus das beste Bild mittelalterlicher Ritterzeit zu gewähren, und wenige Pilger werden von hier in die Stadt einziehen, ohne einen historischen Rückblick zu thun und insbesondere der kriegerischen Kreuzfahrer und ihrer ritterlichen Anführer zu gedenken. Beim ersten Anschauen erinnerte mich Jerusalem an eine altdeutsche Reichsstadt und ich dachte an Nürnberg. Die in der Zeit des Sultan Suleiman (1542)

aufgeführten türkischen, 25 bis 50 Fuß hohen, aus grauen Quadern bestehenden Stadtmauern sind mit Brustwehren, Zinnen, Schießscharten, Auftritten und Treppen versehen. Es faßt dieselben ein im Norden auf der äußeren Seite in Felsen gehauener Graben ein, dessen Spuren insbesondere vom Damaskusthore nach dem Kidronthale noch heutigen Tages sichtbar sind; auf der inneren Seite haben sie einen Gang für die Vertheidiger. Auf den übrigen Seiten der Stadt werden sie von tiefen Thälern umgeben.

Von dem in saracenischer Architektur erbauten starken Damaskushor, früher Stephansthor genannt, verfolgte ich die allmälig aufsteigende Straße nach Nablus und Damaskus und kam in etwa 20 Minuten nach den dicht an genannter Straße liegenden sogenannten G r ä b e r n d e r K ö n i g e. Die in der Nähe auf der Oberfläche zerstreut umherliegenden Trümmerreste ehemaliger Mauern und Cisternen dürften wohl darauf hindeuten, daß in dieser Richtung eine dritte Mauer (Agrippa) geführt worden ist.

Die Gräber selbst verdienen volle Berücksichtigung, weil sie der ganze Rest der wenigen alterthümlichen prächtigen Bauten sind, an denen Jerusalem und Palästina jetzt so arm ist. Man gelangt über einen an den Seiten glatt gehauenen Vorhof zu einem aus dem Felsen gehauenen, aber sehr beschädigten Porticus, welcher als eine natürliche Halle mit gefälligen Bildhauerarbeiten geschmückt ist, die Kränze, Früchte und Weintraubengewinde darstellen. Durch den gegen Süden liegenden niedrigen Eingang erreicht man dann, aber kriechend, vier Felsenkammern, deren Wände, aus dem Felsen gehauen, ohne alle Verzierungen sind und an deren Seiten

sich Gemächer, Grüfte, Nischen und Grabgewölbe befinden. Bruchstücke weißen Marmors liegen in den feuchten unterirdischen Räumen umher. Die Juden halten diesen ihnen heiligen Ort für ein Privatbegräbniß einer durch Wohlthätigkeitssinn ausgezeichneten Familie, Robinson dagegen hat diese Aushöhlungen für das Grabmal der zur jüdischen Religion bekehrten Königin Helena, der Gemahlin des Königs Monobazus von Adiabene, erkannt, und es ist diese Ansicht als eine durch topographische und architektonische Untersuchung constatirte richtige zu betrachten. Die merkwürdigen, mit Kammern und mit in horizontaler Richtung in die Wand hineinlaufenden Nischen versehenen Gräber der Richter liegen von hier eine Viertelstunde in nordwestlicher Richtung entfernt.

Von hier wanderte ich in südlicher Richtung nach der sogenannten Grotte des Jeremias vor dem zugemauerten Herodesthor. Der durch eine Lattenthür verschlossene Zugang wurde mir durch einen kleinen Bakschisch von dem in der Nähe wohnenden Wächter sogleich geöffnet und mir die Grotte nach allen Richtungen hin gezeigt. Sie ist von bedeutendem Umfange und ihre seltsame Aushöhlung erinnert fast an einen Steinbruch. Sie scheint früher mit dem Felsen zunächst der Stadtmauer zusammen gehangen zu haben, mag aber später, vielleicht zur Zeit Herodes' Agrippa, bei Erbauung der dritten Mauer durchbrochen worden sein. Wie die an der Nordwestseite der äußeren Stadtmauern im Josaphatthale liegenden Felsgräber, so mag auch diese Grotte eine Grabstätte gewesen sein, und sie wird als solche auch noch heutigen Tags von den Mohamedanern be-

nutzt. Nach einigen Forschern soll die Felswand der Jeremiasgrotte ein Denkmal des Herodes sein und nach der Meinung des Gelehrten O. Thenius, welcher die für sich unabhängige Lage Golgatha's vom heiligen Grabe nachzuweisen suchte, lag Golgatha auf der einer Schädelform ähnlich gestalteten Felskuppe über der Grotte des Jeremias. Das Felsgrab des Walkers (ager fullonis) liegt von hier östlich in einem Nebenthale und auch das Grab Simon's des Gerechten befindet sich im oberen Kidronthale. Die Nekropolis Jerusalems zieht sich, wie wir gesehen, von dem oberen Theile des Gihonthales am Wadi Beit Hanina vorbei nach dem Kidron- oder Josaphatthale und schlingt sich mit diesem südlich im Hinnomthale wieder nach Norden kranzförmig fast um die ganze Stadt herum. Jerusalem liegt inmitten einer großen Grabstätte, umgeben von Wehmuth und Trauer; das Epitaph dieser Todtenstadt ist jedoch mit ehernem Griffel in das Buch der Weltgeschichte eingegraben.

Vor dem zugemauerten Blumen- oder Herodisthor liegt ostwärts ein kleiner Teich Birket el Hadsch. Wenn man das Herodisthor (Blumenthor) und den Pilgerteich passirt hat und längs der Stadtmauern an dem Graben weiter geht, gelangt man an die an dem abschüssigen Kidronthale gelegene Nordostecke der Stadt, wo der in seinen alten Grundlagen wohl noch erkennbare große Eckthurm des Josephus unweit des Walker-Denkmales gestanden hat. Die Stadtmauer läuft von hier in südlicher Richtung und parallel mit ihr fast bis zum St. Stephansthor der erwähnte Graben bis zu seiner Ausmündung in den Birket Hummam

Sitti Marjam (Teich des Bades der Jungfrau Maria). Dieser ist jetzt trocken, hat aber früher zur Speisung des sogenannten, innerhalb der Stadt gelegenen Teiches Bethesda (Bad der Maria) gedient.

Wir stehen jetzt vor dem jedenfalls aus der Zeit der Kreuzfahrer stammenden St. Stephansthor (Bab Sitti Marjam), vor dem nach der Klosterlegende des 14. Jahrh. der heilige Stephan gesteinigt worden sein soll (Apost. 7, 58). Es enthält ein mit steinernen Löwen geschmücktes Portal und in den an der Seite desselben liegenden „alten" Trümmern will der Reisende Krafft das Schafthor des Nehemia wiedererkannt haben, welches nach Nehemia 3, 1 der Hohepriester Eljasib mit seinen Brüdern baute. Von dem Thore schlängelt sich der steile Weg hinab nach dem im Kidronthale am Fuße des Oelberges liegenden Gethsemane. Der heilige dreigegipfelte Oelberg liegt gerade dem Damaskusthore gegenüber, der Moriah aber zur Seite des Thores in südlicher Richtung.

Wenn wir unseren Weg längs der Oststadtmauer, die zugleich die Ostmauer des Tempelberges Moriah mit der Tempelarea und der Moschee des Omar bildet, nehmen, so kommen wir, ungefähr in der Mitte zwischen dem Stephansthor und der Südostecke der Mauer, zum „goldnen Thor" der Kreuzfahrer, durch welches zur Erinnerung des Einzugs Jesu auf einem Eselfüllen (Matth. 12, 15) früher an jedem Palmsonntage eine Prozession der Christen stattgefunden. Seit Omar's Zeiten ist aber dieses Thor zugemauert und nach der inneren, zur Moschee führenden Seite auch von Soldaten bewacht, weil nach einer mohamedanischen Weissa-

gung dort ein neuer Herr der Erde (die Christen?) den Einzug in den Tempel halten wird. Nach dem Glauben der Mohamedaner erscheint auch hier (auf einer horizontalen, aus der Mauer hervortretenden Säule sitzend) am Tage des Weltgerichts ihr Prophet, wie Jesus auf dem gegenüberliegenden Oelberg. Auch die Juden vermuthen hier den Schauplatz des jüngsten Gerichts (Joel 3, 7) und lassen sich gerne noch heutigen Tages auf dem schmalen, zwischen der Ostmauer und dem jach abneigenden Josaphatthal befindlichen Raum begraben, um jenem Gericht am nächsten zu sein. An schönen Tagen sieht man häufig zahlreiche Gruppen weißgekleideter jüdischer Frauen an diesem Orte verweilen und ihre Andacht verrichten. Am Freitag Nachmittag ziehen sie aber auf den jüdischen, an der Westseite der Tempelarea liegenden Klageort, wo ihnen gestattet ist, den Verfall des Salomonischen Tempels zu beweinen.

Kehren wir wieder nach dem St. Stephansthor zurück und steigen von da auf dem an der Bergwand sich schlängelnden, zickzackartigen Pfade in das Kidron- und Josaphatthal hinab, welches sich nach Süden in einer immer tieferen und finsteren Schlucht hinzieht. Wir gehen auf einer kleinen massiven Brücke über den ausgetrockneten Bach Kidron, über welchen auch der vor seinem Sohne Absalom fliehende König David mit dem weinenden Volke zog (2 Sam. 15, 23), und gelangen nach dem lieblichen, mit schönen Olivenbäumen bestandenen G e t h s e m a n e der Schrift, von dem der Evangelist Johannes 18, 1 sagt: „Jesus ging mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus mit seinen Jüngern.“ Es befindet sich jetzt hier ein nach

modernem Princip angelegter, dem lateinischen Kloster zugehöriger, mit einer 34 Jahre alten Steinmauer umgebener Garten, der aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch nicht mathematisch genau bestimmt, nahe dem Orte liegt, wo der Herr mitten unter der Last der Arbeiten wachend betete: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe;" wo er seine Jünger schlafend fand vor Traurigkeit und wo er durch die von Judas herbeigeführte Schaar und deren Oberhauptmann und die Diener der Juden gefangen genommen und gebunden ward. Auf unser Klopfen an dem kleinen Gartenthor ließ uns ein Franziskaner freundlich ein und gerne ruhten wir hier an diesem traulichen Ort, wo Blumen blühten und dufteten und seliger Frieden in unsere Seelen einzog. Der Mönch brach Olivenzweige ab, reichte sie uns als Erinnerungszeichen an unseren Besuch und meinte auf unsere Frage nach dem Alter der ehrwürdigen Olivenbäume, daß er sie nicht älter als höchstens 1000 Jahre schätzte.

Von hier besuchen wir die nördlich naheliegende, halb unterirdische Grabeskirche der Maria, wo nach der Klosterlegende die Virgo Maria begraben liegen soll. Ueber einen Hofraum gelangt man zum Porticus und steigt auf einer Treppe zu der erleuchteten, reichgeschmückten Kirche hinunter, in welcher sich die in Fels gehauene Grotte der Jungfrau befindet. Auf dem erwähnten Hofraum hat ein Araber mit Nargileh's Posto gefaßt, die er den Fremden zum Rauchen anbietet. Auf diese Weise sucht man vollends die matte Poesie der Tradition zu ersticken!

Wir steigen jetzt zum Oelberg nicht hinauf, sondern

setzen unsern Weg weiter im Josaphatthale, dem uralten Begräbnißplatz der Juden, fort. Wir befinden uns in einer öden, schauerlichen Thalschlucht, umgeben von Mausoleen, Grabstätten und Judengräbern. Auf diesem stillen Todtenfelde gelangen wir zuerst an die unter der südöstlichen Ecke der Mauer der Stadt und der Tempelarea gelegenen interessanten Gruppen der Grabmonumente des Josaphat, Absalom, Jacob und Zacharia, von denen die des Zacharia und Absalom, nicht wie die anderen eben genannten Grabhöhlen mit Portalen versehen, sondern wirkliche Felsmonumente, Monolithe sind. Daß hier nicht die wirklichen Gräber des Josaphat und Absalom zu suchen seien, lehrt uns die heilige Schrift, nach welcher der erstere mit seinen Vätern in der Stadt Davids, letzterer aber in dem Wald in einer großen Grube begraben liegt. Die Juden aber glauben, daß hier die 2. Sam. 18, 18 erwähnte, im Königsgrunde errichtete Gedächtnißsäule zu vermuthen sei, und noch heutigen Tages gehen sie, sowie auch die Muslim nicht vorüber, ohne zum Zeichen der Verachtung vor einem ungehorsamen Sohne, wie Absalom es war, auszuspeien oder Steine hinabzuwerfen. Der Styl dieser von der einen Seite Ueberladung, von der anderen eine gewisse Rohheit und Mangel an Einheit zeigenden Denkmäler enthält nach Ritter's gewichtigem Urtheil ein eigenthümliches Gemisch egyptischer und persischer Motive, wie er in Syrien, zumal aber in den Mausoleen des Wadi Musa, zu Petra, dem einstigen Sitz der Nabatäer und idumäisch-arabischen Herrscher, welche die Zeit von Christi Geburt nicht überschreiten, vorkommt. Es ist der Styl der baulustigen Periode der

Herodier, die von dort stammten und auch durch Verschwägerungen mit dortigen Fürstengeschlechtern in Verbindung blieben. Die Felsenaushöhlung des Apostels Jacobus zeigt ein von dorischen Säulen getragenes Portal und das Grab Zacharia's ein mit jonischen Pfeilern geschmücktes, pyramidalförmig zulaufendes Quadrat.

Unterhalb dieser Gräber wendet sich die gegenüber auf dem Moriah, dicht am Abhange des Josaphatthales laufende, aus uralten Grundsteinen bestehende Stadt- und Tempelareamauer in einem rechten Winkel gegen Westen. Diese Südmauer enthält nach den Untersuchungen von Robinson, Gadow ꝛc. sehr große Quadersteine uralten Fundaments, die eben so wie die auf der Westseite der Area am Klageort der Juden hinlaufende Mauer hinsichtlich ihrer Anlage und eigenthümlichen Bearbeitung mit geränderten Fugen und glatten Flächen auf Salomonische Zeiten hinweisen. An der S.-W.-Ecke der Area glaubte Robinson in den in ihrer ursprünglichen Lage gebliebenen Quadern die Brücke zu vermuthen, welche nach Josephus von diesem Theile des Tempelberges Moriah nach dem Xystus, d. h. zur freien Terrasse am Hasmonäer-Palaste der Zionstadt hinüberführte. Die südliche Mauer der Area der Moschee vereinigt sich ungefähr auf zwei Drittheile des Weges von Südost nach Südwest mit der auf dem Rücken des Ophel heransteigenden Stadtmauer. Letztere läuft von hier, den Garten der Aksa begrenzend, nach Süden, wendet sich dann im rechten Winkel westlich, setzt über das Tyropöon, in dessen Vertiefung sich das geschlossene Mistthor (Bab el Mughâribeh) befindet, zieht sich in westlicher Richtung am

Zionsthore vorbei den steilen Zionsberg hinauf im Zickzack bis nach dem Thal Hinnom nach der S.-W.-Ecke der Stadt und läuft dann von hier direct nach Norden zum Castell Davids und zum Jaffathor. Ein großer Theil des Zionsberges liegt heutigen Tages außerhalb der Stadtmauer, während zu Josephus Zeit diese bis zur Thaltiefe des Thales Gihon herablief. Rechnet man diesen, sowie die jetzt im Norden der Stadt außerhalb der Mauer liegende Strecke Landes mit ein, so kann die Größe der alten Stadt 33 Stadien im Umfange oder $3^1/_3$ engl. geogr. Meilen ausgemacht haben, wie solches Josephus angibt.

Setzen wir unsern Weg im Josaphatthale weiter fort, so gelangen wir über den mit flachen Leichensteinen belegten jüdischen Begräbnißplatz nach dem Dorfe Silvân (Kefr Silwân). Es ist dies eine lebendige Nekropolis, denn die armen Bewohner haben sich gleich Troglodyten in den Fels- und Todtenkammern so gut als möglich eingerichtet. Der Berg wird nach der Ueberlieferung der „Berg des Aergernisses (Mons scandali)" genannt, auf dem Salomo, dem Camos der Moabiter zu Ehren, Götzendienst für seine ausländischen Weiber trieb (1 Kön. 11, 7).

Wenn man von hier wieder in die Thaltiefe heruntersteigt, so kommt man an den im Felsen eingehauenen Quell der Jungfrau oder an den Marienbrunnen, einen sehr alten überwölbten Bau, unter dem 26 Stufen hinunter zu der Quelle führen, die wahrscheinlich aus den unterirdischen, unerschöpflichen Wassersammlungen der Tempelarea kommend, mit der jenseits des Ophel südlicher liegenden Siloahquelle durch einen unterirdischen Canal in Verbindung

steht. Mehre Reisende: Robinson, Eli Smith und Tobler haben diesen in Felsen gehauenen Tunnel, durch welchen der Abfluß nach dem Siloahbrunnen stattfindet, durchkrochen und in demselben viele Abweichungen, Windungen, Zick- zack- und Schlangenlinien gefunden, sowie auch die Temperatur, den Wechsel, das Aufsprudeln und Ansteigen des Wassers in der Quelle der Jungfrau beobachtet. Ueber den Abfluß und die Ableitung des Wassers scheint kein Zweifel zu sein, wohl aber herrscht noch eine große Ungewißheit über die bestimmte Zuleitung von Norden. Dieser Brunnen wird für den Königsteich des Nehemia, sowie für den Teich des Salomo gehalten (Nehem. 2, 14, 15) und mit vielen Sagen und Legenden in Verbindung gebracht. Noch heutigen Tages trifft man Wäscherinnen und Frauen mit Wasserkrügen dort, in denen sie Wasser schöpfen und gleich Hagar auf ihren Schultern davontragen. Die Quelle wird auch der Brunnen Siloah genannt, im Gegensatz zu dem Teich Siloah oder der wahren Quelle Siloah, welche etwas südlich an der entgegengesetzten Seite des Ophel am Ausgange des Tyropöon liegt.

Diese ist es, von der es Joh. 9, 7 heißt: „Jesus sprach zu dem Blindgeborenen: Gehe hin zu dem Teiche Siloah und wasche dich. Da ging er hin und wusch sich und kam sehend." Das Wasser ergießt sich unter einer Felsenwölbung in ein Bassin, in dessen Nähe sich noch ein zweites befindet, und von hier vermittelst eines Canals in das tiefer liegende Josaphatthal, wo wohl der „Garten des Königs (Nehem. 3, 15)" gelegen hat und noch jetzt Felder und Gärten, Oel- und Feigenbäume, Gras und Gemüse durch

ihr frisches Grün einen wohlthuenden Contrast gegen die braunen Steine bilden.

Hinter dieser Quelle, südlich vom Mistthor, mündet ein unterirdischer Gang aus, durch den im Jahre 1834 die Beduinen in das Innere der Stadt eindrangen. Westlich über dem Marienbrunnen befindet sich ein ähnlicher Canal.

Südlich der genannten „Königsgräber" vereinigt sich das Thal Hinnom mit dem Thale Josaphat. Hier liegt der in einem Quadrat ausgemauerte tiefe Brunnen Rogel, auch Brunnen Nehemia's und Hiobs, sowie die Quelle der Kundschafter genannt. Letztere Bezeichnung stützt sich auf 2 Sam. 17, 17, wonach die von Absalom abgeschickten Kundschafter Jonathan und Ahimaaz bis hierher vordrangen; „denn sie durften sich nicht sehen lassen, daß sie in die Stadt kämen." Auch schon Josua 15, 7; 18, 16 wird der Brunnen Rogel erwähnt. Zur Seite dieses lag 1. Buch der Könige 1, 9 und 41 der Stein Soheleth, wo Adonia Schafe, Rinder und gemästetes Vieh opferte, und Joab den Posaunenschall, das Geschrei und Getümmel der Stadt hörte, als Solomo zum König gesalbt wurde. — In der Nähe des Teiches weidete friedlich das gefräßige Vieh und aus dem Brunnen selbst schöpften durstige Männer und Frauen emsig Wasser. Ein alter Araber lagerte gemächlich auf dem Rasenteppich und stieß gedankenlos dicke Rauchwolken aus seinem Schibuck hervor. Er war das Symbol des Friedens und der Zufriedenheit.

Geht man von hier aufwärts in das Thal Hinnom oder das untere Gihon-Thal, so sieht man zur Linken alte Felsengräber. Steigt man zu diesem Chaos von Fels-

treppen und Felsgräbern hinauf, so befindet man sich auf dem Berge des bösen Rathes (Mons mali consilii), wo nach der Mönchserzählung Hohepriester und Schriftgelehrte in dem Landhause des Kaiphas beriethen, wie sie Jesum tödteten (Matth. 26, 3, 4). Es ist hier der Ackeldama oder Blut- oder Töpfersacker, von dem es Matth. 27 heißt, daß die Hohenpriester, nachdem sie dreißig Silberlinge des Judas als Blutgeld an sich genommen, einen Rath hielten und kauften einen Töpfersacker darum, zum Begräbniß der Pilger. Noch heute findet man weißen Thon hier, der wie die Erde von Keneh insbesondere zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird. In den von hier weiter westwärts befindlichen überwölbten, mit Seitennischen und Kammern, aber nicht mit Bildhauerarbeiten verzierten Felsgräbern liegen auch Christen begraben, was die hier angebrachten Kreuze bezeichnen, und eine griechische Inschrift sagt uns sogar, daß hier auch zehn Männer aus Germanien, also Deutsche, ihre Ruhestätte gefunden hätten. Nach des englischen Reisenden E. D. Clarke (Travels Ed. London 1817) falscher Annahme lag hier nicht nur die Stadt Davids, sondern auch das wahre Grab Christi.

In einem alten Steinbruche steigen wir über lange und flache Grabsteine der Karaiten (Jerusalemiter), einer jüdischen, nur das Alte Testament anerkennenden und gegen den Talmud sich auflehnenden Separatistensekte, wieder zum Thal Hinnom hinab, passiren die durch die Felsenwände des Thales gebildeten langen Seitenwände des Sultanteiches, um den sich die von den Teichen Salomonis und von Bethlehem kommende Wasserleitung des Pontius Pilatus herumzieht,

und gelangen längs der mit vorspringenden Bastionen versehenen Stadtmauer an der großen Citadelle der Stadt (el Kalah) vorbei, wieder zum Jaffathor, von dem aus wir unsere Wanderung um die Mauern Jerusalems angetreten hatten.

Wir wollen jetzt den Zionsberg besuchen und uns dann nach der heiligen Grabeskirche begeben.

Auf dem von der heutigen Stadtmauer eingeschlossenen nördlichen Theil des Zionsberges liegt zunächst dem Jaffathor im Nordwesten die Citadelle (el Kalah). Hier stand ehedem der Palast Herodes und die Burg Davids, von der dieser König, Krieger, Dichter und Sänger so schön Psalm 48 singt: Der Berg Zion ist wie ein schön Zweiglein, deß sich das ganze Land tröstet. Es freue sich der Berg Zion und die Töchter Juda's seien fröhlich. Umringet Zion und umfahret sie, zählet ihre Thürme, betrachtet ihre Mauern, durchstreift ihre Paläste, auf daß ihr's verkündiget dem späteren Geschlechte." Die jetzige Citadelle nimmt mit ihren Thürmen, Brustwehren, Gräben und massiven Mauern ein bedeutendes Terrain ein und hat ein festungsartiges Ansehen, ist aber für die neuere Kriegskunst unwichtig. Im Uebrigen wird sie von in der nach Süden gelegenen Caserne stationirten Soldaten, unter denen etwa 20 Artilleristen sich befinden, bewacht, die ihre Zinnen jeden Freitag mit der türkischen Fahne schmücken. Der Oberbau scheint der römischen, der Unterbau aber einer weit älteren Zeit anzugehören. Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus ließ dieser zerstörungssüchtige Feldherr ein Denkmal zur Verherrlichung römischer Tapferkeit stehen, welches auch im

Jahre 1219 durch die Mohamedaner nicht eingerissen wurde, und dieses ist der nordwestliche Thurm der Citadelle — der Hippicus des Herodes oder die Davidsburg der Kreuzfahrer oder der Thurm Davids. Von diesem Thurme, in dessen Nähe, am Nordrande des Zion, Herodes auch die beiden Thürme Phasälus und Mariamne aufführen ließ, nahmen, wie Josephus sagt, die drei Stadtmauern ihren Ausgang. Jetzt ist alle frühere Macht und Pracht verschwunden.

Der Citadelle gegenüber erhebt sich die aus weißen Kalkstein-Quadern im gothischen Style erbaute schlichte englische protestantische Kirche, deren Einweihung am 21. Januar 1849 stattfand. Der Bau war insbesondere wegen der tiefen Grundlegung ein schwieriger und kostspieliger. Man hatte erst 10 Fuß Erde, dann 10 Fuß Trümmer und wieder 10 Fuß Erde zu durchgraben, bevor man wiederum durch 10 Fuß Trümmer alter Stadtreste auf einen Aquaduct stieß. Die Kirche selbst ist schön und zweckmäßig gebaut und gern eilte ich aus dem Getümmel der heiligen Grabeskirche hierher in das Haus des Friedens und der Andacht. An den Nachmittagen der heiligen Osterfeiertage wohnte ich hier dem von den Predigern Nicolayson und Valentiner abgehaltenen deutschen Gottesdienste bei, zu dem sich an 80 Personen beiderlei Geschlechts versammelt hatten. Pastor Valentiner aus Schleswig, seit 1852 angestellter Caplan des Hospizes und Hospitals, sowie Seelsorger der deutsch-evangelischen Gemeinde, predigte in herzerhebender Sprache über die bekannten Worte: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? — Der Geist der Andacht ruhte auf der kleinen

Gemeinde. Das Gebet für das deutsche Vaterland beschloß die kirchliche Feier. In der Regel findet der englische Gottesdienst Vormittags statt, der deutsche wird am Sonntage Nachmittag alle 14 Tage nach der üblichen Liturgie abgehalten. Der anglikanische Gottesdienst findet Vormittags in englischer und am andern Sonntage Nachmittags in deutscher Sprache durch Gobat, unter Assistenz des Missionärs Nicolayson statt. Es wird in dieser Kirche auch ein hebräischer Gottesdienst abgehalten und demselben die hebräische Uebersetzung der anglikanischen Liturgie zu Grunde gelegt.

Kehren wir wieder auf den Berg Zion zurück und schreiten wir von der protestantischen Kirche weiter nach Süden. Wir stehen vor dem Kloster der Armenier. Durch ein großes Eingangsthor gelangen wir zu einer Vorhalle, deren Wände mit greller Frescomalerei bedeckt sind. Bei näherer Umschau freuen wir uns über den hier herrschenden Geist des Wohlstandes und der Ordnung. Die Mönche, in lange schwarze Gewänder gekleidet, zeigen mit Zuvorkommenheit die inneren Räumlichkeiten des Klosters. Die an die Vorhalle stoßende Kirche ist mittelmäßig groß, reinlich und mit Bildern, Teppichen, Goldlampen, Marmor und Perlmutter überladen. Die zahlreichen Priester fungiren in prachtvoll goldgestickten Gewändern; vor ihnen liegen die Andächtigen auf den Knieen. Der in armenischer Sprache abgehaltene Gottesdienst ist dem der Griechen fast gleich; dem Gesange fehlt harmonische Wirkung. Die Kirche, wahrscheinlich im 11. Jahrhundert gegründet, ist dem heiligen Jacobus, dem ersten Bischof geweiht, weil hier die Enthauptung des

Apostels Jacobus, des Bruders des Johannes, auf Herodes Befehl stattgefunden haben soll. Die Mönche bezeichnen die Stelle der Enthauptung. Nach der Legende kam übrigens der Leib des enthaupteten Jacobus nach Padron, einem 4 spanische Meilen von St. Jago de Compostella in Spanien (Galicien) gelegenen Orte. Im Jahre 829 brachte man ihn an den ersteren Ort und er wird seitdem als Schutzpatron und Heiliger der dortigen Kathedrale bis auf den heutigen Tag verehrt.

Das armenische Kloster nimmt einen sehr bedeutenden Umfang ein und gilt für das reichste in der Levante. Es hat eigene Mühlen, Bäckereien, Cisternen und Gärten und große innere Räumlichkeiten, in denen mehre Tausend Pilger beherbergt werden können. Eine neue schöne Wohnung wird jetzt für den Patriarchen eingerichtet. Von dem Dache des Klosters genießt man eine hübsche Aussicht, und der dem Gebäude gegenüberliegende, mit Pinien, Cypressen und Blumen bepflanzte Garten bietet Gelegenheit zu einem angenehmen Spaziergange.

In dem unweit des Klosters gelegenen armenischen Nonnenkloster „zu den Engeln" wohnen an 100 Nonnen. Nach der Legende stand hier das Haus des Hannas, des Schwiegervaters von Kaiphas.

Die Armenier trennten sich auf dem Kirchenconcil zu Chalcedon im Jahre 491 in Folge der monophysitischen Lehre von der orthodoxen Kirche, von der sie seitdem als Schismatiker gehaßt werden. Ihre Anzahl beläuft sich in Jerusalem auf ungefähr 350 Seelen. Von den beiden

Patriarchen lebt einer in Constantinopel, der andere in Jerusalem.

Sie sind meist angesehene Geschäftsleute und stehen in Achtung. In Jerusalem haben sie bedeutende Besitzungen, zum Theil, wie z. B. das Jakelskloster ꝛc. von den Georgiern käuflich an sich gebracht. Die Kirche der Georgier ist von hohem Alter, allein jetzt ohne Bedeutung. Sie ist arm und das 3/4 Stunden von Jerusalem gelegene, von 3 bis 4 Mönchen bewohnte Kloster zum „heiligen Kreuzholz“ ist das einzige, was ihnen geblieben.

Die Armenier üben auch eine Art Protectorat über Kopten (Abyssinier) und Syrer oder Jakobiten. Erstere sind im Besitz eines dem heiligen Georg gewidmeten Klosters an der Ostseite des heiligen Grabes, in dem nur einige koptische und abyssinische Priester wohnen. Die Zahl der Kopten beträgt ungefähr 100. Sie neigen sich mehr zu der armenischen, als griechischen Kirche und sind auch auf die Unterstützung der ersteren angewiesen. Die Leitung des koptischen Klosters ist im Jahre 1851 vom abyssinischen König von Schoa, soweit es die Verhältnisse gestatten, dem Bischof Gobat übergeben worden.

Die Syrer oder Jakobiten besitzen auf dem Berge Zion, unweit der neuen evangelischen Kirche, eine kleine düstere Kirche und das Kloster St. Markus. Von der orthodoxen Kirche, von deren Lehren sie nur in verschiedenen dogmatischen Schattirungen abweichen, leben sie in Sonderung, mit den Kopten und Armeniern, mit denen sie auch derselben Lehre von dem Einen Vater huldigen, aber in Gemeinschaft.

Der Weg führt uns jetzt zu dem Zionsthor und wir finden dicht an der Stadtmauer die erbärmlichen Hütten der bejammerswerthen Aussätzigen. Die Anzahl derselben betrug 35 und es wurde mir gesagt, daß die bis zur Zeit der Mannbarkeit gesunden Kinder gewöhnlich erst dann von dem schrecklichen Uebel befallen würden. Die Armen betteln um Almosen und man reicht es ihnen um so schneller, je mehr man diesem traurigen Anblick zu entgehen wünschen muß.

Man tritt jetzt aus der Stadtmauer heraus und sieht den südlichen Theil des Zion, auf dem früher ein Stadttheil bis zu dem Thale Gihon, zu der hier laufenden Stadtmauer sich ausdehnte, jetzt als Todten- und Ackerfeld mit Schutthaufen vor sich, auf dem nur wenig Gebäude hervorragen, die wir sogleich näher bezeichnen wollen. Zunächst der heutigen Mauer westlich vom Zionsthal liegt das kleine armenische Kloster (Hhabs el Mesihh der Pilger) mit den Grabmälern der armenischen Patriarchen von Jerusalem, wo nach der Legende das Haus des Hohenpriesters Kaiphas stand. Durch eine schwere Pforte tritt man in einen kleinen, reinlichen Hof ein, der mit Platten belegt und mit Mauerwerk versehen und an seiner einen Seite mit einem mächtigen Oelbaum geschmückt ist. Links gelangt man in die kleine Kirche, wo die Klostersage das Gefängniß Jesu und den Ort bezeichnet, wo der Hahn gekräht und Petrus bitterlich geweint hat. Die Anzahl der Mönche ist eine sehr geringe.

Weiter südlich kommen wir zu dem den Muslim gehörigen Grab Davids (el Nebi David) oder Coenaculum. Es

besteht hier eine Moschee und in dem großen steinernen Saale, in welchem sich bei meiner Anwesenheit an hundert Schulkinder lärmend herumtrieben, soll nach der Ueberlieferung die Einsetzung des heiligen Abendmahls geschehen sein. Die Nachricht von einer Kirche der Apostel reicht bis in das vierte Jahrhundert und die von einem Grabe David's bis in das graueste Alterthum zurück. Sollte hier wirklich der große, 1014 v. Chr. gestorbene Mann ruhen, unter dem Palästina 5 Mill. Einwohner und 500 Quadratmeilen enthielt, und von dem es 1. Buch der Könige 2, 10 heißt: „Also entschlief David mit seinen Vätern und ward begraben in der Stadt David's"? Seine nahegelegene Königsburg, in der er auf Zion wohnte, scheint wenigstens dieser Ansicht nicht zu widersprechen.

Im Westen des mit zum Hinnomthale abfallenden Fußpfaden versehenen Zionsberges ruhen jetzt christliche Gebeine. Man wandert hier gedankenvoll über den armenischen, lateinischen, griechischen und protestantischen Kirchhof und Erinnerungen der verschiedensten Art bewegen die Seele. Das düstere Schicksal der Weltstadt zieht an unserem Geiste, einen melancholischen Eindruck hinterlassend, vorüber und unterdrückt jegliche Freude auf dem Berge Zion.

Unweit meiner Wohnung im nordwestlichen Quartier der Stadt, im Norden des griechischen Klosters Constantin's, liegt die heilige Grabeskirche und die Schädelstätte Golgatha. Es war am Morgen des Charfreitags, als ich mit bewegter Seele über den Vorhof in die Grabeskirche des Welterlösers eintrat. Die aus mehren Hauptgebäuden bestehende, in der allegorischen Form eines römischen Kreu-

zes gebaute Kirche ist in ein ansehnliches Gebäude, welches trotz aller Entstellung und unharmonischen Architektur dennoch den Charakter des byzantinischen Baustyls sich erhalten hat und auf den Fremdling einen nicht unbedeutenden, wenn auch nicht fremdartigen Eindruck ausübt. Auf dem Vorhofe stand eine Compagnie türkischer Soldaten und herrschte ein lebendiges Treiben der Kaufleute. Hier wurden Rosenkränze, dort heilige Bilder, Perlmutterschalen, wohlriechende Essenzen und Rosen von Jericho verkauft, auch andere für die Pilger werthvolle Gegenstände dargeboten. Unwillkürlich trat jene Scene vor meine Seele, an welche Matth. 21, 12 erinnert: „Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer.“

Beim Eintritt in den Tempel sah ich links in einer Nische türkische Offiziere kauern, welche den dampfenden Schibuck rauchten und Kaffee tranken. Letzteren bereitete ein arabischer Junge am Fuße Golgatha's ganz ungestört. Mit andachtsvollem Herzen hatte ich mich dem größten christlichen Heiligthume genähert, aber diese Entweihung schnitt mir tief in das übervolle Herz und wehmüthig sah ich die Hunderte andächtiger Pilger aus allen Weltgegenden vorüberwandeln und beten. Ich schritt weiter, Golgatha zur Rechten lassend, nach dem heiligen glatten Marmorsteine, auf dem die Salbung unseres Heilandes geschehen sein soll, und unweit dessen sich die Gräber von Gottfried und Balduin befinden. Viele Pilger lagen hier auf den Knieen, den heiligen Stein küssend. Ich wandte mich ein

wenig links und stand plötzlich vor dem heiligen Grabe des Fürsten des Friedens. Der Anblick ergriff mich tief und schon begann ich, mich stillen Betrachtungen hinzugeben, als diese plötzlich von Orgeltönen, Gesang, Schreien und Lärmen unterbrochen wurden. Es wurde Messe und Prozession gehalten und eine große Menschenmasse wogte geräuschvoll hin und her.

Die mit weißem Marmor bekleidete, mitten in der Rotunde liegende kleine Kapelle des heiligen Grabes wird von den Lateinern als Eigenthum beansprucht, gehörte aber vor 1808 allen Nationen gemeinschaftlich; die Lateiner hatten nur das Recht, von vierundvierzig diese Stätte umgebenden Lampen dreißig anzuzünden u. s. w. Sie hat eine Länge von 26 Fuß und eine Breite von 18 Fuß, besteht aus zwei Abtheilungen und ist mit einer Kuppel überwölbt. Man tritt zuerst in eine kleine Kapelle, die als Vorhalle dient, und von da durch einen niedrigen schmalen Gang in die von vielen Lampen Tag und Nacht erleuchtete Grabesgrotte. Hier erblickt man eine blauweiße Marmorplatte (Sarkophag) auf dem Grabe des Herrn und davor einen schmalen Gang, in dem einige Personen stehen können. Es hält schwer, zur Osterzeit hierher zu gelangen, denn ein Pilger harrt auf den andern, um einzutreten.

Das Grab steht mitten im Kirchenschiff, welches durch in demselben angebrachte Lichtöffnungen erhellt wird. An den Seiten befinden sich Chöre. Das Dach war zu meiner Zeit so schlecht verwahrt, daß man aus der Kirche den blauen Himmel sehen und auch der Regen auf das Grab Christi eindringen konnte. An die Hinterseite des heiligen Grabes

stößt die Altarkapelle der Kopten — so groß, daß nur der fungirende Priester Platz darin hat. An der Nordseite des Grabes befindet sich die lateinische, mit rothen Teppichen ausgeschlagene kleine Kirche nebst der Sakristei, in der das Schwert und die Sporen Gottfried's von Bouillon aufbewahrt werden. Dem Eingange der Grabkapelle gegenüber steht die griechische Kirche, die schönste und reichste von allen seit dem Brande von 1808. Auf der südlichen Seite, in drei Gallerien der Rotunde, steht die armenische Kirche, und westlich vom heiligen Grabe, unter der Gallerie, die den Syrern zugehörige Kapelle. Golgatha, zu dem man auf 18 Stufen hinaufsteigt, gehört den Griechen, und hier wird die Stelle, wo das Kreuz gestanden, sowie der gespaltene Felsen gezeigt. Die Kapelle ist reich mit glänzenden Platten belegt. Abends wohnte ich in der heiligen Grabeskirche der Prozession bei, bei der auch die Kreuzigung Christi dargestellt wird. Die langen Reihen der Christen zogen in den von türkischen Soldaten gebildeten Spalieren dahin, und viele Predigten wurden in den verschiedensten Sprachen der Völker abgehalten. Als der Zug sich Golgatha näherte, zählte ein türkischer Offizier, mit einem Stabe in der Hand, die nach Golgatha hinaufsteigenden Christen förmlich ab, und bot Alles auf, das entsetzliche Gedränge zu vermindern. Der Zudrang war gewaltig — aber ohne türkisches Militär wäre vielleicht wieder eine Verwirrung und Prügelei entstanden, wie sie am letzten Sonntage auf die abscheulichste Weise zwischen Griechen und Armeniern, wie schon früher erwähnt, stattgefunden hatte. An der östlichen Seite steigt man zur Kirche des heiligen Kreuzes hinab und sieht die

Kapelle der heiligen Helena und des reuigen Schächers. Steigt man noch tiefer auf den Stufen hinab, so kommt man an den Ort, wo die Kaiserin Mutter das heilige Kreuz selbst gefunden haben soll. Die übrigen Sagen und Legenden, so reich mit diesen Räumen verknüpft, glauben wir übergehen zu können.

Das Osterfest, insbesondere das katholische in Jerusalem, ist überhaupt kein glänzendes, und wenn der Pilger hier reiche Aufzüge, Prozessionen und kirchliche Feste erwartet, so wird er sich meist getäuscht finden, denn die hiesigen, an Zahl ohnedies nicht starken Gemeinden sind nicht so reich dotirt, daß sie äußeren Glanz und strahlende Pracht entwickeln könnten. Haben diese Feierlichkeiten schon hierdurch weniger Erhebendes und auf das Gemüth Wirkendes, so wird der christliche fromme Sinn überdem noch durch die schamloseste Profanation auf's Aeußerste verletzt; denn wie häufig schon war die heilige Grabeskirche der Tummelplatz für die blutigsten Zwistigkeiten. Ja, man scheut sich selbst nicht, diese geweihte Stätte durch aller Zucht und Sitte Hohn sprechende Acte zu verunglimpfen. Empörend ist es, zu sehen, wie Männer und Frauen in das Heiligthum Betten schleppen und hier Tag und Nacht zubringen. Ich selbst wurde von einem belgischen Priester eingeladen, in der Kirche zu schlafen, und von ihm aufgefordert, mich auch mit Wein und Speisen zu versehen. Dieser, überdies dem Trunke ergebene Erzheuchler ging sogar soweit, seinen Priestercharakter ganz und gar zu verleugnen. Trotz alledem wohnte er mit heuchlerischer Frömmigkeit allen Messen und Prozessionen bei und wußte sich sogar noch zuletzt aus Eitelkeit den von

Gottfried von Bouillon tausend Jahre nach Christus gestifteten Ritterorden des heiligen Grabes käuflich zu erschwindeln.

Ueber den Bau der Grabeskirche dürfte Folgendes erwähnenswerth sein:

Titus zerstörte 70 n. Chr. Jerusalem und verwandelte die Stadt in einen Trümmerhaufen. Die Christen wurden daraus vertrieben und in die Nachbarländer zerstreut. Im Jahre 132 n. Chr. baute Kaiser Hadrian die Tempelstadt des Jupiter unter dem Namen Aelia Capitolina wieder auf. Die unter Hadrian folgende Judenrevolution führte nur zur Niederlage, Sklaverei und Zerstreuung der Letzteren; den von den Juden verfolgten Christen dagegen wurde die Rückkehr nach Jerusalem erlaubt. Im Jahre 326 entdeckte die Kaiserin Helena, die Mutter Constantin's, auf ihrer Wallfahrt durch das gelobte Land durch göttliche Inspiration das Grab des Heilandes; auch ward das Kreuz, an dem unser Heiland verblutete, aufgefunden, wie Cyrill und Hieronymus sagen. Nach dem im Jahre 328 in Constantinopel erfolgten Tode dieser Kaiserin ließ ihr Sohn Constantin die oben erwähnten Götzenbilder zerstören, das darunter befindliche Grab reinigen und eine Basilika darüber erbauen, welche auch 336 n. Chr. vollendet und von Eusebius beschrieben wurde.

Der ursprüngliche constantinische Bau ist, wie bekannt, im Jahre 614 durch die Perser unter Chosroes II. zerstört, funfzehn Jahre später wieder von Modestus hergestellt, im Jahre 1010 n. Chr. vom Chalifen Hakem jedoch abermals zerstört worden. Die Kreuzfahrer, die bei ihrem Einzug

in Jerusalem die Kirche wieder aufgebaut fanden, erweiterten dieselbe. Im Jahre 1808 wurde der größte Theil derselben durch eine Feuersbrunst zerstört und machte einen Neubau, insbesondere der mittlern Räume, nothwendig, wie wir ihn heutigen Tages erblicken. Aus dieser Zeit stammen die bedeutendsten Usurpationen der Griechen; sie stellten den Feuerschaden her, bemächtigten sich durch Bestechung der türkischen Beamten und durch Gewalt bei dieser Gelegenheit der großen Kuppel, des Salbungssteines, der sieben Gewölbbogen der Jungfrau u. s. w.

Nach der Ueberlieferung hat Kaiser Hadrian im Jahre 135 n. Chr. heidnische Tempel auf Golgatha über dem heiligen Grabe errichtet; denn Eusebius berichtet (350 n. Chr.), daß ein Tempel der Venus von gottlosen Menschen über dem Grabe errichtet worden sei, und Hieronymus schreibt (um das Jahr 395), daß von den Heiden an der Stelle der Auferstehung ein Bild des Jupiter auf Golgatha — eine marmorne Bildsäule, an 180 Jahre gestanden habe.

Die Berichte des Eusebius und Hieronymus stimmen demnach, wenn auch nicht hinsichtlich des Jupiterbildes, doch darin überein, daß heidnische Götzenbilder auf Golgatha und über dem heiligen Grabe von gottlosen Menschen und von Anstiftern der Christenverfolgung errichtet worden seien, um dies glorreiche Monument der Unsterblichkeit in Vergessenheit zu bringen und durch diese dem heiligen Orte zum Schimpf angethane Entweihung und Befleckung den christlichen Glauben an das Kreuz und an die Auferstehung zu ersticken. Daß diese Absicht aber nicht erreicht worden

ist, bezeugt die Nachricht des Eusebius, nach welcher Constantin jenen Ort „nicht ohne göttliche Eingebung gereinigt und mit prächtigen Gebäuden geschmückt habe", ferner der vom Kaiser an den Bischof Macarius geschriebene Brief über die thatsächliche Entdeckung des Zeichens der allerheiligsten Passion (offenbar des Kreuzes) und die bereits oben hinsichtlich der Kaiserin Helena erwähnte Mittheilung. Endlich ist die Tradition der Episcopen von größter Wichtigkeit und Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß die Zähigkeit des Orients so groß und stark ist, daß sie selbst im Stande war, dreitausend Jahre hindurch die alten kanaanitischen und hebräischen Namen trotz aller Völkerwanderungen und politischen Umwandlungen doch in ihrer natürlichen Lebensform, wenn auch verstümmelt und verstellt, bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Allerdings schweigt die Geschichte über Jerusalem ein halbes Jahrhundert nach der Zerstörnng durch Titus, und dann wieder nach der Aufbauung und Befestigung der Stadt durch Hadrianus bis zur Zeit Constantin's im vierten Jahrhundert, aber warum soll die Tradition der im Jahre 70 n. Chr. unter Titus aus Jerusalem vertriebenen und im Jahre 135 unter Hadrian wieder zurückkehrenden Christen nicht so stark, so lebensfähig gewesen sein, daß sie ungeachtet der Verdrängung des Namens Jerusalem und trotzdem, daß die Stadt heidnisch geworden war, in diesem 65 jährigen Zeitraume das Andenken der den Christen heiligen Orte nicht aufbewahrt hätte? Das Verzeichniß der christlichen mit ihren Gemeinden nach der Zerstörung Jerusalems jenseits des Jordan nach Pella gezogenen Bischöfe, das wahrscheinliche

heimliche Verbleiben einzelner Christen in der Stadt und die Genauigkeit der römischen Municipalverfassung bezüglich der Steuererhebung während der Zeit der Verfolgung sprechen offenbar für die Tradition und machen es unwahrscheinlich, daß ein solch wichtiger Ort, wie das heilige Grab, in einem so kurzen Zeitraume in gänzliche Vergessenheit gerathen sein sollte.

Die antiquarisch-topographischen Untersuchungen lassen allerdings noch erhebliche Zweifel hinsichtlich der Frage von der Aechtheit oder Unächtheit des heiligen Grabes übrig.

In dem großartigen und eigenthümlich zusammengesetzten Baue der heiligen Grabeskirche läßt sich noch heute, trotz der wiederholten Zerstörungen und Umbauten, die ursprüngliche Anlage derselben vom Jahre 336 n. Chr., wie sie von Eusebius beschrieben wird, und auch die Lage Golgatha's (monticulus Golgatha, der Fels, die Richtstätte) in dem vom dortigen Kirchenbau umschlossenen felsigen Raume erkennen. Nach Hieronymus wurde Christus an der Nordseite des Hügels Goat begraben, der in der Prophetenzeit (Jerem. 31, 38—40) Goath (Hügel des Sterbens, Richtstätte) und in der späteren Zeit Golgatha genannt wurde. Dieses Goath der Propheten befand sich entschieden außerhalb der Stadt. Auch will der verstorbene preußische Consul Schultz in der heutigen Grabeskirche Reste anderer Felsengräber, insbesondere horizontal in die Felswand gearbeitete Nischen gefunden haben, die, wenn sie nicht späteres Mönchsmachwerk sind, gewiß den besten Beweis für die Aechtheit des Grabes um so mehr abgeben,

als diese Stelle sicherlich außerhalb der zweiten Mauer gelegen war.

Es ist allerdings überraschend für jeden Pilger, die Grabeskirche heutigen Tages in der Mitte des nordwestlichen Stadttheils und Golgatha unter demselben Kirchendache mit dem heiligen Grabe zu sehen. Die gewaltigen localen Veränderungen, die die Stadt betroffen, erklären uns diese Erscheinung. Auch spricht die Schrift nicht dagegen, daß die Richtstätte dem Grabe nahe gewesen sei; denn es heißt in derselben: „Es war aber an der Stätte, da er gekreuzigt war, ein Garten und im Garten ein neues Grab, in welches Niemand je geleget war."

Wenden wir uns jetzt in Kürze zu der vielbesprochenen, von Titus zerstörten zweiten Stadtmauer, von welcher der geneigte Leser weiß, daß auf ihrem Laufe das größte Zeugniß wider oder für die Identität des heiligen Grabes in topographischer Beziehung beruht. Nach der heiligen Schrift (Matth. 27, 32.; Joh. 19, 17., 20., 21.; Hebr. 12, 12) lag der Ort der Kreuzigung und die Grabesstätte außerhalb des Thores der alten Stadt, nahe bei derselben, und Jesus hatte gelitten außen vor dem Thore. Eine nähere Bestimmung fehlt. Da hier nur, wie wir sogleich sehen, die zweite Stadtmauer in Betracht kommen kann, so würde sich die Ueberlieferung bezüglich der Grabeskirche als entschieden unächt beweisen, sobald diese zweite Mauer die Grabeskirche einschloß, als wahrscheinlich ächt aber, sobald diese Mauer die genannte Kirche ausschloß.

Nach Josephus war die Stadt durch drei Mauern befestigt, wo sie nicht von unzugänglichen Thälern umringt

war; denn an diesen Stellen hatte sie nur eine Mauer. Diese drei Mauern, welche Jerusalem im Norden, also, wie schon bemerkt, an der dem Feinde zugänglichsten Seite beschützten, nahmen, um nochmals darauf zurückzukommen, alle ihren Anfang am Thurme Hippicus und endigten nahe beim Tempel. Die erste, innerste dieser, wahrscheinlich unter David und Salomo gebauten, jetzt ganz verschwundenen Mauern fing nach Josephus am Thurme Hippicus an, erstreckte sich bis zum Xystus (auf dem Zion) und endigte an der Westeinfassung des Tempels. Diese Mauer ließ also die Lage der Grabeskirche bestimmt außerhalb. Die dritte Mauer, welche auch am Thurme Hippicus anfing, nördlich nach dem Thurme Psephinus lief und dann, in die Runde biegend, beim Grabe der Helena nach dem Kidron hinzog, wurde aber erst 10 bis 12 Jahre n. Chr. von dem ältern Agrippa unter dem Kaiser Claudius erbaut. Mithin kann in Bezug auf die Grabeskirche diese Mauer überhaupt nicht in Betracht kommen.

Es bleibt nur noch die zweite unter den Königen Jotham, Hiskia und Manasse gebaute Mauer übrig, deren Lauf jedoch nach Josephus nur allgemein gehaltener Beschreibung vor der Zerstörung, viel weniger aber nach der Zerstörung der Stadt durch Titus sich genau ermitteln läßt. Die zweite Mauer, sagt Josephus, hatte ihren Anfang am Thore Gennath (Gartenthor) in der ersten Mauer, und indem sie nur die nördliche Seite der Stadt umschloß (umkreiste), reichte sie bis zur Burg Antonia hin. Das Wort „κυκλούμενον“ (umkreisen) läßt der hypothetischen Annahme der Zuglinie der zweiten Mauer einen großen Spiel-

raum, denn ohne diesen Zusatz könnte man sich die Mauer ohne Schwierigkeit in gerader Linie, die Grabstätte ausschließend, von Hippicus nach der Burg Antonia laufend denken.

Abgesehen von streng gelehrten Erörterungen, drängt sich hier wiederum die Hauptfrage auf, wo das Thor Gennath, von dem die Mauern ausgingen, in der ersten Mauer zu suchen ist. Lag es im Osten von Hippicus, oder unmittelbar beim Hippicus, oder in gewisser Entfernung? Lag es so nahe am Jaffathore, wie Robinson in seiner gelehrten Abhandlung nachweist, lag es weiter ostwärts, wie Willams glaubt? Lief die Mauer auf der Westseite oder Ostseite der Grabeskirche? Lag diese, sowie der Teich des Hiskia (Sir. 48, 19) innerhalb oder außerhalb der Mauer? Finden sich noch monumentale und architektonische Spuren von Mauertrümmern, oder liegen gründliche Nachgrabungen vor, die uns den richtigen Weg aus diesem Labyrinth der gelehrten Erörterungen, Hypothesen, Vermuthungen und Möglichkeiten zeigen können?

Die Antwort auf alle diese, nicht für das Wesen, wohl aber für die Geschichte des Christenthums wichtigen Fragen kann nur die sein, daß die Terrainverhältnisse bis jetzt keine mathematische Bestimmtheit dieser Localitäten zugelassen haben, und somit jeder Behauptung der sichere Beweis fehlt. Das aber wissen wir mit Gewißheit, daß das heilige Grab, welches nahe der zweiten Stadtmauer gelegen haben muß, die alte constantinische Baustelle einnimmt, und daß ein klarer Beweis gegen die Unmöglichkeit der Tradition

bezüglich des heiligen Grabes von seiner Gründung bis auf Constantin bis jetzt nicht geführt worden ist. Die Verehrung der jetzigen Grabstätte des Erlösers seit mehr als anderthalb Jahrtausenden ist eine unumstößliche Thatsache und Wahrheit, die — entfernt von Schwärmerei und Mysticismus — nicht nur zum Heil der frommen Pilger gedient, sondern auch einen erhebenden Einfluß auf die ganze christliche Welt ausgeübt hat.

Sowie von Palästina, einem der kleinsten und unbedeutendsten Erdtheile seinem geographischen Umfange, allein einem der größten und merkwürdigsten Reiche der Welt seiner historischen und religiösen Bedeutung nach, das weit leuchtende Evangelium in alle Reiche der Erde ausging, so bleibt auch Jerusalem, wenn auch klein und unbedeutend an Umfang, doch dem Geiste nach trotz aller Zerstörungen und Entweihungen die heiligste Stadt für uns Christen. Von Kindheit an sehnt sich das christliche Gemüth danach, das Land zu schauen, wo der Erlöser des Menschengeschlechtes geboren ward, lehrte und starb. Die in der Jugend in den Schulen und Kirchen täglich vernommenen Lehren wurzeln tief in der Brust des Mannes, und der Pilger wandert mit gotterfüllter Seele nach den heiligen Stätten. Es ist keine Frage, daß die meisten der nach Palästina ziehenden Pilger von den heiligsten und geweihtesten Gefühlen beseelt sind; ob dies aber auch nach vollendeter Wallfahrt noch so sei, wage ich nicht zu entscheiden.

Ist auch die Zeit der Kreuzzüge längst vorüber und ziehen auch nicht mehr, wie unter dem Kaiser Friedrich Barbarossa, 100,000 Deutsche nach Palästina, so ist doch der

friedliche Wanderungsdrang der Christen dahin immer noch ein bedeutender.

Das heilige Land übt nicht allein auf die Christen, sondern auch auf Mohamedaner und Juden fast gleiche magnetische Kraft aus und läßt jährlich Tausende dieser Völkerschaften nach den heiligen Stätten des Heilandes, des Propheten und des noch zu erwartenden Messias wallfahrten. Als ich nach dem „gelobten Lande“ reiste, traf ich mit vielen Juden zusammen, die auch dahin zogen, um dort in den vier heiligen Städten: Jerusalem, Saffet, Tiberias und Hebron zu leben, zu sterben und in geweihter Erde begraben zu sein. Als ich Palästina verließ, befanden sich auf dem nach Norden fahrenden Schiffe mehre Hunderte türkischer und bulgarischer Pilgrime beiderlei Geschlechts, welche die Ruhe des Herdes und vielleicht die ganze Existenz der Familie einer Wallfahrt nach Jerusalem geopfert hatten. Wie tief und wie rührend zugleich muß der Glaube dieser armen Leute sein, die mit ihren Kindern die feuchten Nächte auf dem Verdecke zubrachten und die zum Theil ihr ganzes Vermögen daran gesetzt hatten, um diese große Reise, nach ihrer Ansicht ein verdienstvolles, gottgefälliges Werk, auszuführen. Diese periodischen Wallfahrten, die insbesondere zur Zeit der katholischen und griechischen Ostern vor sich gehen und ihren Ursprung in den tiefsten Herzensbewegungen der Menschen haben, sind religiöse Völkerwanderungen, die ebensowenig zu hemmen und zu ersticken sind, als tief im Innern der Erde liegende Quellen, die mächtig aus einem Berge hervorsprudeln und bald nach ihrem Ursprung einen starken, immer mehr anschwellenden Strom bilden. Die

großen Erinnerungen, welche den Erdboden Palästina's heiligen, sind die goldenen Zauberfäden, welche die frommen Pilger an sich ziehen und die auch die Mehrzahl der von christlicher Innigkeit erfüllten Gemüther für die Kosten und Mühen der langen beschwerlichen Reise entschädigen. Man muß nur dieses Land mit der Bibel in der Hand und mit lebendiger Phantasie im Busen bereisen, wenn man befriedigt und entzückt sein soll von dem, was man gesehen und empfunden.

Die Aussicht von meinem Zimmer geht auf den Oelberg. Jeden Morgen gegen sechs Uhr geht die Sonne hinter demselben auf und schaut mir Langschläfer freundlich in das Gesicht. Ich begrüße den lachenden Wecker als einen glücklichen Boten, werfe mich rasch in die Kleider, eile durch die todten Straßen zum St. Stephansthor hinaus, hinab in das Kidronthal nach Gethsemane und steige den Oelberg hinauf.

Der Morgen war sehr schön; die Natur prangte im Frühlingskleide. Der öde und traurige Charakter, der den Umgebungen der Stadt im Allgemeinen aufgeprägt ist, war in der jetzigen Zeit durch die grünen Schattirungen der Felder und Rasenplätze gemildert und selbst über den dreigegipfelten Oelberg hatte sich eine grüne Grasdecke stellenweise von Grasfeldern unterbrochen gelegt, welche die kahlen Stellen des weißgrauen Kalkstein- und Kreidegebirges fast verbarg. Die Olivenbäume stehen in einzelnen Gruppen dünn bei einander, er sind ihrer aber doch nicht genug, um dem Berge ein freundliches Ansehen zu geben.

Gern, sehr gern weilte ich hier und fühlte mich immer

da am meisten durchdrungen von den heiligsten Erinnerungen. Täglich eilte ich hierher und stundenlang konnte ich mit frommen Gedanken in das Thal hinabblicken, wo unser verrathener Heiland die „Kelter" allein trat (Jes. 63, 3), konnte den Oelberg betrachten, auf dessen einsamem Gipfel „es geschah, daß er sie segnete, schied von ihnen und fuhr auf gen Himmel." Welches Christenherz schlägt bei solchen Erinnerungen nicht lebendiger, und welche Seele wird nicht innig von dem Hauche des prophetischen Geistes des Herrn ergriffen, der an solcher heiligen Stätte weht?

Der hinter Gethsemane beginnende Pfad führt ziemlich steil hinauf, ohne jedoch besondere Schwierigkeiten zu bieten, und die geringe Mühe des Aufsteigens wird bei der baldigen Ankunft auf dem Gipfel hinreichend belohnt. Es liegt hier die im Achteck gebaute, ursprünglich von der Kaiserin Helena gegründete Himmelfahrtskapelle, in der noch nach der plumpen Klosterlegende den Pilgern die letzte dort in Stein eingedrückte Fußstapfe des zum Himmel fahrenden Heilandes gezeigt wird. In der nebenanstehenden Moschee bietet ein kleines Minaret eine umfassende Rundschau auf Stadt und Land in einem Umkreise von 15 Stunden, und ein kleines, nach der Südseite zu liegendes Zimmer, in dem man von einem alten Araber gegen eine kleine Vergütung mit Schibuck und Kaffee regalirt wird, gewährt einen eigenthümlichen Blick auf die tief unten liegenden grauen Kuppeldächer der Stadt Jerusalem. In der Nähe der Moschee liegt das aus einigen Häusern bestehende erbärmliche Dörfchen Jebel Tur oder Zeitun und nicht weit davon eine

Hügelstätte, die eine noch bessere Rundschau, als die vom Minaret aus bietet.

Nach Norden erblickt man die die Gebirge Ephraims überragende Gipfelhöhe Mizpa oder Neby Samvil, wo der Prophet dem dahin gerufenen Volke den König Saul mit den Worten vorstellte: „Da, sehet ihn, welchen der Herr erwählt hat; denn ihm ist Keiner gleich in allem Volke" (1 Sam. 10, 24). Den Spiegel des Mittelländischen Meeres sieht man nicht. Im Nordosten erscheinen in blauer Ferne die zum Theil durch die nordöstliche Erhöhung des Oelberges verdeckten Berghöhen Samaria's und jenseit des Jordan die langrückige arabische Gebirgskette Moabs, von deren einem Gipfel Nebo „der da liegt im Moabiterlande, gegen Jericho über," (5 Moses 32, 49) Moses das Land Canaan besah. Vor dieser Gebirgskette liegt der Kessel des Todten Meeres, dessen Wasserspiegel man in dem glänzenden Sonnenscheine funkeln sieht, und die Einsenkung des Jordan, dessen Lauf man deutlich an den grünen Streifen des Ufergebietes erkennen kann. Auch ist Kerak sichtbar. Im S.-O. liegen der Berg des Aergernisses, Bethanien, die nach dem Todten Meere zulaufende Schlucht des Kidronthales und die Wüste von Jericho; im Süden begrenzen die Gebirge von Hebron den Horizont und aus den Gebirgen Juda's im S.-S.-W. der Ebene Rephaims steigt der kegelförmige Frankenberg hervor, auf dem sich die Kreuzfahrer nach dem Verluste des heiligen Landes noch 40 Jahre lang behauptet haben sollen. Das Kloster Elias, an dem vorbei der Weg nach Hebron führt, liegt in derselben Richtung. Im Westen zieht sich der flache Bergrücken als die große syrische Wasser=

scheide zwischen dem Todten und Mittelländischen Meere dahin.

Jerusalem in seiner ganzen Ausdehnung liegt vor unseren Blicken. Die achteckige Omarmoschee mit ihren doppelten Vorhöfen, Eingangsbogen und Hallen, in die man die weißgekleideten Muselmänner zum Grabe gehen sieht, Zion mit der Burg David's und die zweigekuppelte Kirche des heiligen Grabes springen vor Allem deutlich aus den grauen Häusermassen hervor. Das Getöse einer großen bevölkerten Stadt schlägt nicht an unser Ohr, aber die weltgeschichtliche immergrüne Erinnerung ist es, welche beim Anblick der Stadt gewaltig in uns hervortritt. Da, auf dem Bergrücken, wo wir stehen, weilte oft der Erlöser mit seinen Jüngern, stärkte sie im Glauben und blickte mit prophetischem Geiste in die traurige Zukunft der Stadt. „Er führte sie aber hinaus bis gen Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie; und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel" (Luc. 24, 50—51). So spricht die einfache, unbefangene Schrift und der kindlich fromme Glaube verlegt trotz des Widerspruches mancher Antiquare den Ort der Himmelfahrt Christi auf den freien Gipfel des Oelberges — ebenso wie den Ort der Verklärung Christi auf den Gipfel des Berges Tabor. Gebet, Geist und Seele schwingen sich überall frei zum Himmel empor!

Wir steigen den Oelberg südwärts hinab und besuchen die etwa 90 Schritte von der Himmelfahrtskapelle entfernten Gräber der Propheten (Kubur el umbia). Durch eine runde Vorhalle gelangt man in ein kreisrundes Felsen-

gemach und von da durch labyrinthische gewölbte Gänge in Kammern, die mit Löchern und Nischen versehen sind. Wir gehen hierauf weiter den Berg hinab nach Gethsemane und von da durch das St. Stephansthor wieder in die Stadt.

Zu unserer Linken erblicken wir den Teich Bethesda und die hier beginnende Tempelarea (Haram esh-Sherif), an deren nordwestlicher Ecke, da, wo heutigen Tages der türkische Gouverneurspalast steht, zwischen der alten nördlichen Mauer des Tempelplatzes und dem heutigen Bethesda wahrscheinlich die alte Festung Antonia „die Akropolis des Josephus" stand. Nördlicher wenigstens dürfte die Lage dieser von den Makkabäern 140 v. Chr. zum Schutz gegen den von Norden andringenden Feind erbauten und von Herodes noch stärker befestigten Burg in keinem Falle anzunehmen sein. Zur Zeit der Herrschaft der Syrer, also vor den Makkabäern, stand die Festung Antonia auf dem Berge Akra, der den Tempel drohend überragte. Ihre Lage war wahrscheinlich damals weiter südwärts als später, nachdem die Makkabäer auf Simons Rath Veste und Berg dermaßen abgetragen hatten, daß der Tempel höher hervorragte.

Die Tempelarea, auf der gegenwärtig die Moschee Omar steht, ist eine große, von der Natur gebildete, von Menschenhänden aber erweiterte Plattform, an die sich die ältesten biblischen Erinnerungen knüpfen. Hier auf Moriah's Felsen baute der Erzvater Abraham einen Altar, legte Holz darauf, band seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar oben auf das Holz (1 Mos. 22, 9); hier auf dem Berge Moriah fing Salomo das Haus des Herrn zu bauen an (2 Chron.

3, 1), überzog es mit edlen Steinen zum Schmuck, die Balken oben an, sowie die Wände und Thüren mit Gold und ließ Cherubim an die Wände schnitzen. Die Cedern ließ er von dem Libanon holen. Die Woge der Zeit hat Alles bis auf einige schon erwähnte uralte Fundamente an den äußersten Umfassungsmauern weggespült!

Die jetzige sogenannte Moschee Omar auf der Kubbet es Sukhrah, d. h. Kuppel der Felsen, ist nach arabischen Schriftstellern von dem Chalifen Abd al Melek (nicht Omar, der im Jahre 636 n. Chr. Jerusalem einnahm) erbaut worden. Im Jahre 1099 nach Chr. kam sie an die Kreuzfahrer und im Jahre 1187 unter Sultan Saladin wieder in den Besitz der Mohamedaner, die auch gegenwärtig noch Herren derselben sind. Diese Moschee ist nach Mekka die heiligste für die Muslimen und der unter der Kuppel befindliche Fels, auf welchem dem schlafenden Jakob die Engel erschienen sein sollen, noch immer der Fels des Paradieses. Die mit Moscheen, Gärten, Gebetorten, Bassins, Springbrunnen und Marmorplatten bedeckte Tempelarea ist den Ungläubigen, d. h. Nicht-Mohamedanern, fast ebenso unzugänglich, wie die Kiaba in Mekka. Einzelne Europäer jedoch: John Maundeville, Joh. Wild, Burckhardt, Catherwood u. s. w. haben sie und ihr Inneres besucht und ausführliche Beschreibungen davon gegeben*). Der Gouverneur von Jerusalem erlaubt den

*) Herr Aug. Salzmann schreibt aus Jerusalem den 7. Mai 1854, daß er die Gewißheit habe, mit seiner (photographischen) Maschine im Tempel arbeiten zu können. Derselbe bemerkt ferner, daß er unter dem Berg Akra ungeheuere Steinbrüche untersucht habe,

Christen die Plattform seines an der Tempelarea liegenden Hauses zu besteigen, von wo man eine Uebersicht der Area und der Stadt hat. Die Zeit wird bald da sein, wo man die Moschee Omar ungestört besuchen darf; schon jetzt kann man bei einiger Vorsicht ohne Lebensgefahr die Area betreten — wenn man sich nicht vor den Drohungen der Straßenjungen fürchtet. Die Berichte der meisten Reisenden und Gelehrten stimmen darin überein, daß die Moschee Omar und der Haram den Ort einnimmt, wo der Tempel des Salomo gestanden hat. An der Südseite der Area ist die Moschee El Aksa und die Basilika Justinian's. Der Haupteingang ist vom Westen.

Der ehemalige, nördlich von der St. Anna-Kirche gelegene, jetzt verschwundene Teich Bethesda (Joh. 5, 2—9) ist nicht identisch mit dem mehrerwähnten sogenannten Teich Bethesda, welcher letztere heutigen Tages Birket Israin heißt und wohl als Ueberrest eines verschütteten Stadtgrabens zu betrachten ist. Er enthält kein Wasser, ist vielmehr mit Schutt zugeworfen, welcher insbesondere im Jahre 1842 bei der Ausgrabung der St. Anna-Kirche hierher geschafft wurde. Busch- und Distelwerk wuchern üppig an den grauen

---

die sich von NW. gegen SO. erstreckten, in ihrer Ausdehnung, abgesehen von zahlreichen Verzweigungen nach allen Richtungen hin, 150 Metres Länge haben könnten und deren Gänge meist einfache, natürliche Grotten zeigten, manchmal aber auch von Menschenhand ausgehauen seien. Auch berichtet er, daß er im Orte Modim, vier Lieues von Jerusalem, das Grab der Makkabäer — vier in den Felsen ausgehauene Kammern, 7 Metres lang und 5 breit — gefunden zu haben glaube.

Mauern dieses Orts — dem ein ruinenhafter romantischer Anflug nicht abzusprechen ist.

Die Via dolorosa, jener Schmerzensweg, auf dem unser Heiland sein Kreuz zur Richtstätte trug, beginnt hier. Wenn auch diese Benennung sich aus der Zeit der Kreuzfahrer herschreibt und wenn auch, was sehr wahrscheinlich, die heutige Via dolorosa nicht dieselbe ist, welche Christus gegangen, und die dem Fremden bezeichneten Stätten und Stationen zum Theil der Klosterlegende und Tradition entsprungen sind, so ist doch sehr glaubhaft, daß zur Zeit Jesu eine Straße in dieser Richtung führte. Sie wird auch heutigen Tages von allen Pilgern als die ursprüngliche, ächte angesehen und besucht.

Von der Nordwestseite des Haram läuft die heutige Via dolorosa westlich von der Kapelle der Geißelung (flagellationis) etwas abfallend bis zu der Station, wo Simon von Cyrene das Kreuz trug, biegt dann im rechten Winkel eine kleine Strecke in südlicher Richtung in das die Stadt in zwei Theile scheidende Wadi ein und zieht sich dann wieder westlich, die Damaskusstraße an der Porta judiciaria in rechtwinklig gebrochener Linie quer durchschneidend nach der Kirche des heiligen Grabes hinauf. Man sieht jetzt eine schmutzige, mit Schutt und Trümmerhaufen angefüllte Straße, die dem Reisenden von dem Orte der Geißelung bis zum Hause der Veronika (von hier ist die alte Straße vermauert und verbaut, die nach dem nahen Golgatha führte) als die Via dolorosa bezeichnet wird. Nach den Evangelisten wurde Jesus in der Nähe des Hofes Gethsemane von Judas verrathen, gefangen genommen, zu dem

Hohenpriester Kaiphas geführt und dann dem Landpfleger Pontio Pilato überantwortet. Der Evangelist Johannes weicht von dieser Erzählung ab und gibt an (s. Joh. 18, 13), daß Jesus nach seiner Gefangennehmung aufs Erste zu Hannas, Kaiphas' Schwäher, und dann erst (s. Joh. 18, 24) zu dem Hohenpriester Kaiphas geführt worden wäre. In des Hohenpriesters Kaiphas Palast verleugnete Petrus dreimal den Herrn, als der Hahn krähte, und im Richthaus flochten die Kriegsknechte eine Krone von Dornen und setzten sie Jesus auf. Beide Orte werden dem Fremden gezeigt. Die geschwätzige Tradition gibt an, daß Jesus von dem Hause des Pilatus auf einer Treppe nach dem Orte der Geißelung hinabgestiegen sei. Wer diese „Scala santa" sehen will, der wird sie in Rom, dem Lateran gegenüber, aufgestellt finden. Die Bibel erwähnt von dieser heiligen Treppe nichts. Unweit des Ortes der Geißelung, der jetzt, obgleich im mohamedanischen Quartier liegend, den Lateinern, resp. den Katholiken gehört, sieht man den Bogen Ecce homo, wo Pilatus Jesum den Juden mit diesen Worten übergab. Man gelangt hierauf an die Stelle, wo Jesus seiner Mutter begegnet sein soll; die Bibel schweigt hierüber, allein die Heiligen Bonifacius und Anselmus sprechen desto mehr davon. Es folgt jetzt der Ort, wo Jesus zum ersten Male fiel und Simon von Cyrene ihm das Kreuz abnahm, Matth. 27, 32 „Und indem sie hinausgingen, fanden sie einen Menschen von Cyrene mit Namen Simon, den zwangen sie, daß er ihm sein Kreuz trug." Die Straße macht hier einen rechten Winkel; links wird der Ort gezeigt, wo Lazarus wohnte, und rechts das „Haus des reichen Mannes."

Die Via steigt jetzt nach Golgatha hinauf und man kommt an den Ort, von dem Luc. 23, 27 sagt: „Es folgte ihm aber nach ein großer Haufen Volks und Weiber, die klagten und beweinten ihn.“ In der Nähe ist das Haus der Veronika, welche der Tradition nach das Gesicht des Heilandes mit einem Schweißtuche bedeckte, und hier hört die jetzige Via dolorosa auf.

Jerusalem, die heilige Stadt der Christen und Muslimen, ist eine Bergstadt im Gebirge, von der man sagen möchte, daß ihre geologischen und antiquarischen Interessen die des Ackerbaues, des Handels und der Industrie überwiegen. Die Stadt liegt an keiner Fluß- oder großen Landstraße, außer allem Handels- und Carawanenverkehr, und zeigt in Bezug auf ihre Religion und Nationalitäten sehr gemischte Bevölkerungen. Sie ist heut zu Tage eine Stadt von 23,454 Einwohnern, von denen 12,286 Mohamedaner, 7488 Christen und 5580 Juden sind. Auch ist in Jerusalem eine muslimische Hindugemeinde angesiedelt. Die Zahl der fremden Unterthanen beträgt ungefähr 2000 Seelen. Zum Osterfeste, insbesondere wenn das griechische und katholische zusammenfällt, strömen wohl 8 bis 10,000 Pilger hier zusammen. Während meiner Anwesenheit zum katholischen Osterfest 1853 betrug die Anzahl der Pilger wohl nicht über 4000. Das ganze Paschalik Jerusalem zählt eine Seelenzahl von 602,168 Unterthanen der Osmanen, von denen nur etwa 50,000 zu den Christen gehören.

Dieser Zu- und Abfluß der Pilger, vorzüglich zu Ostern, und der hierdurch erwachsende Kauf- und Tauschhandel ist wohl auch die Ursache, daß die hiesigen Einwohner sich

immer noch eines, wenn auch nicht wohlhäbigen, doch keineswegs dürftigen Zustandes erfreuen. Die Bazars, die allerdings nicht bedeutend sind, werden zumeist von den Muslimen gehalten, die Christen handeln mit Victualien, Kleidungsstoffen, parfümirter Seife (in Jerusalem bestehen acht bis zehn Seifenfabriken), Sesamöl, allerlei sogenannten Klosterarbeiten und andern das heilige Land betreffenden Gegenständen, z. B. Wachskerzen, plastischen Abbildungen des Christusgrabes, Kreuzen, Korallen, Heiligenbildern, Perlmutterschaalen und Rosenkränzen. Letztere werden hier in großen Massen für Christen und Muslimen in den mannichfaltigsten Formen, aus den Früchten der Dompalme, aus den Kernen der Datteln, aus dem Samen von Hülsenfrüchten u. s. w. gearbeitet und haben starken Absatz. Die nach Jerusalem kommenden Pilger spenden natürlich viel Geld zum Zwecke ihrer Seligkeit und gewähren den dortigen Klöstern einen großen finanziellen Vortheil.

Die Muselmänner, welche das größte Quartier Hareth el Muslimin bewohnen, sind Araber; nur die Regierung, d. h. der Pascha, Kadi u. s. w., sind Türken. Die letzteren Stellen sind sehr einträglich. Der Kadi wechselt alle Jahre.

Die Juden wohnen in elenden Häusern im Quartier Hareth el Jehûd zwischen dem Haram und dem Berge Zion. Sie sind meist arm und nicht von alter Familie; ihre Existenz fristen sie mehr von Collecten und Almosen, namentlich aus Holland und Amerika, als durch Handel, obschon sie letzterem durchaus nicht abgeneigt sind. Doch gibt es auch einige reiche Juden, die aber ihren Reichthum vor der Hab-

sucht der Türken zu verbergen suchen. Sie wandern zunächst aus religiösen Gründen nach Palästina und halten sich in den vier heiligen Städten: Hebron, Safed, Tiberias und Jerusalem, wie bereits erwähnt, auf, um den Messias zu erwarten, der „Jerusalem bauen und die Verjagten in Jerusalem in Israel zusammenbringen wird.“ In nationaler Beziehung theilen sie sich in Sephardim (d. h. spanische Juden) und in Aschkenazim (d. h. polnische, russische und deutsche Juden). In religiöser Beziehung zerfallen sie in Peroschim, d. h. Pharisäer, in Châsidim, d. h. Puritaner, und in Karaim, d. h. jüdische Separatisten, Jerusalemiten. Letztere bilden eine sehr geringe Anzahl, leiten aber ihre Abstammung von den alten Juden Egyptens her. Die ganze Anzahl der Juden im heiligen Lande dürfte sich auf höchstens 10,000 belaufen, von denen in Jerusalem 3586 sich aufhalten, ohne eigentliche Gewerbs- oder Ackersleute zu sein, obgleich nach dem türkischen Gesetz nur 300 Juden in Jerusalem auf einmal wohnen sollen. Alle sind mehr oder minder Wehkläger um das gefallene Jerusalem; alle Donnerstag um 3 bis 5 Uhr Nachmittag lassen sie an der Westmauer der Tempelarea an einem ihnen angewiesenen Platze ihre Trauerlieder ertönen. Da sitzen sie mit ausgezogenen Schuhen, küssen die Mauer, klagen über den Fall Zions und beten um die baldige Ankunft des Messias auf eine rührende Weise.

Der Orient bietet ein reiches Erntefeld für die Lehre des Kreuzes, und Rom, sowie die anatolische und protestantische Kirche spannen hier ein immer größeres Netz von Missionen aus. Die Amerikaner waren die ersten, welche

eine protestantische Mission in Jerusalem gründeten. Ihnen folgten die Anglikaner Englands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich auf die Beförderung des Christenthums unter den in Jerusalem wohnenden Juden lenkten und durch den Missionär Nicolayson einen Betsaal auf dem Berge Zion errichteten. Dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gebührt das Verdienst, zuerst den deutschen Protestanten in Jerusalem einen kirchlichen Anhaltepunkt gegeben zu haben, indem er der preußischen Landeskirche eine schwesterliche Stellung zur englischen Landeskirche durch ein von England und Preußen gemeinschaftlich gegründetes und gleichmäßig dotirtes erstes evangelisches Bisthum anbahnte. Zum Baue einer neuen protestantischen Kirche auf dem Berge Zion gab der König ebenfalls einen bedeutenden Beitrag; auch sind in sämmtlichen Kirchen Preußens Collecten zur Gründung von Anstalten der deutsch-evangelischen Kirche zu Jerusalem im Werthe von 50,000 Thalern gesammelt und Vereine zur Anregung der protestantischen Angelegenheiten in Palästina gegründet worden. Ein preußisches Consulat hat seinen Sitz in Jerusalem, unter dessen und des Bischofs Schutz die deutschen Protestanten und deutsch-evangelischen Gemeinden, welche Glieder der englischen Kirche sind, gestellt sind.

Bischof Alexander, ein jüdischer Proselyt, wurde 1842 in Jerusalem eingesetzt; nach seinem im Jahre 1845 erfolgten Tode trat Samuel Gobat an seine Stelle. Dieser würdige Mann ist aus dem Canton Bern gebürtig, hat mehre Jahre in Egypten und Abyssinien als Missionär gewirkt

und sich mit den Sitten und der Sprache des Morgenlandes wohl vertraut gemacht. Am 1. Januar 1847 trat er sein segensreiches Amt an.

Neben der Mission unter Juden und Christen macht auch die deutsch-evangelische Kirche einen allmäligen Fortschritt. Sie trägt zu Ausbreitung evangelischen Lebens und zur Erweckung der morgenländischen Christen bei und macht Eroberungen mit den alten Waffen des Glaubens und des Geistes, hat bereits in Jerusalem, Jaffa, Beirut u. s. w. Fuß gefaßt und den Keim eines evangelischen Lebens gelegt. Zur Zeit der Ankunft des Missionärs Nikolayson gab es keinen Protestanten außer ihm in Jerusalem; gegenwärtig zählt man über 70, und in den dortigen zwei protestantischen Schulen genießen bereits 62 Knaben und 32 Mädchen Unterricht; beinahe die Hälfte ist jüdisch, mehre sind Kinder unbekehrter Eltern. Für die dem Christenthume gewonnenen Araber ist ein besonderer Gottesdienst eingerichtet worden. Die Kinderschule in Jerusalem für Söhne und Töchter von Proselyten und Gemeindegliedern wird von einem Deutschen, einem Engländer und arabischen Lehrer geleitet. Die protestantische Gemeinde in Jerusalem zählt jetzt 24 Erwachsene, die in Bethlehem 11, in Jaffa 7. In Bethlehem hat eine Anzahl Familienväter bei dem Pascha ihren Uebertritt angemeldet und ist seitdem auch dort eine protestantische Schule eingerichtet worden. Die größte Ausdehnung hat die Gemeinde zu Nazareth gewonnen. Im schlimmsten Rufe, nämlich in dem großer Unduldsamkeit gegen die christlichen Bewohner, steht Nabulus; der protestantische Bischof hat aber die Protestanten

dort bereits so schützen können, daß sie frei die Bibel lesen und sich versammeln dürfen; die Schule wurde von mehr denn 30 Kindern besucht. In Jerusalem bestehen ein Hospiz oder Pilgerherberge für deutsche Reisende, eine Diakonissen-Anstalt, Brüderhaus, Gewerbschule u. s. w. Für Colonisation ist Palästina im Allgemeinen kein geeignetes Land. Dessenungeachtet schickten vor acht bis neun Jahren die Würtemberger aus Bessarabien eine Deputation nach Jerusalem, um eine ackerbauende Niederlassung zu gründen — konnten aber nichts Ordentliches erreichen. Von den deutschen Colonisationsversuchen ist die Colonie aus dem Wupperthale zu erwähnen, welche früher in Artas bei den Gärten Salomo's zu Etham unglückliche Versuche gemacht hatte und sich jetzt unter der Leitung des Oekonomen Großsteinbeck in einer günstigeren Gegend, in den Umgebungen von Jaffa in der Ebene Saron niedergelassen hat. Der fruchtbare, mit grünem Weideland überzogene Boden ist dem Getreidebau günstig und geeignet, der jugendlichen Colonie eine gute Aussicht zu stellen.

Aus dem Jahresberichte des Jerusalem-Vereins zu Berlin, am 21. Januar 1853, entnehmen wir in Betreff der Juden noch Folgendes: „Die Thätigkeit unter den Juden geht besonders aus von der Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden. Die Zahl der Geistlichen und Missionäre ist in dem letzten Jahre wieder bedeutend gewachsen; namentlich hat ein englischer Geistlicher, der in der Heimath schon Pfarrer war, der Gesellschaft seine Dienste angeboten, und ist unter reichem Segen in Jerusalem eingetreten. Es wurden im letzten Jahre

sechs Proselyten getauft; unter ihnen, namentlich zum erstenmal seit Errichtung der Mission, ein eingeborner Jude, während alle andern bisher Getauften zu den aus andern Ländern Eingewanderten, den deutschen Juden oder Aschkenazim gehörten. — In dem Hospitale, in welchem neben der leiblichen Hilfe die geistliche dargeboten wird, wurden in den vierzig Betten im vorletzten Jahre 457 Kranke gepflegt; durch die Apotheke wurden 8283 Kranken Mittel dargereicht, außer den Christen auch Juden und Mohamedanern. — In der Handwerkerschule, unter der Leitung des Bruder Schick aus dem Baseler Brüderhause, in welcher 19 Proselyten gebildet wurden, befinden sich jetzt zwei, welche besonders mit Drechsler-Arbeit beschäftigt werden. — In der Schule des Bischofs, unter den Brüdern Palmer als Lehrern und Baldensperger als Hausvater, sämmtlich aus dem Brüderhause, werden 30 Knaben unterrichtet; die Mädchenschule zählt gegen 20 Mädchen. — Die große Noth, in welcher sich die Juden bei dem Ausbleiben der Unterstützungen aus Europa befinden, hat sie zum ersten Anfang des Ackerbaues getrieben. Sie baten nämlich den englischen Consul, er möchte ihnen Land verschaffen, damit sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen könnten. Er wies ihnen Arbeit auf dem ihm zugehörenden Felde an, und so sah man in diesem Sommer täglich 50— 60 Israeliten mit Hacken, Schaufeln, Körben 2c. zum Thore hinausziehen und den Tag über auf dem Felde arbeiten, worüber Jedermann staunt. Es ist der erste Anfang, daß Juden wieder das heilige Land, das Land ihrer Väter selbst bebauen, eine seit Jahrhunderten unerhörte Erscheinung, welche Alle, die

der Herstellung des Landes und Volkes harren, als ein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen werden. — Daß auch außer Jerusalem in Jaffa (Jappe), Safet, Hebron und Nabulus (Sichem) eine Missionsthätigkeit begonnen hat, haben wir früher berichtet."

Auch der Pascha bekleidet seine Stelle selten eine längere Reihe von Jahren. Er ist Präsident des el Medschlis, d. h. des zur Beschränkung der absoluten Gewalt des Paschas neu eingesetzten Provinzial- und Municipal-Rathes in Jerusalem, welcher aus acht ordentlichen Mitgliedern — vier Mohamedanern, drei Christen (einem Lateiner, einem Griechen und einem Armenier) und einem Juden — besteht. Der Mufti und der Kadi, der jedesmalige Vorsteher der Nachkommen des Propheten (der Sherifs u. s. w.) sind Ehrenmitglieder und ersterer Stellvertreter des abwesenden Paschas. Außerdem gibt es noch ordentliche Mitglieder, z. B. der Mufti der Schafeniten, der Effendi, der Rechnungsführer der großen Moschee u. s. w. Mehre alte Patriciergeschlechter oder Effendifamilien (8) leiten ihre Abstammung von Begleitern des Sultan Saladin ab. Die türkischen Besteuerungs- und Verwaltungsverhältnisse lassen übrigens natürlich in der Praxis noch viel zu wünschen übrig; jedoch ist schon ein theoretischer Fortschritt anerkennungswerth. Der Municipalrath hängt viel von dem Einfluß einiger adeligen türkischen Familien und ihrer Chefs ab; Bestechlichkeit ist auch ihm nicht fremd. Die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Lande liegt aber vorzüglich dem Land-Adel (Scheikhs) ob. Leider ist nun aber die Regierung zu schwach, um dem übermüthi-

gen Auftreten desselben mit Macht und Nachdruck begegnen zu können. Daher die fortwährende Unruhe und Unsicherheit.

Auch in anderen türkischen Provinzen, z. B. in Bulgarien, ist zur Leitung der Verwaltungsgeschäfte dem Gouverneur eine Berathungsbehörde unter dem Namen Medschlis zur Seite gegeben. Sie besteht hier aus dem Defterdar (Generalcontroleur), dem Kadi (Richter), dem Mufti (Ausleger des Korans und Vertreter der Glaubensangelegenheiten), dem Serjat Nasir (Vertreter der Agricultur) und endlich aus Tscharabadschis oder gewählten Repräsentanten jeder Nationalität der Rajahs.

Der Grundbesitz gehört zum großen Theile den Moscheen, Kirchen oder öffentlichen Anstalten und ist sogenanntes Wakf. Privatgrundeigenthum (Mülk) gibt es wenig, und dann hat fast jedes Grundstück mehre Besitzer. Die Klöster besitzen jedoch Kirchengut. Die Erwerbung von Grundbesitz unterliegt hier großen Schwierigkeiten. Die Besteuerung, zum Theil der früheren dem Lande wohlthätigen egyptischen Regierung entlehnt, ist drückend und willkürlich genug, weil das alte, auch den Christen verderbliche System der Steuerverpachtung beibehalten worden, nach welchem die Christen Jerusalems eine Summe Geldes (circa 6000 Thlr.) an die Stadtkasse zu zahlen haben. An Duldungssteuer (Dschisiyeh oder Charadsch) haben sie und die Juden in Jerusalem direct an die administrative Behörde nach der ersten Klasse 60, nach der zweiten 30, nach der dritten 15 Piaster je nach den Vermögensverhältnissen zu entrichten. Letzterer Satz gilt insbesondere für die kleinen Dörfer. Vom 16.

Jahre an beginnt die Pflicht zur Entrichtung des Charadsch, doch finden auch hier Willkürlichkeiten statt. Frauen, Erwerbsunfähige und Greise entrichten ihn nicht. Der ganze Charadsch in Jerusalem beläuft sich ungefähr auf die Summe von 48,000 Piaster. Die Lateiner in Jerusalem sind von der Firdeh oder Einkommensteuer befreit. Die Zölle und Abgaben für die Pilger, das Eintrittsgeld zum heiligen Grabe u. s. w. sind abgeschafft. Der griechische Patriarch und seine zwölf Metropolitane, die die Synode oder den großen Rath der Nation bilden, sind frei vom Charadsch. Der ganze Pacht für die directen und indirecten Steuern in Palästina, mit Ausnahme einiger Districte, belief sich im Jahre 1846 etwa auf 18,000 Beutel (= 9 Mill. Piaster = 562,500 Thaler). Die Grundsteuer heißt Mâl el Miri, die Kopfsteuer el Aâneh, el Ilharah die Gewerbssteuer der Gewürzhändler, die Personalsteuer Firdeh. Der Makthu ist eine unveränderliche Steuer, die auf dem gleichviel ob bestellten oder unbestellten Ackerbau liegt. Die Ländereien Palästina's sind in zwei Klassen getheilt. Die Ard el Kassâmeh zahlen vom Ertrag an Korn je nach der Abschätzung den vierten, fünften oder zehnten Theil des Ertrages; die Ard el Marbuth (Bäume, Weinberge, Obstgärten) ein Gewisses an Gelde u. s. w. Dem obersten Steuerbeamten in Jerusalem, dem Mubâschir (der District von Jerusalem wird nicht mit verpachtet) steht ein großes Feld des Wuchers und Unterschleifs offen. Die Hauptsorge des Pascha besteht vorzüglich in der gehörigen Einziehung der Steuern. Bezüglich Letzterer muß bemerkt werden, daß in Jerusalem (aber auch nur hier) die mohamedani-

schen Bewohner (bis auf Zoll, Accise) vollständig steuerfrei sind.

Die Griechen, Georgier, Armenier, Syrer oder Jakobiten gehören den orientalischen Confessionen der Christen, die Lateiner, die protestantisch-amerikanische Congregation und die englisch-deutsch-evangelische Mission der occidentalischen an. Die Klöster waren früher und sind noch der Kern der politischen Macht der Christenheit im heiligen Lande; die Errichtung der Consulate und Missionen hat diesen Klostereinfluß jedoch gemildert und die Zeit ist vorüber, wo der Padre riverendissimo, der Prior des lateinischen Klosters, mit allen Zeichen der politischen Macht, ja fast der Souveränetät, z. B. mit dem Siegel und der Flagge des heiligen Landes, umgeben war.

Die orthodox-griechischen Christen zählen in Jerusalem nicht mehr als 600 permanente Bewohner und ihre Anzahl im ganzen Patriarchat Syriens beträgt an 17,000. Die Mehrzahl bilden geborene Araber.

Die Griechen besitzen in Jerusalem zwölf Männer- und fünf Frauenklöster, von welchen letzteren keines derselben über 50 Frauen enthält. Im Kloster St. Demetrius, in dem meistens griechische Mönche wohnen, können 500, im Georgskloster 200, im Theodorskloster 300 Pilger ꝛc. Aufnahme finden. Die Zahl der Geistlichen in der Stadt beläuft sich auf 150. Der Gottesdienst wird in arabischer Sprache gehalten; für die Pilger sind jedoch sechs verheirathete einheimische Priester angestellt, welche in griechischer Sprache predigen.

Der seit dem Jahre 1845 in Jerusalem (früher in Constantinopel) wohnende Patriarch bewohnt einen Palast zwischen der heiligen Grabeskirche und dem lateinischen Kloster und führt mit seinen zwölf Metropolitanen den Vorsitz bei der Repartition der Umlagen für die griechische Nation u. s. w.

Der griechischen Geistlichkeit in der Türkei stehen überhaupt noch bedeutende civile, administrative, richterliche und polizeiliche Befugnisse und Functionen zu. Die griechische Kirche besitzt die vollständigste Selbstverwaltung in ihren inneren Angelegenheiten und die Griechen erfreuen sich als Kirchengemeinschaft der vollkommensten Freiheit. Die Wahl des Patriarchen geschieht durch die heilige Synode, die Bestätigung desselben durch den Sultan, indem er mit der Macht und der Würde bekleidet wird, die ihm als dem Chef der orthodoxen Christen zur Ausübung seiner kirchlichen und richterlichen Befugnisse und zur Requisition der Hilfe der kaiserlichen Behörde nöthig ist. Die Geistlichkeit verurtheilt zu Geldstrafen und Gefängniß, erhebt eine Gebühr von 10 Procent für jeden Civilstreit vom Werthe des bestrittenen Gegenstandes und zündet alljährlich das sogenannte heilige Feuer in der Grabeskirche an; sie hat das Recht, jährliche Umlagen auf jede Familie zur Unterstützung des Cultus zu machen, sich fromme Legate bewilligen zu lassen u. s. w. Den Erzbischöfen und Bischöfen kommt es von Rechtswegen zu, wie dem Gouverneur und dem Mufti, Mitglieder des Municipalrathes zu sein, und die Kadis und Gouverneurs sind in Bezug auf die gerichtlichen Urtheile des Patriarchen über die griechischen Bewohner und die

Erlangung von Gerechtsamen und Einkünften den Clerus zu unterstützen verpflichtet. Die Einkünfte des Letzteren entfließen aus Schließung der Ehen, Aussprechung von Scheidungen, Verfassung von Testamenten u. s. w.

Als der Sultan Mahmud 1452 Constantinopel eroberte, verlieh er dem Patriarchen von Constantinopel die Gerichtsbarkeit über die Rajahs griechischer Religion. Diese Verleihung konnte eine Maßregel sein, um eine zahlreiche Bevölkerung zufrieden zu stellen. Vielleicht wußte auch der Sultan, daß der Patriarch mit dem letzten griechischen Kaiser in Feindseligkeit stand, weil der Letztere auf dem Florentinischen Concilium seine Kirche dem Papste unterworfen hatte, um Hilfe vom Abendlande zu erlangen. Aus jener alten Zeit stammt demnach die noch bestehende Gerichtsbarkeit des Patriarchen und der Bischöfe über die griechischen Rajahs. Daß aber die griechische Geistlichkeit um dieser ihrer Religion willen einer Besitznahme der Türkei Seiten Rußlands nicht günstig sein kann, ist klar. — Die armenischen Gemeinden und, soviel ich weiß, die wenigen Katholiken der europäischen Türkei stehen unter dem armenischen Patriarchen.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums personificirte sich allmälig die Idee der Nationalität in der orientalischen Kirche, die Idee der Einheit aber in der römisch-katholischen Kirche. Die Einigkeit beider bestand ursprünglich in den Dogmen; in der Liturgie und den Gebräuchen aber niemals. Die Differenzen zwischen der griechischen und der römisch-katholischen Kirche betreffen in dogmatischer Beziehung vornehmlich die verschiedene Auf-

fassung des Fegefeuers, sowie des Ausgehens des heiligen Geistes. Wenn sich auch die Autorität des ökumenischen Concils über die Gesammtkirche nominell erstreckte, so erkennt die orientalische Kirche zuvörderst kein sichtbares Oberhaupt an, beansprucht keine wirkliche Gerichtsbarkeit, wohl aber eine Rangordnung der obersten kirchlichen Behörden. Die griechische Kirche leugnet das Primat des römischen Stuhls, spendet das Abendmahl unter beiden Gestalten, bedient sich hierbei des gesäuerten Brodes, erlaubt in Fällen des Ehebruchs die Ehescheidung und Wiederverehelichung, gestattet, daß sich die Geistlichen einmal verehelichen, jedoch nur vor dem Empfang der Diakonatsehe u. s. w. In der Nationalität, in der Anhänglichkeit der morgenländischen Bevölkerung an eine selbstständige Verwaltung, in dem Bedürfnisse, nach politischen und religiösen, ihrem eigenthümlichen Genius angemessenen Gesetzen zu leben, und in dem Glauben an den Text der heiligen Schrift ist der tiefere philosophische und dogmatische Grund der Spaltung der orientalischen und römischen Kirche zu sehen. Der Cultus der ersteren ist übrigens ein viel zusammengesetzterer und ceremonieller, als der der letzteren Kirche.

Die Kirche der unirten Griechen oder Melchiten, zu der sich zum Theil die Slaven des Südens und Ostens bekennen, hat sich nur dem Stuhle Petri mit Vorbehalt all' ihrer nationalen Herkömmlichkeiten und Gebräuche unterworfen. Ihr Patriarch wohnt in Damaskus. Sie nimmt das bestimmte Dogma patri filioque und den Glauben an das Fegefeuer an, erkennt die päpstliche Suprematie, ver-

langt aber die Anwendung der Nationalsprache und der Liturgie, den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten u. s. w. beizubehalten.

Zwischen der griechisch-orientalischen und griechisch-russischen Kirche waltet derselbe fundamentale Unterschied ob, welcher seiner Zeit alle Vereinigungsversuche mit der abendländischen (katholischen) Kirche vereitelt hat. Die von Griechenland aus begründete russische Kirche war bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahre 1455 der Synode von Byzanz unterworfen; später bildete die Synode in Moskau für Rußland die oberste Kirchenbehörde, und diese ist bis auf den heutigen Tag mit dem Patriarchate zu Constantinopel nur durch das Dogma, durch die Glaubensartikel in Verbindung geblieben. Während in Rußland principiell die geistliche und weltliche Macht in einer Person (in dem Czaren) vereinigt ist, ein sichtbares Oberhaupt der Kirche besteht und eine Centralisation der Organe der Kirche in einer Stelle stattfindet, lehrt die in viele kleine Kirchenregimenter und Patriarchate eingehende morgenländisch-griechische Kirche ausdrücklich, daß die Kirche kein Oberhaupt habe, als allein Jesus Christus, dessen sie ist, und von Niemand geleitet und bestimmt werde, als vom heiligen Geiste, der vom Vater ausgeht, mit dem Sohne aber und durch ihn mit dem Vater eins ist. Bei der griechischen Bevölkerung im Oriente fallen die religiösen und nationalen Interessen auf das Engste zusammen und das Streben derselben geht weit mehr auf Nationalkirchen als auf die panslavische Kirche aus. Die Südslaven erkennen die moskowitische Kirche nicht an und der

Patriarch zu Constantinopel hängt nicht von der Petersburger Synode ab.

Die Anzahl der abendländischen Christen (Lateiner oder Römisch-Katholische) beläuft sich auf 1000, deren Mehrheit geborene Araber sind. Die im großen, unregelmäßig gebauten Kloster St. Salvator lebenden Franziskaner-Mönche oder Minoriten sind Italiener, Spanier, auch Franzosen und Deutsche. Ihre Anzahl betrug vor acht Jahren 54, jetzt weniger; ihr Aufenthalt dauert gewöhnlich drei Jahre. Der die kirchlichen Angelegenheiten leitende, vom Papste alle drei Jahre bestätigte Guardian vom Berge Zion führt auch den Namen Custos des Heiligen. Der jetzt in Jerusalem seit 1847 wohnende Patriarch heißt Valerga.

Das Kloster zeichnet sich durch eine hohe, gesunde Lage und durch eine hübsche Aussicht aus. Es hat auch eine Bibliothek und eine arabische Druckerei. An fremde Pilger werden Bücher ausgeliehen. Ich habe öfter das Bücherzimmer besucht und wurde freundlich mit Kaffee bewirthet. Die Mönche verfehlten dabei nicht, mich auf das Werk: „Theatrum terrae sanctae. Auctore Christiano. Coloniae agrippinae apud Kramer Anno MDCLXXXII“, aufmerksam zu machen. Als ich dem Pater im Gespräche die Frage vorlegte, ob er das heilige Grab für ächt oder unächt halte, sprach er sich natürlich ganz determinirt für die Aechtheit desselben aus, indem er hinzusetzte, daß nur Ketzer und Protestanten daran zweifeln könnten. Als ich ihm hierauf erwiderte, daß auch katholische Schriftsteller die Aechtheit angezweifelt hätten, zeigte er in diesem Zweige der Literatur eine nicht geringe Belesenheit, was mich um so mehr über-

raschte, als man von der wissenschaftlichen Kenntniß der Lateiner im Allgemeinen noch nicht viel hat sprechen hören.

Das lateinische Kloster übt große Gastfreundschaft und nimmt auch Protestanten auf. In der unter dem Hauptkloster erbauten Casa nuova ist für das Unterkommen gebildeter Pilger auf eine anständige Weise gesorgt. Die aus drei Schiffen bestehende Kirche ist regelmäßig gebaut, aber düster. Viele Handwerker wohnen im Kloster, darunter Müller und Bäcker.

Die freiwilligen Unterstützungen vom Auslande haben etwas nachgelassen; die größten Summen von Spenden kommen dem Kloster jetzt aus Brasilien zu. Die Schulden der Lateiner sollen sich auf 1$^1/_2$ Million Piaster belaufen. In Jerusalem besitzen sie noch den Garten Gethsemane, die Kirche der Geißelung in der Via dolorosa, mehre Gärten und Häuser. Die Zahl der zu der „Terra Santa" gehörenden, von dem St. Salvator abhängigen Franziskanerklöster beträgt im Ganzen 20, mit ungefähr 200 Mönchen *).

Nachdem wir in Jerusalem Viel gesehen, gedacht und empfunden, und alle die uns bekannten heiligen Orte zu wiederholten Malen in Augenschein genommen, ritten wir nach dem Jordan. Wir bildeten eine Carawane von sechszehn Reitern und nahmen überdem noch zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Beduinen mit, welche gegen einen bedeutenden Tribut uns das Schutzgeleite gaben, da kein Christ ohne Bezahlung an den heiligen Jordan gelangen

---

*) Der Firman zum Bau einer lateinischen Kirche in Budgella ist in Jerusalem angekommen.

kann, das Alleinreisen auch wegen der Unsicherheit der Gegend nicht rathsam ist. Diese ungerechte Steuer beträgt per Kopf etwa ein Pfund Sterling, sie verringert sich jedoch bei dem alljährlich zum Osterfest stattfindenden großen Pilgerzuge natürlich sehr bedeutend, im Allgemeinen ist sie aber immer eine ergiebige Einnahmequelle für die im Jordanthale wohnenden Beduinen. Außer der obgenannten Summe mußten wir unserm habsüchtigen Convoi auch noch einen Hammel zusagen. Der Contract mit diesen unseren Schutzmännern wurde übrigens mit ihrem Scheikh abgeschlossen, der sich zu diesem Behufe in der Stadt eingefunden hatte. Die Beduinen behaupten einmal das Recht der Wegelagerer und der Zöllner, und weder die türkische Regierung, noch die Consulate sind stark genug, um diesem Unwesen zu steuern.

Wir brachen Vormittags 10 Uhr von unserer Herberge auf und ritten über das schlechte schlüpfrige Pflaster der Stadt zum St. Stephansthore hinaus. Hier fanden wir, nachdem uns schon einige Beduinen bis in die Stadt entgegen gekommen waren, die ganze wohlberittene Schaar derselben beisammen und setzten uns sogleich in Bewegung.

Unsere Guiden waren malerische Gestalten; das um den Kopf mit einem Stricke befestigte gelbe Tuch vertrat den Turban und veränderte, je nach den mehr oder minder stechenden Sonnenstrahlen, seine Gestalt, indem es bald ganz in das Gesicht hereingezogen, bald mehr zurückgeschlagen wurde. Dieses Tuch ist der Schirm und Schleier der Beduinen, gleich brauchbar gegen Sonne und Regen. Nicht minder der dunkelbraune, den Gebirgen Judäa's der Farbe

nach gleichende Mantel, welcher aus grobem Stoffe gewebt ist und den der Inhaber, wie der Spanier die Capa, graciös um sich zu schlingen und zu werfen weiß. Dieser Mantel ist der unzertrennliche Freund, der „manchen Sturm erlebt.“ Er dient gegen Hitze und Kälte gleich gut und giebt insbesondere dem dahinsprengenden Reiter ein malerisches Ansehen, wenn er flatternd im Winde weht. Unter dem Mantel trägt der Beduine die Beinkleider, die mitunter kaum bis an die großen, mit gewaltigen eisernen Sporen versehenen schlappen Ritterstiefel, deren sich diese Reiter bedienten, herabreichen.

Als wir bei Gethsemane ankamen, fanden wir drei christliche Reiter, welche sich unserer Carawane anschließen wollten. Es waren drei deutsche Handwerksburschen, von denen ich zwei schon auf der Ueberfahrt von Malta nach Egypten gesehen hatte. Diese beiden stammten aus Schleswig-Holstein, der dritte aus Westphalen; sämmtlich waren sie Schreiner. Sie wollten diese passende Gelegenheit benutzen, um auf eine wohlfeile und sichere Art die Reise nach dem Jordan mitzumachen. Dagegen protestirte aber der Beduinenscheikh gar heftig, deshalb, weil sie keinen Tribut bezahlt hätten. Darüber entstand natürlich ein sehr hitziges Wortgefecht, denn ich nahm mich der deutschen Landsleute sofort an, indem ich behauptete, daß sie als meine Diener das unbestrittene Recht hätten, mit mir zu gehen, daß außerdem aber die von uns sechszehn Reitern gezahlte Summe groß genug sei, um einige arme Pilger mit zu übertragen. Ich beharrte daher fest auf meiner Ansicht und mein Dragoman Achmed stand mir darin mit so großer Beredtsamkeit bei,

daß der Scheikh nach langem Hin- und Herreden sich endlich entschloß, von seiner (für den Kopf ein Pfund Sterling betragenden) Forderung abzugehen und sich mit einer kleinen Entschädigung begnügen zu lassen. Die deutschen Landsleute waren über diesen für sie günstigen Ausgang dieser Verhandlungen nicht wenig erfreut, und auch ich habe meine Verwendung für sie nicht bereut, da sie sich als ehrliche Männer bewiesen.

Wir ritten zuerst schräg am Oelberg hinauf bis zu seinem südlichen Rücken, folgten dann einer in südöstlicher Richtung laufenden Thaleinsenkung und gelangten in drei Viertelstunden nach Bethania, welches nach Joh. 11, 18 nahe bei Jerusalem war, „bei funfzehn Feldweges." Die Lage des mit Gärten, Oel- und Feigenbäumen umgebenen Dorfes el Azarijah ist immer noch eine liebliche, wenn auch das elende armselige Aussehen des Dorfes und der Bewohner jener Zeit nicht mehr entspricht, wo Jesus Martham lieb hatte und ihre Schwester und Lazarum. Es dürfte dieses arabische Dorf mit dem Bethanien der Schrift wohl identisch sein, weniger aber die Häuser Maria's und Martha's und Simons des Aussätzigen, sowie das Grab des Lazarus, die dem Fremden gezeigt werden und die in der Schrift genannten Stellen einnehmen sollen. Letzteres fanden wir auf der Ostseite des Dorfes, und während herbeigelaufene Kinder unsere Pferde hielten, zündete ein alter Araber ein Talglicht an und leuchtete uns 26 Stufen hinunter in ein kellerartiges Gewölbe, welches für das Grab des Lazarus ausgegeben wird. Diese Tradition ist augenscheinlich eine sehr plumpe, denn nichts spricht für ihre Wahrscheinlichkeit; allein

ein Kranz schöner Erinnerungen knüpft sich an die gesammte Localität, die deshalb der Pilger nicht gerne unbesucht lassen wird. In der Nähe liegt die Dorfruine Abu Dis. Von den Dörfern Bahurim (2. Sam. 16) und Bethphage (Matth. 21, 1) ist aber keine Spur mehr zu entdecken.

Der Weg wird jetzt sehr schlecht und steinig. Die Pferde gehen vorsichtig und wir ziehen langsam durch die Gebirge Judäa's dahin. Die Gegend ist kahl und öde und der Pfad oft sehr abschüssig. Die sonderbar gestalteten Berge sind unbewachsen und von wilden Schluchten zerrissen; die Felsenwände erheben sich zur steilen Höhe und das Echo schallt in dieser Gebirgswüste einsam wieder. In den Kalksteinschluchten herrschte eine fast unerträgliche drückend-schwüle Hitze und mit einigem Wohlbehagen schlürften wir das mitgenommene Quellwasser ein. Die kleinen Pferde unserer Beduinen waren von weit besserem Schlage, als die unsrigen, und unsere Schutzmänner versäumten keine Gelegenheit, uns zu zeigen, wie gut beritten sie seien. Sie sprengten steile Berge im Galop hinab und jagten keck die abschüssigen Gebirgspfade im Carriere hinauf, ohne zu wanken und zu stürzen. Dabei schwangen sie ihre Lanzen leicht in der Luft und schossen ihre Pistolen sehr gewandt ab. An Waffen fehlte es unserer Bedeckung überhaupt nicht, denn sie waren mit Lanzen, Säbeln und Feuergewehren aller Art bis an die Zähne bewaffnet. Dabei vergaßen sie auch nicht, sich sehr wichtig und uns ihre hohe Bedeutsamkeit für unsere Sicherheit begreiflich zu machen. Sie luden die Gewehre vor unsern Augen und machten sich zum Kampfe bereit, gleich als wenn der Feind schon in unserer

Nähe wäre. Sie wußten uns haarsträubende Geschichten von den blutgierigen Beduinen jenseits zu erzählen und ließen keine Gelegenheit unbenutzt, um uns zu ihrem Muthe und ihrer Tapferkeit Vertrauen einzuflößen. Freilich war die Umgebung von Jerusalem und insbesondere die des Jordans unsicher und noch nicht längst hatten die Beduinen auf die am diesseitigen Ufer des Jordans weilenden Reisenden geschossen — ob aber unsere Beduinen wirklich den Muth besaßen, uns tapfer gegen jeglichen Angriff zu vertheidigen, blieb, Gott sei Dank, eine Frage, denn es fand sich glücklicherweise keine Gelegenheit, den Gehalt ihrer Bravaden thatsächlich zu erproben.

Im Uebrigen waren unsere Araber freundliche, nichts weniger als grausam gesinnte Leute und ich führe hier gern ein Beispiel ihrer Humanität an, das für manchen Christen demüthigend ist. Kurz nach mir machte ein Graf, dessen Namen ich verschweigen will, dieselbe Reise nach dem Jordan und mehre arme christliche Pilger hatten sich angeschlossen, unter ihnen ein alter Mann, der zu Fuß neben den Rossen einherwanderte. Nachdem die Carawane durch das Grenzdorf der Wüste (Bethania) in die Gebirge Judäas gekommen war, wurde die Hitze so groß, daß Alle matt, still und niedergedrückt dahinzogen. Einer der Beduinen, vom heftigsten Durst geplagt, wandte sich an den Grafen, der eine große Wasserflasche an seiner Seite führte, und bat um einen Trunk. Der Graf, vielleicht befürchtend, der Vorrath werde am Ende für ihn selbst nicht ausreichen, schlug Jenem seine Bitte ab, worauf der Beduine kein Wort weiter verlor, sondern ergeben in sein Geschick, schweigend dem Zuge folgte. Plötzlich ver-

sagen dem obenerwähnten Alten die Kräfte zur Weiterreise und er sinkt am Rande des Weges nieder. Die Furcht, allein zu bleiben, in dieser schrecklichen Einsamkeit entweder den Räubern oder dem Hunger zur Beute zu werden, stachelt ihn noch einmal empor, er versucht mit Aufbietung aller Energie des Willens sich zu ermannen — vergebliches Mühen! er bricht von Neuem zusammen. Schweigend ziehen die Christen an ihrem Bruder vorüber; Jeder sieht den Unglücklichen und Jeder ahnt wohl sein trauriges Geschick — allein Keiner ruft ihm ein Wort des Trostes zu, Keiner leistet ihm Hilfe. Endlich kommt der vor Durst lechzende Beduine, der Letzte des dahinziehenden Zuges. Als er den hilflosen Pilger erblickt, fordert er ihn auf, weiter zu marschiren, da er sonst, allein und hilflos, ein Kind des Todes sein würde. Dieser erwidert, daß seine Kräfte erschöpft seien und er sich bereits auf das Schrecklichste gefaßt gemacht habe. Die Carawane zieht unterdeß immer weiter, der durstige Moslim aber bleibt mit dem zum Tode ermatteten Christen allein in der schrecklichen Einöde. Und was geschieht? Wird der Ungläubige ein Mörder sein, jenen ausziehen und schlagen und halb todt liegen lassen? (Luc. 10, 30—35). — Der Beduine fühlt menschlicher. Tief ergriffen von der Noth seines Mitbruders läßt er ihn auf sein Pferd mit aufsitzen und zieht langsam der Carawane in die Jordanebene nach. Aber bald wird die Doppellast dem Pferde zu schwer — und was wird jetzt der wilde Sohn der Wüste thun? Wird er nicht, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, sich des unbequemen Alten, dessen Tage wohl ohnehin schon gezählt sind, entledigen? Schweigend steigt er vom

Pferde, ihm die Bürde zu erleichtern, und während der arme Christ im Sattel bleibt, wandert er weiter nebenher zu Fuß. Die Sonne war schon längst untergegangen, als Beide an den beim Dorfe Richa (Jericho) aufgeschlagenen christlichen Zelten anlangten und mit Jubel, aber auch mit Beschämung im Herzen, von den ruhig Gelagerten empfangen wurden. Auch der Graf, dessen Wasservorrath übrigens noch nicht erschöpft war, gerührt von dem menschenfreundlichen Sinne des Beduinen, versuchte jetzt durch eine reiche Belohnung das gut zu machen, was er vorher versäumt. Wer aber war der barmherzige Samariter? —

Es war Nachmittag 4 Uhr, als wir von den Gebirgen Judäa's in die Ebene des Jordans herabstiegen und, uns nach Norden wendend, der Quelle des Baches Aie es Sultan zueilten, von der es wahrscheinlich 2. Kön. 2, 21 heißt: „Da ging er (Elisa) hinaus zu der Wasserquelle und warf Salz darein und sprach: „ „So spricht der Herr: Ich habe dies Wasser gesund gemacht, es soll hinfort kein Tod, noch Unfruchtbarkeit daher kommen.“ “ Bäume und Pflanzen wachsen hier üppig und grüner Rasen bedeckt den Boden, auf den sich das Wasser verbreitet. Datteln und Balsamstauden gedeihen auf dieser kleinen Oase und naheliegende Felder sind mit grünen Saaten geschmückt. Welch' herrlichen Anblick müßte das Jordanthal bieten, wenn es überall so prangte und lachte wie hier — am Fuße des steil sich erhebenden kahlen Berges Karantel oder Quarantania, dessen Ostseite mit Höhlen und Grotten und dessen Spitze mit einer christlichen Kapelle geschmückt ist. Dieser Berg ist es, auf welchem nach der Mönchssage der Herr von dem Teufel versucht ward.

Die Jordansebene ist hier etwa drei Stunden breit. Im Osten wird sie von dem Gebirge Moabs begrenzt, von dessen Scheitellinie Chateaubriand sehr richtig bemerkt, daß sie aussehe, als ob ein Künstler dieselbe mit zitternder Hand gezogen. Ich kenne kein Gebirge, welches einen so gleichförmigen Rücken zeigt, als dieses; nur ganz entfernt wurde ich an die Vogesen erinnert. Das Gebirge stürzt schroff herab und zeigt keine bedeutend hervortretenden Punkte. Es ist dies, wie schon bemerkt, dasselbe Moabitergebirge, von dem Moses sehnsüchtig in das Land Israel blickte und sagte: „Laß mich gehen und sehen das gute Land jenseit des Jordan, dieses gute Gebirge und den Libanon" (5. Mos. 3, 25). Der Jordan scheint an dessen Fuße zu fließen. Im Süden bildet das Todte Meer und im Westen die Gebirge von Judäa die Grenzen, welche letztere sich allmälig absenken.

Nach der heiligen Schrift war das Jordanthal einst herrlich bebaut, mit Ausnahme des größeren Theiles des Ghor, welches seit der ältesten Zeit eine Wüste gewesen. Josephus preist die Ebene von Jericho als eine paradiesische Landschaft, als die fruchtbarste in Judäa, in der Rosen, Balsamstauden, Maulbeerbäume und Palmen üppig standen. Sodom lag in einem Garten Gottes. Die jetzige Ebene von Jericho ist nur schwach bebaut und von trägen Einwohnern bewohnt; außerdem gilt sie für unsicher und ungesund. Der Boden an und für sich ist aber bis auf die zwei Stunden oberhalb Jericho gelegene, mit einer Salzkruste überzogene Fläche fruchtbar und ergiebig und könnte leicht wieder sehr ertragsfähig gemacht werden, wenn es nicht an

fleißigen Händen, zweckmäßiger Bewässerung und hinreichender Sicherheit fehlte.

Die für den Anbau bequemsten und fruchtbarsten Ebenen in Syrien, wie z. B. die Ebene Bekaa, die Ebene um Antiochia, die westliche Uferseite des Jordan, die fruchtbaren Umgebungen des Tiberias-Sees, die Ebene Esdrelom u. s. w. sind im Allgemeinen menschenleer und von dem vortrefflichen Ackerboden ist nicht der zehnte Theil angebaut. Es ist eine sehr traurige, aber in einem uncivilisirten Lande oft wiederkehrende Erscheinung, daß von den durch die Natur am reichsten gesegneten Stellen der Erde, wo durch Fleiß und Arbeit die besten Ernten erzielt werden könnten, die Bevölkerung sich entfernt, weil sie eben da dem Angriff, dem Ueberfalle beutesüchtiger Räuber, wie habgieriger Beamten am leichtesten ausgesetzt ist. Die Bevölkerung zieht sich daher lieber in das Bergland zurück, wenn auch der Boden an Güte nachsteht und die Existenz des Lebens hier mit mehr Mühseligkeit verbunden ist — nur um nicht so leicht der Plünderung und Erpressung ausgesetzt zu sein. Eben darum sind auch oft die Dörferanlagen im Orient von süßen Wasserquellen und Bächen, deren sie so sehr bedürfen, abgelegen, und die Bevölkerung unterzieht sich lieber dem mühsamen täglichen Wasserholen rc., als daß sie ihre geheimen Schlupfwinkel mit den offenen Ebenen vertauschen sollte.

Ganz dieselbe Wahrnehmung enthält das unten näher bezeichnete ausgezeichnete Reisewerk*), indem es dort heißt:

*) Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten von Juli 1849 bis April 1853 von K. Graul, Director der evangelisch-

„Die reichen Ebenen Syriens und Palästina's sind sammt und sonders in den Händen der Regierung, die den vierten Theil der Ernte für sich in Anspruch nimmt, abgesehen von den vielen heillosen Plackereien, die sich die Unterbeamten obendrein erlauben. Nicht so die Gebirge, sicher wenigstens nicht der bis zu einem gewissen Grade unabhängige Libanon. Hier ist das Land in den Händen des Volkes — etwa wie freies Lehen. Was Wunder daher, wenn in den an und für sich gesegneten Ebenen ein armes Geschlecht Halbleibeigener hin und wieder den Pflug und die Sichel mit Unlust führt und bei den besten Anlagen mit dem Boden zugleich verkümmert, auf den von Natur unfruchtbaren Gebirgen aber ein freies Volk jedes Stückchen Land, welches sich dem harten Felsen abringen läßt, liebevoll pflegt und mit dem Boden zugleich sich selbst hebt."

Von der Quelle des Baches Aie es Sultan ritten wir in einer kleinen halben Stunde nach Jericho, wohin wir unsere Zelte vorausgeschickt hatten. Der Weg führte uns durch ein Wäldchen von Nubkbäumen, welches hier und da auch mit Rohrgewächsen und Dorngesträuchen bestanden war. Auch kamen wir an mit Weizen und Gerste bestellten Feldern vorüber, wovon die letzteren der Reife entgegengingen. Das Terrain ist eben, aber von Bächen und Sümpfen durchschnitten. Auch sieht man mitunter Reste von Grundmauern und ungeheuere Steine, die ehedem

---

lutherischen Mission zu Leipzig. Leipzig 1854. Dörffling und Franke.

vielleicht zu Gebäuden oder zur Einfassung der Felder gedient haben.

Jericho (arabisch Riha), ein erbärmliches wüstes Dorf mit etwa 150 Seelen, ist mit Bäumen, Ricinussträuchen (palma Christi), Granaten, Tabak-, Mais-, Weizen-, Gersten-, Melonen- und Gurkenfeldern eingefaßt, auf großen Schutthaufen gebaut und die elenden Wohnhütten der Bewohner, sammt dem sogenannten Castell von Jericho, liegen zwischen Trümmern und Ruinen versteckt. Wer gedächte hier nicht unwillkürlich des Jericho zur Zeit Josua's, wo es eine durch feste Mauern geschützte Festung und eine der vornehmsten Königsstädte Canaans war, wo das Volk ein großes Feldgeschrei machte und die sieben Priester sieben Halljahrsposaunen geblasen? Der Bannfluch Josua's (Jos. 6, 26): „Verflucht sei der Mann vor dem Herrn, der diese Stadt Jericho aufrichtet und baut," scheint an diesem Orte trotz mancherlei späteren Versuchen, es wieder herzustellen, für die Gegenwart in Erfüllung gegangen zu sein.

Von der in der Bibel erwähnten „Palmenstadt" und den duftenden Balsamgärten, welche Josephus erwähnt, ist nur noch der Name übrig. Von Palmen ist mit Ausnahme einer einzigen bei Jericho Nichts mehr zu sehen, und ebenso sind die gepriesenen Maulbeerbäume und Zuckerpflanzungen verschwunden. Opobalsam, al Henna, Reis, Honig u. s. w. bringt die Gegend nicht mehr hervor, dagegen gedeiht hier noch die Baumwolle, der Indigo, Myrobalanum u. s. w. Von Bäumen und Sträuchern wachsen hier wie an den Ufern des Jordan und Todten Meeres Weiden (agnus castus). Ricinus, Tamarisken, Oleander, Feigen. Nach Robinson

findet man von anderen in dieser Gegend wild wachsenden Bäumen den egyptischen Nubk, den Zuckumbaum, wahrscheinlich identisch mit dem Myrobalanum, und unter den Bäumen, welche unterhalb der Quelle Ain Jidy am westlichen Ufer des Todten Meeres einen Theil des Dickichts längs dem Strome ausmachen, den Seyâl, welcher Gummi Arabicum hervorbringt, den Semr, den stacheligen Nubk (Lotusbaum) Egyptens, welcher auch Sidr heißt und von den Arabern Dum genannt wird, dann den Oesher (nach Sprengel die Asclepias gigantea vel procera), dessen Frucht der gelehrte Robinson für den sogenannten Sodomsapfel zu halten geneigt ist. Seine Beschreibung, die ich für richtig halte, ergibt aber, daß die Frucht dieser Pflanze in ihrem Innern einen zwar überraschenden, aber schönen Anblick gewährt. Die Nachricht aus arabischen Büchern bei Sprengel, hist. rei herbar. I. p. 252, ergibt aber auch weiter nichts, als daß dieses Gewächs in Arabien (Yemen und Hedschas) und am Persischen Meerbusen gedeiht, sowie daß ihr Milchsaft (den alle Asclepias haben) für giftig gilt.

Josephus, nachdem er von dem Brande der Ebene und den noch vorhandenen Merkmalen des göttlichen Feuers gesprochen, bemerkt, daß „daselbst noch in Früchten reproducirte Asche zu finden sei, welch' erstere zwar eine Farbe haben wie eßbare Früchte, aber sobald sie mit den Händen abgepflückt werden, sich in Rauch und Asche auflösen." Dies beruht vermuthlich auf einer Sage, einer Variation der Stelle des Moses 5, 32, 32, wo es von den „Weinstöcken zu Sodom" heißt: ihre Trauben sind Galle, sie haben bittere

Beeren. Wollte man in der letzteren Stelle mehr als eine dichterische Anschauung von den Folgen des göttlichen Strafgerichts suchen, so liegt es nahe, dieselbe auf eine Traubenkrankheit zu beziehen, wie wir sie jetzt kennen. Es wäre dies mithin eine uralte biblische Spur jener Krankheit, die jetzt so viel Aufsehen macht, ein erneuter Beweis für Diejenigen, welche, wie Ben Akiba, meinen, es sei Alles schon dagewesen. Soll aber der Nachricht bei Josephus etwas Wahres zu Grunde liegen, so läßt sich denken, daß zu seiner Zeit an eßbaren Früchten, z. B. gewissen Arten von Solanum, eine Krankheit beobachtet und diese Erfahrung mit Rücksicht auf die Stelle des Moses ins Fabelhafte vergrößert worden ist.

Schon Hasselquist denkt an das Solanum melongena, was aber wohl nicht passend sein dürfte, weil dieses auch unter dem Namen Eierpflanze in deutschen Gärten cultivirte Kraut eine eiförmige, gewöhnlich weiße oder gelbliche Frucht besitzt, die in südlichen Gegenden cultivirt und gegessen wird, wie gleichfalls das damit verwandte Solanum Lycoperricum, Liebesapfel, Tomates. In Linné's Systema, Ausgabe von Sprengel, sind von Solanum 274 Arten aufgeführt, unter diesen Nr. 161 auch Solanum sodomeum stachlicht, mit gefiederten Blättern, in Calabrien, Sicilien, Afrika einheimisch. (Von Lamarck ist es seitdem Sol. Hermanni benannt worden.) Außerdem gibt es ein Solanum indicum (bei Linné 183), was auf den Mascarenhos und in Ostindien zu Hause. Von diesem ist eine Unterart in Russel's in Ostindien gesammeltem Herbarium Sol. sodomaicum benannt worden.

In allen diesen von Sodom hergenommenen Benennungen liegt nur eine Reminiscenz an den berüchtigten Sodomsapfel vor, nicht aber ein Grund, daß der Sodomsapfel auf eine dieser Arten von Solanum zu beziehen sei. Wenn daher die Nachricht bei Josephus nicht eine reine Erfindung ist, sondern auf einer wirklichen Erfahrung beruht, so ist sie auf eine der mehren in Palästina bekannten eßbaren Arten von Solanum zu deuten, die zu jener Zeit von einer verderblichen Krankheit befallen war, was man aber mit der alten Sage von Gottes Zorn über Sodom in Verbindung gebracht hat. Wenn endlich Manche an eine auf der Oberfläche wie verkohlte Frucht einer Akazie denken, so ist dies zuvörderst nichts Besonderes, indem viele Schotenfrüchte bei der Reife ein solches äußeres Ansehen bekommen. Es paßt aber nicht zu der Sage, zufolge deren die Frucht äußerlich gut aussieht, das Innere aber einen häßlichen Anblick gewährt. Ich halte den Sodomsapfel, angeblich von Josephus, für eine Fabel, die für ebenso nichtig angesehen werden kann, als die zweitausendjährige Fabel des Flavius Josephus, nach der die wahre Quelle des Jordan in der Phiala liegen soll. Dergleichen kommen in alten Schriftstellern (selbst bei Kennern der Naturgeschichte) oft vor. Die neue Zeit producirt auch solche Fabeln, wie z. B. die vom Upasbaum (Antiaris toxicaria) in Java.

Was aber Robinson damit will, daß er einen stachlichten Nubk Egyptens, den er Lotusbaum nennt, in Palästina aufzufinden sucht, ist schwer zu begreifen. Nach dem Beisatz, daß er Sidr genannt wird, will er vielleicht den Paradiesesbaum damit bezeichnen. Die berühmten und zugleich eßbaren

Lotuspflanzen des alten Egyptens sind beide Wasserpflanzen. Die eine, Nelumbium speciosum, ist nicht mehr in Egypten vorhanden, wohl aber in Ostindien, wo sich religiöse Mythen damit verknüpfen. Die andere, Nymphaea Lotus, wächst noch jetzt in Egypten. Wenn aber von einem Lotusbaum in Palästina die Rede ist, so kann nur der strauchartige Baum Zizyphus mit eßbarer Frucht gemeint sein. Eine Art davon, Zizyphus vulgaris Lam., ist in Syrien einheimisch, eine andere, Zizyphus Lotus Lam., im nördlichen Afrika und in Arabien.

Wenn es gilt, ein fabelhaftes Gewächs zu bestimmen, wie z. B. den Paradiesesbaum des Koran, der, so viel ich weiß, im arabischen Text Sidr genannt wird, so hat dies große Schwierigkeit. Man kann nur versuchen, zu errathen, welches bekannte Gewächs, poetisch oder fabelhaft ausgebildet, dabei zum Grunde liegt. Hier dürfte auf die Notiz in Sprengel historia p. 251 Werth zu legen sein, zufolge deren bei arabischen Schriftstellern die Frucht des Zizyphus Lotus als Speise der Houris bezeichnet wird. Der Paradiesesbaum muß also eßbare Früchte haben und da würde Zizyphus Lotus zunächst anzunehmen sein. Außerdem sind nach Sprengel auch Zizyphus vulgaris und Zizyphus Christi den arabischen Botanikern bekannt. Alle Arten des Zizyphus sind stachlicht und haben eßbare Früchte. Die Celtis orientalis, welche Wahl hierher zieht, hat ebenfalls eßbare Frucht. Wenn Ullmann in der Sure 53 Lotusbaum übersetzt, so ist dies eine Willkür; in der botanischen Kunstsprache gibt es überhaupt keinen Lotusbaum. Wahl hat

Sidr=Baum und darin wahrscheinlich das arabische Originalwort beibehalten.

In den Fabelkreis des Sodomsapfels gehört auch die Rose von Jericho, als welche man jetzt ein kleines Gewächs (Anastatica hierochuntica) betrachtet, dem aber freilich nichts weniger als alles dazu Erforderliche abgeht; denn einmal wächst es zu Jericho gar nicht, dann aber hat es mit der Rose auch nicht die mindeste Aehnlichkeit. Die Blume ist ganz klein und vierblättrig, die Frucht ein Nüßchen, d. h. eine bauchig aufgedunsene kleine Schote. Wenn Robinson sagt, es sei eine Art von Thlaspi, so ist daran nur so viel wahr, daß das Thlaspi botanisch genommen ihr ziemlich nahe steht, aber die Frucht des letzteren ist eine runde glatte Schote. Nur die Eigenschaft besitzt es, daß es scheinbar verwelkt und sich wieder öffnet, wenn man es in Wasser setzt. Diese hygrometrische Eigenschaft einer getrockneten Pflanze, daß sie, in Wasser gelegt, sich wieder ausbreitet, ist im Allgemeinen nicht selten. Sie findet sich bei unsern Moosen und sehr auffallend bei dem in Amerika wachsenden Lycopodium hygrometricum. Bei Pflanzen höherer Organisation ist diese Eigenschaft allerdings selten und insofern verdient die Anastatica eine Auszeichnung. Nach der Legende wächst diese sogenannte Rose von Jericho auf den Stellen in der Wüste, welche Maria auf der Flucht nach Egypten mit dem Fuße berührte, und wird als das Sinnbild des unvergänglich Ewigen betrachtet. Aus der Zusammenstellung mit den Palmen im Jesus Sirach 24, 18 ergibt sich ferner, daß von hochgewachsenen Rosenstöcken in Jericho die Rede ist. Mit welchem Anscheine von Recht kann man also eine so

niedrige und unbedeutende Pflanze mit jener für identisch halten?

In der Nähe des Dorfes Riha fanden wir unsere Zelte aufgeschlagen und die Araber mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt. Die weißen Zelte, die gesattelten Rosse, die phantastisch gekleideten Araber, die bunten Trachten, das umherliegende Gepäck und die lodernden Feuer gewährten ein interessantes Bild des Lagerlebens. Die Europäer speisten zusammen an einer großen, so gut es ging, zusammengerichteten Tafel im Freien und waren bis auf wenige, am Fieber Leidende, lustig und guter Dinge. Auch ich hatte schon bei meinem Wegritt von Jerusalem mich nicht ganz wohl gefühlt und wurde hier im Jordanthale von einem Fieberanfalle heimgesucht, so daß ich mich niederlegen mußte, obschon ich mir bei der fast unerträglichen Hitze — das Thermometer zeigte Abends noch 20° R. — von dem Aufenthalt in den Zelten keine Linderung versprechen durfte.

Am andern Morgen 7 Uhr ritten wir nach dem Jordan. Der Boden ist ziemlich eben und hat nur hier und da Einschnitte und Risse, welche zur Aufmerksamkeit beim Reiten auffordern. Die mit Natron geschwängerte Ebene ist an manchen Stellen mit einer weißen Salpeterkruste versehen, öfter auch feucht und sumpfig. Je näher wir dem Jordan kamen, je ungeduldiger wurden wir. Zuletzt setzte sich die ganze Reiterschaar in scharfen Trab und langte 8½ Uhr im Galop am Flusse an, den wir nicht eher bemerkten, als bis wir uns in seiner unmittelbaren Nähe befanden. Die Ufer sind nämlich mit Weiden (agnus castus),

Pappeln, Tamarisken, Nubk, Oleander, Akazien und Schilfrohrgewächsen bestanden, und verleihen dem Jordan eine herrlich frisch-grüne Einfassung, verdecken aber auch die Aussicht auf den Wasserspiegel. Das diesseitige Ufer ist höher als das jenseitige, und der Fluß fließt an der von den Pilgern gewöhnlich besuchten Stelle in einer Breite von höchstens 600 Schritt in einem tiefen, versteckten Bett ziemlich reißend dahin, zu dem man etwa 20 Fuß tief hinabsteigen muß. Während die Araber mit gespanntem Hahn Wache hielten, entkleidete sich die Mehrzahl der Reisenden und nahm ein Bad in dem schmutzig-gelben Wasser. Einige schwammen, wenn auch mit Mühe, zum jenseitigen, dicht bewachsenen Flußufer, Andere suchten kleine Muscheln und schöpften Wasser aus dem Flusse in kleine Blechflaschen, um dies als Erinnerung an das heilige Land mit in die Heimath zu bringen. Andere schnitten Weidenstöcke ab und tauchten sie in den Fluß. Kurz, es herrschte überall eine hastige Thätigkeit; ich sage hastig, weil die tapfern Araber zum Weiterritt drängten und uns fortwährend einen plötzlichen Ueberfall ihrer jenseit des Flusses wohnenden Landsleute prophezeiten. Der von uns zum Halt gewählte Platz war derselbe, wo die Theilnehmer der christlichen Ostercarawane in ihren künftigen Todtengewändern das Bad zu nehmen pflegen, nämlich die Stelle, wo der Sage nach Josua mit den Israeliten — vier Tage vor dem Passah (Osterfest) und vierzig Jahre weniger vier Tage seit dem Auszuge aus Egypten — und der Bundeslade trocknen Fußes hinüber gen Jericho durchwatete, um das Land der Verheißung einzunehmen, obgleich es zur Zeit der Ernte

war, wo der Jordan „voll an allen seinen Ufern" ist (Josua 3, 15). Auch Elisa ging mit Elias unbenetzt von der Fluth durch den Jordan, sowie Elisa auf der Rückkehr allein (2. Kön. 2). Im Jordan empfing Jesus selbst, „das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt", die symbolische Weihe zu seinem Berufe als der Menschen Lehrer und Erlöser von Johannes, der in einem Kleide von Kameelhaaren und einem ledernen Gürtel um seine Lenden, Buße predigte und das Volk mit Wasser zur Buße taufte. Und da Jesus getauft war, that sich der Himmel auf über ihn, und siehe eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe (Matth. 3, 17).

Der Jordan entspringt bei Banias im nördlichen Syrien am Fuße des Hermon (33° 25′), bildet zuerst den See Meron und ergießt sich von da in den See Tiberias. Von hier fließt er nach 30 stündigem Laufe von Nord nach Süd in das Todte Meer. Der Quellstock dieses wunderbaren Binnenstromes ist bekannt, allein seine Mündung im Meere nicht; seine Wiege kennt man, aber nicht sein Grab. Beim ewigen Nil ist dies umgekehrt. Die bekannte Hypothese von einem ehemaligen Abflusse des Jordan in den Meerbusen von Akaba ist durch die Gestalt des Bodens und durch die Auffindung der vertieften Lage des Todten Meeres widerlegt. Ohne Stufenländer und durchsetzende Gebirgszüge zu zeigen, wird der Jordan in seinem oberen Laufe von steilen Felsenmauern begrenzt, zwischen denen er brausend dahinrauscht, um zuletzt in dem Flachlande von Jericho schleichend und träge sich in das Todte Meer zu ergießen, dessen

Kessel, sowie das Jordanthal mehre hundert Fuß unter dem Meeresspiegel und beinahe dreitausend Fuß niedriger als Jerusalem liegen, somit eine der merkwürdigsten Senkungen der Erde bilden. Das Thal unterhalb des Tiberiassees heißt el-Ghor; die Breite des ganzen Thales bei Jericho beträgt etwa vier Stunden. Das Thal el-Arabah erstreckt sich vom Süden des Todten Meeres bis nach Akabah am Rothen Meere hin. El-Ghor nennt man jedoch die Südküste des Todten Meeres.

Der Charakter des Jordanthales ist der der Gleichförmigkeit; nur das Quellenland des Jordan um Banias erinnerte mich unter allen Landstrichen Syriens durch grünes Ansehen und frischen Baumwuchs am meisten an den Charakter einer Alpenlandschaft. Unterhalb Banias wird das Thal einförmig und ungeheure Sumpfflächen dehnen sich bis zum See Meron und unterhalb desselben aus, bis erst am See Tiberias der oben geschilderte Gebirgscharakter wieder auftaucht. Die Ueberschwemmungen des Jordan sind in keiner Weise mit denen des Nils zu vergleichen — denn sonst wäre das Ghor zum großen Theile keine Wüste, wie es immer gewesen. Der Fluß tritt in Folge der Regenzeit zwar auch hier und da aus, allein die in seinem Thale gelegenen Seebecken: Meron, Tiberias u. s. w., in denen sich das von den Gebirgen herabstürzende Regenwasser sammelt, verhindern eine plötzliche Ueberschwemmung, wie es anderwärts der Fall ist. Das ganze Thal vom Fuße des Hermon bis zum Todten Meere zeigt eine Länge von 22$^1/_2$ deutschen Meilen. Der Fall des Flusses beträgt auf dieser ganzen Strecke mehre tausend Fuß, wenn nämlich die Annahme

richtig ist, daß nach den ziemlich zuverlässigen neuesten Messungen das Todte Meer 1227 Pariser Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Er ist demnach ein viel bedeutenderer als der des Nils, welcher, wie früher bemerkt, von Syene bis Rosette (726 Miles) über 300 Fuß, mithin etwa 5 Zoll auf die englische Meile beträgt.

Vom Jordan aus galopirten wir in 1¹/₄ Stunde nach dem Todten Meere. Der Boden, über den wir ritten, war öfter mit Salzkrusten überzogen, welche ein Ausgleiten der Pferde befürchten ließen. Der in einem der Sonnenhitze ausgesetzten Gebirgskessel gelegene See war ruhig und glatt, der Himmel aber bedeckt. Es fielen einzelne Regentropfen und die vorher glühende Atmosphäre wurde gemäßigt. Die Temperatur des Seewassers betrug 17° R. Auch hier wurde gebadet und insbesondere das Schwimmen leicht befunden, was die Folge des großen Salzgehaltes und großer Dichtigkeit des Wassers ist. Das Wasser enthält nämlich verschiedene aufgelöste Salze, insbesondere Magnesia und Natron, hat einen schlechten Geschmack von Salz und Bitter, ist aber geruchlos. Auf dem Körper läßt es eine ölige Substanz zurück und verursacht Jucken und Brennen der Haut; ein plötzliches Erblinden beim Untertauchen wurde von den Badenden nicht wahrgenommen. Fische oder Schnecken habe ich nicht im Wasser gesehen, wiewohl solche bisweilen vom Jordan in den See hineingespült werden, wo sie dann aber zu Grunde gehen. Hieronymus sagt schon, daß, wenn der Jordan, von Regenwasser angeschwollen, zuweilen Fische in das Todte Meer hinabtreibe, diese sogleich sterben und auf dem schweren Wasser obenauf

schwimmen. Daß am Todten Meere, wie man gewöhnlich annimmt, die animalische Welt gänzlich abgestorben sei, bedarf insofern einer Modification, als im Wasser selbst kleine See- und Krustenthierchen leben und über den See auch, wie ich mit eignen Augen wahrnahm, Vögel fliegen. Störche, Reiher, Falken, Möven, Enten, Schwalben und Tauben nisten in der Nähe; in den Uferbergen springt der Steinbock und schleicht die Hyäne und der Panther. Auch flüchtige Gazellen und Hasen und Rebhühner der Wüste streichen umher. An den Ufern haben Reisende Muschelschalen gefunden, welche auf die Existenz von Schnecken (vielleicht blos Erdschnecken) schließen lassen.

Das von steilen, nackten Gebirgen umgebene, etwa 20 Wegstunden lange, 4—5 Stunden breite und fast bis 1300 Fuß Tiefe hinabgehende Todte Meer liegt im Allgemeinen in einer einförmigen baum- und pflanzenlosen Oede, die nur hier und da, z. B. in Süd-Osten von einzelnen Oasen, die aber dem gewöhnlichen Wanderer nicht zu Gesicht kommen, unterbrochen sein mag. Die Tiefe der nördlichen Hälfte desselben bestimmt der amerikanische Capitain Lynch auf 1227′ Par. Maß, die der kleinen Südhälfte aber nur auf 13′ im Durchschnitt, was also ein Ansteigen des Bodens gegen Süden beweist. Die bedeutende Ausdünstung des Meeres im Sommer und Herbste kann übrigens als ein zeitweiliges Gegengewicht für den Zufluß vom Jordan gelten; zur Regenzeit im Winter aber findet eine Erhebung der Wassermassen um mehre Fuß statt. Das Südende hat ebensowenig wie das Nordende anziehende Punkte, und nichts erinnert dort an die gepriesene Siddim-Aue des Pa-

triarchen Lot. Es ist im Ganzen wenig culturfähig. Der westliche Theil des Ghor bis nach dem Fuße von Usdum zeigt Salzmoräste und keine Vegetation, und nur der östliche Theil am Wady el Kurahy (Ghor el Safieh) ist mit Weizen, Tabak &c. bebaut und mit Sträuchern und Grün bedeckt. Die Formation der Berge ist allerdings eine eigenthümliche und der Farbenton der Luft ein überaus zarter und milder; allein die Kahlheit der Gebirge, die Einöde der Gegend und die Ungesundheit der Luft sind Thatsachen, welche sich trotz der feurigsten Phantasie nicht wegleugnen lassen. Dessenungeachtet hatte ich mir nach den Beschreibungen, die ich gelesen, die Gegend doch noch öder und wüster gedacht, denn wurde nicht hier einst ein Garten Gottes wegen der Unthaten seiner gottvergessenen frevelhaften Bewohner in eine Wüste und salzgetränkten Pfuhl verwandelt, indem der Herr ließ Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra (1. B. Mose 19, 24.)? Die uns aus der Bibel bekannte Katastrophe scheint lokaler Natur gewesen zu sein; vielleicht kann man schon zur damaligen Zeit das Vorhandensein des sogenannten Todten Meeres annehmen. Die angrenzenden Gebirge bestehen aus Kalkstein, an der Südseite aber aus Steinsalz. An den Ufern des Sees findet sich kein Basalt, wohl aber Salpeter und Schwefel in Stücken und Klumpen, woraus sich, in Verbindung mit den warmen Quellen und heißen Schwefelquellen, der vulkanische Charakter mit Sicherheit schließen läßt und zur Annahme berechtigt, daß hier mehre in der fruchtbarsten Umgebung des Meeres gelegene Städte sammt jener durch ein vulkanisches Ereigniß vernichtet

wurden. Auch kommen Feuersteine, Stinksteine und Asphalt oder Erdharz vor, welches letztere nach der Aussage der Araber an einer steilen Felswand im östlichen Ufer hinabfließe, sich sammele und dann in Folge von Erschütterungen in das Meer falle, von wo es auch nach Erdbeben an das Ufer geworfen werde. Es findet deshalb auch die Annahme statt, daß durch die Entzündung des Asphalt (bituminöses Erdharz, Judenpech) jene gewaltige Naturrevolution an der Stelle des Thales Siddim veranlaßt wurde, in welchem sich die Städte Sodom, Gomorra, Adama, Zebrim und Zoar befanden. Die Südwestecke des Sees scheint das Hauptthеater jener biblischen Katastrophe gewesen zu sein. Hier steht auch noch der 4—600 Fuß hohe isolirte Asche-Salz-Lavaberg, der „Jebel Sdom" (Usdum) genannt; auch heißt es in der Bibel: Lot floh nach Zoar, welches nahe bei Sodom war (im Süden des Sees, wahrscheinlich an der Mündung des Wady Kerak). Auch Fallmerayer spricht in seiner berühmten Abhandlung über das Todte Meer (1853) von der höchst wahrscheinlichen, ja kaum zu beseitigenden Annahme, der südliche Theil des Todten Meeres zwischen der großen, auf der Ostseite wenigstens zu drei Viertheilen, wo nicht gar zu fünf Sechstheilen der Seebreite hereinragenden Halbinsel und dem Salzberge von Sodom sei ursprünglich trocknes Land der Ebene von Siddim gewesen und erst in Folge einer Katastrophe unter Wasser gekommen. Das alte Todte Meer sei vorgerückt und habe Erdstriche vulkanisch bezwungen, welche früher außer seinem Bereiche im freien Genusse der Sonne lagen. Wo heute die kahle Halbinsel und die Dardanellenströmung,

dort sei einst Schluß und Südgrenze des Todten Meeres gewesen. Und von diesem natürlichen Claustrum bis zur Querhügelmauer am Wady Arabah sei die weiland blühende, reich bewässerte, von Erdharzquellen geschwängerte Siddim-Aue, das Lectonien von Canaan gewesen, von welchem heute außer seinen höchst ungleichen Randeinfassungen von Ost und West nur das große Delta im Südghor übrig geblieben sei." „Selbst im Hochsommer noch", fährt der berühmte Fragmentist fort, „bietet die Ufergegend überraschend liebliche Scenen. einen durchsichtigen, klaren Wasserspiegel, schöngeschwungene Uferhöhen, Schluchtengrün, perenne Bäche und eine Brandung, die sich im Hauch der Morgenluft idyllisch murmelnd am Ufer bricht."

Capitain Lynch, dessen schon gedacht wurde, der erste, der unter allen sterblichen Menschen aus dem See Tiberias zu Schiffe auf dem dunkelfarbigen reißenden Jordanstrom in das Todte Meer herabgekommen ist, im Jahre 1848 mit seiner Mannschaft drei Wochen auf und an der Asphaltwasserfläche gelebt, dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht, mit Sextant und Astrolab die Oertlichkeiten am Gestade bestimmte, hat auch das Engaddi Delta am westlichen Strande des Todten Meeres besucht, dessen Lieblichkeit Josephus so in Entzücken versetzte; um so mehr, je größer der Contrast mit der Melancholie des einsamen, trümmerbedeckten, sonnverbrannten, bis 1200 Fuß hohen Tafelfelsens von Moseda, wo die Schaubühne des letzten blutigen Aktes der jüdischen National-Tragödie war, dem weiland berühmten Felsenkastell, das an natürlicher Unbezwinglichkeit nur mit Gibraltar, an Todesmuth seiner let-

ten Vertheidiger nur mit Numantia verglichen werden kann.

Das Strombett der Gießbäche, die das Engaddi Delta bilden, aufwärts gehend gegen den schattigen Felsspalt hin, in dessen Innerem die Quelle aus dem Spina Christi Schattenbusch einer 500 Fuß hohen Steilterrasse mit Macht hervorstürzt und in dessen Hintergrund sich eine fettleibige, unten und in der Mitte abenteuerlich zerrissene und künstlich ausgehöhlte, oben kegelförmig abgeplattete Felspyramide findet, entdeckte Lynch, unter Tamarisken, Oleander und Röhricht fortwandernd, die „Egeria aller Brunnen.“

Weit im Rohrdickicht, von Buschwerk gleichsam eingewölbt und tief versteckt im Schatten der Purpurfelsen und im milden Grün schwellender Vegetation rauscht mit lieblichem Gemurmel über, unter und neben dem Gestein von Becken zu Becken hüpfend und mit seinen Krystallarmen das Felsenrevier breit umspannend der Wunderbrunnen von der buschigen Steilhöhe in die Dunkelschlucht hinab. So strotzend und blumensaftig ist am Stromrande der Pflanzenwuchs, daß sich das Buschwerk durch die eigne Schwere niederbeugt und bogenförmig über dem Geströme wölbt. Diana selbst, die jungfräuliche Waldgöttin, mit ihren jagenden Najaden hätte keine verborgenere Badestelle finden können. Der Contrast zwischen dem Schattendunkel tief unten in der Schlucht und dem hoch oben im Buschwerk sonnig funkelnden Geglitzer der krystallhellen Cascadenfluth war wundervoll.

Niemand wird es für möglich halten, daß am Todten Meere, dem Aufenthalt der Verödung und des Gräuels, auf der Stätte, wo Sodom und Gomorra zu Grunde gegangen, wo nach Tacitus umbra mortis et nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat, sich die Elemente irdischer Glückseligkeit nach den Begriffen des Morgenlandes, Fülle süßen rinnenden Wassers, Baumschatten, weiche Lüfte, buntfarbiger Blumenschmuck und Schweigsamkeit so reich und wonnevoll vereinigt finden könnten. Und doch ist es so!

Aber die Schattenbilder der „verfluchten" Städte, die, nach einer uralten Sage, gleich dem untergegangenen Vineta und Julin am Ostseestrande, bei heiterem Himmel und sommerlicher Windstille tief unter dem Wasserspiegel des Todten Meeres ihre verbrannten Mauern zeigen sollten, existiren — nur nicht unter dem Wasserspiegel, sondern auf dem Uferstrich, in den Deltaeinschnitten am Südende des Salzmeeres finden sich die geschwärzten Umrisse cyklopischen Gemäuers.

Und noch mehr, selbst die Salzsäule, in die zur Strafe weiblicher Neugier und Unbotmäßigkeit nach der Sage Lot's Weib verwandelt worden sein soll, existirt; versteht sich jedoch, nicht menschlich gegliedert und organisch belebt, wie sie Irenäus am Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gesehen haben wollte. Auf der Ostseite des Sodomberges, am äußersten Südwestende des Todten Meeres steht eine runde, etwa 40 Fuß hohe, von der Bergmasse anscheinend losgeschälte Säule von reinem Salz, cylinderförmig von der Stirn-, pyramidal von der Rückseite. Ein Strebepfeiler

verbindet sie mit dem Berge im Hintergrunde; der Ueberzug ist von heller Steinfarbe und das Gebilde selbst ein Geschöpf der Winterregen.

Der Amerikaner Robinson, der im Jahre 1838 am Todten Meere sich aufhielt, sagt in seinem bekannten „Palästina" Folgendes darüber: „Auf Nichts als Unfruchtbarkeit und Todtenstille der Natur ist an den Ufern des Todten Meeres zu rechnen, und es ist auch nichts Anderes hier zu finden, außer in den Theilen, wo Quellen oder Ströme frischen Wassers fließen. Dies ist der Fall zu 'Ain Jidy, in dem Ghor, nahe bei dem Süd-Ost-Winkel des Meeres und auf der Landenge der Halbinsel; nicht zu gedenken des Jordan und der Quellen um Jericho im Norden. An allen diesen Stellen trifft man einen fruchtbaren Boden und reichliche Vegetation an; auch habe ich nie ein üppigeres Wachsthum gesehen, als zu 'Ain Jidy. Hier gab es auch Vögel in großen Schaaren in dem Dickicht und wir sahen sie häufig über das Meer fliegen. Die Quelle von 'Ain Jidy scheint an der westlichen Küste die reichste an süßem Wasser zu sein, aber weiter nach Norden zu liegen die salzigen Quellen, Ain Terâbeh, el-Ghuweir und el-Feshkhah (letztere sehr reich an Wasser), mitten in einem morastigen Boden, längs dem Ufer, das mit Rohr und Schilf bedeckt ist und einer Unzahl von Fröschen zum Aufenthalte dient. Die Küsten des Meeres sind auch seit undenklicher Zeit bewohnt gewesen und sind es zum Theil noch. Jericho, 'Ain Jidy und das südliche Ghor sind noch immer menschliche Wohnsitze, und wenn dies jetzt weniger der Fall ist als früher, so ist der Grund davon vielmehr in den veränderten Umständen

und Verhältnissen des socialen Lebens, als in der Natur der Gegend oder des Todten Meeres zu suchen."

Der französische Gelehrte de Saulcy hat Ende 1850 und Anfang 1851, wie früher die Herren Burckhardt, Seetzen, Smith, Robinson, Wolcott, Irby, Mangles, Bertou u. s. w. die Westufer des Todten Meeres begangen und auch das Südende desselben umkreist. Von den Ruinen von Masada, die vor Saulcy nur von sehr wenigen Europäern, z. B. von Walcott und Thipping im März 1842, und von einigen Mitgliedern der amerikanischen Expedition und Capitain Lynch im April 1848 besucht worden waren, bis zum Eingang des Wad es Suera, unweit des Berges Sodom, hat er selbstständige Forschungen angestellt; so entdeckte er angeblich alle fünf zerstörten Städte, fand bedeutende Wasserreichthümer am Südende, ungeheure Krater in der Nähe von Zuera (Zoar) auf u. s. w. In seinem am Ende des Jahres 1853 veröffentlichten Werke: „Reise um das Todte Meer", findet sich das Nähere. Nach Saulcy's Ansicht ist in den heutigen Ruinen von Masada, die unweit von 'Ain Jidy (in der heiligen Schrift Engaddi) auf einem von den Arabern Sebbeth genannten Berge liegen, die von dem Hohenpriester Jonathas erbaute Feste noch sehr erkennbar. Dieser auf einem von allen Seiten mit tiefen Thälern umgebenen Felsen gelegenen und von Herodes mit allen möglichen Vertheidigungsmitteln versehenen Feste bemächtigten sich die Juden, nachdem die Römer Palästina in Besitz genommen, mit List, und zogen sich nach dem Fall von Jerusalem auf diese einzige ihnen gebliebene Feste unter Eleazar vom Stamme Juda zurück, indem

sie große Vorräthe von Lebensmitteln und Waffen hier aufhäuften. Flavius Sylva, Präfect von Judäa, aber belagerte sie und steckte sie in Brand. An jeder Rettung verzweifelnd, ermordeten die Juden ihre Weiber und Kinder; nur eine Verwandte Eleazar's mit fünf Kindern rettete sich, indem sie sich zu verbergen wußte. Hierauf wurden zehn Männer gewählt, die die ganze Besatzung tödteten, und nachdem diese zehn Letzten wieder einen gewählt, der die neun Andern ermordete, legte dieser Letzte Feuer an und gab sich dann selbst den Tod. Nachdem auf solche Weise bei dieser schrecklichen Katastrophe 960 Menschen umgekommen, nahmen die Römer die Feste in Besitz.

An die Einschließungsmauer der jetzigen Ruinen von Masada lehnt sich eine Art viereckiger, wohl erhaltener, an den Enden mit kleinen Oeffnungen versehener Häuschen an, und rechts vom Eingangsthore befand sich eine aus behauenen Steinen aufgeführte Ruine, deren Boden mit Mosaik gepflastert ist. Das ganze Innere der alten Feste, sagt Saulcy, zeigt augenscheinlich Reste zerstörter Gebäude, indem hier wahrscheinlich die Einschließungsmauern der alten von Jonathas errichteten Feste gewesen. Das Uebrige dürfte als ein Werk Herodes des Großen zu betrachten sein. Mehre der aus regelmäßigen Steinen gebauten Mauern zeigen eine den Cisternen von Jerusalem ähnliche Bauart, indem die Steine statt des Cements durch kleine eingeschobene Steine verbunden sind. Gegen Osten, d. h. gegen das Todte Meer hin, wo sich nur ein schmaler Weg, die Schlange genannt, befand, auf dem kein Angriff möglich war, finden sich keine Ruinen einer solchen solid gebau-

ten Mauer vor, wenngleich am Kamm der Hochfläche von Masada sich überall ein Saum von Trümmern hinzieht. Die Hochfläche zeigt kein Gebäude, außer gegen Norden eine schloßartige Ruine und eine Cisterne, sowie gegen Süden eine zweite Cisterne und einen Trümmerhaufen, ehedem wahrscheinlich eine Caserne. In dem Südabhange der Felsen befindet sich ein ausgehauener Brunnen und ein unterirdisches Gewölbe, welches ehemals ein Magazin gewesen sein dürfte. Die sämmtlichen Wände sind mit sehr festem und glattem Cement bekleidet. Der Zugang ist sehr beschwerlich.

Eine Reise um das ganze Todte Meer ist bis jetzt noch nicht ausgeführt worden. Für die Wissenschaft würde sie gewiß von großem Nutzen sein. Der Besuch der Reisenden hat sich meist auf das West- und Südufer beschränkt; ein großer Theil der längs dem Ostufer von der Mündung des Wady el Karak bis zu der des Jordans hinlaufenden Strecke ist den Europäern ganz unbekannt. Kerak (Charakmoba), am Ostufer des Meeres, ist jedoch bereits besucht worden; während meiner Anwesenheit in Jerusalem hielt man aber diese Reise wegen der Unsicherheit des Landes für unausführbar.

In der Mittagsstunde verließen wir das nordwestliche Ende des Meeres und wandten uns dem rauhen und kahlen Gebirge zu, um nach dem Kloster Mar Saba zu gelangen. Der Boden ist steril, der Felsenpfad beschwerlich, die Natur todtenstill. Das Echo der Hufschläge auf dem Kalkstein hallte an den Felsenwänden wieder und unsere Carawane zog schweigend dahin. Das Gebirge wird wilder und zeigt tiefe Klüfte und Schluchten; mitunter

steigen wir in schauerliche Abgründe hinab, welche hier und da grüne Rasenplätze zeigen und von amphitheatralisch geformten hohen Felsenmassen eingefaßt sind. Nach einem vierstündigen Ritt gelangen wir auf einen besseren, weiteren Weg, der an der Seite der tiefen Thalschlucht mit einer Mauer eingefaßt ist und auf dem wir bald das versteckte Kloster erreichen.

Mar Saba liegt an einem 1200 Fuß tiefen Felsenabhange des Kidron und ist zum Theil in Felsen gehauen. Die hohen Mauern, Thürme und Terrassen des Klosters bemerkt man nicht eher, als bis man sich ganz in der Nähe befindet. Der Bau hat Aehnlichkeit mit einer schlechtbefestigten Ritterburg des Mittelalters, deren Stärke mehr in der von der Natur befestigten Lage, als in der Tapferkeit ihrer Bewohner zu suchen ist. Da wir die von dem griechischen Patriarchen in Jerusalem uns ausgestellten Empfehlungsschreiben durch einen Beduinen hierher vorausgeschickt hatten, so brauchten wir nicht lange auf das Oeffnen der Pforte zu warten. Die Pferde blieben in dem oben belegenen Theile des Klosters, während man uns, über viele Treppen hinweg, in den unteren Theil der Gebäude wies, wo wir ein ziemlich geräumiges, an der Seite mit Divans versehenes Gastzimmer vorfanden. Da wir Köche und Küche bei uns hatten, so entnahmen wir nichts aus dem Kloster. Selbst den uns angebotenen schlechten Wein schickten wir dankend zurück, eben so das ungenießbare Brod. Die Dragomans hatten schnell den Tisch besorgt, und bald vereinte uns das gemeinschaftliche Abendessen, nach welchem

wir, von der starken Strapaze ermüdet, auf den Divans uns sofort zur Ruhe legten.

In der Nacht änderte sich das Wetter; der Wind tobte stark, die Luft wurde rauh. Es erfolgten schwere Regengüsse. Am andern Morgen besuchten wir die auf fünf kolossalen Pfeilern ruhende Kirche, die mit Bildern, Leuchtern und prunkenden Reliquien überladen ist. Vor derselben befindet sich in einer kleinen Kapelle das Grab des Mar Saba, welcher dieses Kloster in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts mit Hilfe von Einsiedlern, die schon früher in Höhlen der Felswände gewohnt, gründete. Auch wurden uns die Schädel der vierzigtausend vom Perserkönig Kosroes angeblich hier getödteten Märtyrer, sowie die Capelle des Johannes Damascenus gezeigt, welcher in dieser schauerlichen Einsamkeit jenes bekannte Werk schrieb, das bis jetzt ein Lehrbuch des griechischen Glaubens geblieben ist.

Die hier lebenden griechischen Mönche sind Männer von schöner Gestalt, die noch durch die langen schwarzen Talare gehoben wird. Sie hüten sorgfältig die Thore, aus Furcht, von den Beduinen überfallen zu werden. Die Hejaya-Araber haben schon einmal das auswendig mit Eisen beschlagene Thor während der Nacht mit Oel begossen, es angezündet und das Kloster geplündert. Kein Wunder daher, daß die Mönche in der Aufnahme von Fremden sehr vorsichtig sind.

Beim Wegreiten gab es einen verdrießlichen Auftritt, herbeigeführt durch die Habsucht der Mönche. Da wir außer den vier Wänden die Gastfreundschaft des Klosters

nicht weiter in Anspruch genommen, so hatten wir darnach auch unser Geschenk eingerichtet, allein die Mönche waren damit nicht zufrieden, sondern forderten unter Lärmen und Toben geradezu für je drei Personen mindestens zehn Frankenthaler, als ob wir in einem Hotel logirt hätten. Da wir diesem unbescheidenen Ansinnen keine Folge leisteten, so fielen einige niedere Mönche den Pferden sogar in den Zaum und wurden so zudringlich, daß sie sich beinahe eine sehr empfindliche Lection zugezogen hätten und wir nur nach einigen energischen Zurechtweisungen uns von ihnen loszumachen vermochten. In leicht begreiflichem Unmuth verließen wir daher des Klosters Schwelle und ritten nach Bethlehem zu.

Unsere Beduinen hatten sich während der Nacht heimlich aus dem Staube gemacht, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, daß wir auf dem Wege nach Bethlehem von Räubern keine Ueberfälle mehr zu befürchten hätten. Daraus aber, daß wir, allein gelassen, den richtigen Weg verfehlen konnten, hatten sie sich eben kein Gewissen gemacht, da wir so leichtsinnig gewesen waren, den einzigen Wecker desselben, das Geleitsgeld, früher aus den Händen und an sie zu übergeben, als es rathsam und nöthig war. Es währte auch gar nicht lange, so verloren wir den Weg, irrten der Kreuz und Quer nach allen Richtungen umher und zerstreuten uns. Diese Uebelstände vermehrte noch ein heftiger Regen, der, wollten wir nicht bis auf die Haut durchnäßt werden, uns öfter zwang, unter Bäumen oder in Höhlen eine Zuflucht zu suchen. Glücklicherweise begegneten wir endlich einigen Hirten und Arabern, die uns wieder

nach der rechten Richtung wiesen. Endlich, nach einem vierstündigen Ritt, sahen wir das friedliche Bethlehem vor uns auf den beiden Spitzen eines Berges, die durch eine Einsattelung mit einander verbunden sind. Das im Besitz der Griechen, Lateiner und Armenier befindliche Kloster liegt im Osten des Dorfes, von demselben durch einen freien Platz getrennt, und ist durch mächtige Mauerpfeiler gegen das tiefe Thal im Norden gesichert. Der erste Anblick war malerisch und zeigte den Ort großartiger, als er wirklich ist. Der steinige und rauhe Boden in der Umgebung ist sorgfältig bebaut und das Getreide stand üppig. Wir kletterten einen steilen Kalksteinberg herunter, die Pferde am Zügel führend, stiegen dann zwischen Gartenmauern nach Bethlehem hinauf und hielten bald vor dem stattlichen Kloster. Die Lateiner empfingen uns in den feuchten, kalten Räumen sehr freundlich, richteten schnell eine schmackhafte Mahlzeit her und machten uns bald mit den inneren Räumlichkeiten ihrer Behausung bekannt.

Die schöne, über der Höhle der Geburt Christi von der Kaiserin Helena in Kreuzesform erbaute Marienkirche ist eine der ältesten und prachtvollsten Palästina's. Sie bildet den Mittelpunkt der weitläufigen Klostergebäude, ist 170 Fuß lang und 80 Fuß breit. Das Schiff zeigt 48 starke Marmorsäulen und einen aus Cedernholz kunstreich gearbeiteten Dachstuhl. Die ganze Kirche ist, wenn auch in Verfall, freundlich und reinlich, namentlich nicht mit jenem Pomp und verblichenen Herrlichkeiten überladen, die in den Kirchen des Orients oft mehr das Auge fesseln, als den Geist erheben. Die drei Confessionen besitzen abgesonderte

Altäre, an denen sie, jede nach ihrem Ritus, die Messen lesen. Der eifersüchtige Parteistreit derselben will auch hier kein Ende nehmen. Die schon erwähnte Schlüsselfrage gab neuen Anlaß dazu.

Neben dem Allerheiligsten führt eine Treppe in das Sanctum Sanctorum, in die Grotte der Nativität hinab, die sich unter dem Hochaltar befindet, seit der Zeit der Kreuzzüge den Lateinern gehört, von den andern Confessionen aber mit benutzt werden darf. An der östlichen Wand sieht man eine mit Marmor und Lampen verzierte Nische, auf deren Boden ein Ring angebracht ist, in welchem die Worte stehen: Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est. Man sagte den Griechen nach, daß sie sich im Jahre 1849 dieses Ringes auf eine unrechtmäßige Weise bemächtigt hätten, um Rechtsansprüche auf diese Localität zu begründen. Dicht dabei, südlich, wird eine zweite mit der in den Fels gehauenen Krippe gezeigt, die ebenfalls mit Marmor ausgelegt, mit Lampen erleuchtet und mehren Bildern, unter andern einer schlechten Copie der Nacht von Correggio, geschmückt ist. Nach der Ueberlieferung lag das Christkindlein hier in der Krippe; die Hirten standen anbetend davor, und die Weisen vom Morgenlande schenkten Gold, Weihrauch und Myrrhen. Von hier aus führen die Mönche uns durch einen aus dem Fels gehauenen Gang in die Grotte des (im vierten Jahrhundert lebenden) Kirchenvaters Hieronymus, wo er der Sage nach die Bibel ins Lateinische übersetzte und viele andere Werke schrieb. Man sieht hier sein, sowie seiner Schülerin Paula Grabmal u. s. w. Ich war froh, als ich aus diesen mit schlechter

Luft geschwängerten Höhlen wieder zu der Capelle der Lateiner hinaufstieg.

Der Name Bethlehem hat für mich von jeher einen seelenvollen Ton gehabt, und wenn auch durch den Besuch dieser Grotten und Höhlen dieser leise Ton nicht zum hellen Schall wurde, so fühle ich mich doch befriedigt, daß ich Bethlehem (Haus des Brodes) gesehen habe, in dessen Nähe Rahel begraben war, Ruth, die Moabiterin, die Stammmutter David's, Aehren las und von Boas zum Weibe genommen wurde, wo David geboren, die Schafe seines Vaters Isai weidete und von Samuel zum König gesalbt wurde. Alle diese Erinnerungen, in die sich noch die von dem Propheten Elias, von dem durch die Macht des Engels geschlagenen Heere Sanherib's und von David und Goliath hineinweben, sind groß und ergreifend, aber die des Neuen Testaments am ergreifendsten, wo es Luc. 2, 11 heißt: „denn heute ist der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids."

Bethlehem ist fast nur von Christen bewohnt, die Häuser sehen hier netter aus, als irgendwo. Beim Durchwandern der Straßen wurden wir zuvorkommend gegrüßt und öfter zum Eintritte in das Haus eingeladen. Die Bewohner, an Zahl etwa 3000, sind fleißig, rührig und freundlich, und die Frauen kamen mir schöner als irgendwo anders in Palästina vor. Man treibt hier Ackerbau, Weinbau, Bienenzucht, und entwickelt auch in Anfertigung von Rosenkränzen, Crucifixen, Kreuzen und anderen Klosterarbeiten eine große Fertigkeit und Geschicklichkeit. Insbesondere verstehen die Einwohner vortrefflich die Bearbei-

tung von Perlmutterschalen zu den verschiedensten Zwecken, und wissen auch mit dem Schneiden des Fraueneis und Asphalts wohl Bescheid. Sie haben in dieser Beziehung einen gewissen Ruf erlangt, der den Absatz ihrer Producte und Drechslerarbeiten wesentlich befördert. Seit der Empörung im Jahre 1834 besteht hier weder ein mohamedanisches Viertel, noch wohnen Juden daselbst.

Gegen Norden am Westausgange des Dorfes befindet sich eine Cisterne von etwa 20 Fuß Tiefe mit reinem kühlen Wasser, welche den Namen „Brunnen Davids" führt. Vielleicht ist es derselbe Brunnen, von dem es 2. Sam. 23, 15 heißt: „Und David war lüstern und sprach: Wer will mit mir trinken und holen des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem, unter dem Thore?"

Von Bethlehem gelangten wir in einer Viertelstunde nach Rahel's Grab, was schon früher von uns beschrieben worden ist. Von hier ritten wir nach dem Kloster Mar Elyäs und erblickten wieder „Jerusalem, Jerusalem, schön Zweiglein." In gestrecktem Galopp ging es über die Ebene Rephaim, und bald hatten wir die Mauern der heiligen Stadt wieder erreicht.

Sechstes Kapitel.

Ritt nach Damaskus und Beirut.

Spitzbübereien. — Bîreh. — Bethel. — Sturm und Regen. — Samaria. — Hawâra. — Ein Diebstahl. — Der Jakobsbrunnen. — Nablus (Sichem). — Garizim. — Samariter. — Fruchtbarkeit. — Sebustieh (Samaria). — Jenîn. — Ebene Esdrelon. — Jagd auf Gazellen. — Nazareth. — Marienbrunnen. — Akka. — Fluß Belus. — Carmel. — Johann Baptist. — Verdrießlichkeiten. — Nacht im Gebirge. — Berg Tabor. — Cana. — Hörner von Hattin. — Tiberias. — See Genezareth. — Unsicherheit. — Magdala. — Bethsaida. — Nachtlager am See Merom. — Das Becken des Hûleh. — Tell el Kâdy (Dan). — Banias. — Jordanquelle. — Panium des Josephus. — Burg Kul'at Banias. — Phiala des Josephus. — Beit Jenn. Jebel esh Sheikh. — Dorf Haue. — Damaskus. — Bauart. — Bazars. — Palmyra. — Geschichtliches. — Prof. Dr. Wetzstein. — General Guyon. — General Stein. — Drusenkrieg. — Drusen. — Baalbeck. — El Bukaa. — Der Libanon. — Quelle Ainat. — Die Cedern des Libanon. — Wechsel des Klimas. — Dorf Zahleh. — Betrachtungen und Erfahrungen. — Beirut. — Nahr el Kelb. — Höhlen des Libanon. — District Kesrawân. — Maroniten. — Winke für zukünftige Reisende. —

Am zweiten April verließ ich bei heftigem Sturmwind Jerusalem, um über Nazareth und Tiberias nach den Quellen des Jordan und später nach Damaskus, Baalbeck und Beirut zu reisen. Achmed Saidi, mein Dragoman, hatte mit einem Araberscheihk einen schriftlichen Contract abgeschlossen, um gute Pferde für die Reise in Syrien zu erhalten. Ich

hatte mir daher das Pferd, was ich nach dem Jordan geritten und mit dem ich zufrieden war, für die ganze Reise ausbedungen. Kurz vor dem Aufsitzen aber wurde ich gewahr, daß man mir ein anderes und zwar schlechteres Thier statt jenes gebracht hatte. Ueber diese Spitzbüberei des Sheihk war ich so entrüstet, daß ich mit ihm und Achmed auf das östreichische Consulat ging und mich darüber beklagte. Da aber die übrigen Pferde bereits sämmtlich vermiethet waren, so blieb mir am Ende nichts übrig, als mir den Tausch unter gewissen Bedingungen gefallen zu lassen. Ich verließ daher in Folge dieser Verzögerung Jerusalem erst Nachmittag 1 Uhr, während die übrigen Reisenden und die Gepäckcarawanen schon Vormittags aufgebrochen waren. Der Himmel war mit grauen Wolken überzogen und röthlich gefärbt — der Wind blies heftig. Wir zogen aus dem Jaffathore nach den Gräbern der Könige und auf der Nabulusstraße weiter, passirten eine gebirgige, steinige und uninteressante Gegend und kamen, nachdem wir den Rücken eines von West nach Ost streichenden Bergzuges überstiegen, der hier als die große Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und Jordan zu betrachten ist, Nachmittags $4^1/_2$ nach Bîreh (das antike Beeroth), woselbst wir unsere Gepäckcarawane trafen und unsere Zelte schlugen, da es nicht möglich war, weiter zu reiten.

Am ersten Tage des Aufbruches legt die Carawane gewöhnlich nur eine kleine Strecke zurück und hält schon in Bîreh die erste Nachtrast. Wir hatten uns zwar mit mehren Engländern verabredet, die Reise nach Nazareth gemeinschaftlich zu machen, allein durch die oben bemerkte Ver-

zögerung hatten jene einen bedeutenden Vorsprung erhalten und Bîreh bereits hinter sich. Das immer ungestümer werdende Wetter nöthigte uns, rasch die Zelte in die Nähe eines Brunnens und Khans zu schlagen — vielleicht an demselben Orte, wo nach der Ueberlieferung die von Jerusalem zurückkehrenden Eltern Jesus den zwölfjährigen Sohn zuerst vermißten.

Bîreh ist ein kleiner, unbedeutender Ort. Die elenden Häuser liegen inmitten von Schutt- und Trümmerhaufen, aus denen Ruinen gewaltiger Mauern und große Steine hervorragen. Auch sieht man noch Ueberreste einer wahrscheinlich aus der Zeit der Tempelritter herstammenden Kirche.

Drei Viertelstunden von hier findet man die Ruinen von Beitîn, identisch mit Bethel (Beth-El, das Haus Gottes), wo der Erzvater Abraham von dem Namen des Herrn predigte (1. B. Mos. 12, 8), sich von seinem Bruder Lot trennte (1. B. Mos. 13, 9), Jacob von der Himmelsleiter träumte (1. B. Mos. 28), der Prophet Samuel das Volk richtete (1. Sam. 7, 16) und Jerobeam in seiner Abgötterei eines der goldnen Kälber aufstellte (1. B. d. Kön. 12, 28). Bethel bildete ursprünglich die Grenze von Ephraim und Benjamin (Jos. 18, 13). Taiyibeh (Ophra?) liegt zwei Stunden von hier entfernt.

Die Kälte nahm gegen Abend zu; in der Nacht hatten wir einen fürchterlichen Regen auszuhalten. Dazu gesellte sich noch ein starker Sturmwind, der die Zelte theilweise niederriß, so daß das Wasser von unten und oben eindringend uns und unsere Sachen gänzlich durchnäßte. In solchen

Lagen verliert sich die orientalische Poesie und an die Stelle der Phantasie tritt eine unangenehme Wirklichkeit, die nur der richtig kennen lernt, der in derselben als leidende Person auftritt. Wir brachten eine entsetzliche Nacht zu und wußten uns zuletzt nicht anders zu helfen, als daß wir uns so dicht als möglich in die feuchten Decken einwickelten und mit ausgespannten Regenschirmen dem ungünstigen Geschick zu trotzen suchten. Zuletzt half dies aber auch nicht hinreichend und so suchten wir Schutz bei den Pferden und verbargen uns so gut als möglich unter dieselben, da wir durch die stockfinstere Nacht gehindert waren, in einer der arabischen Hütten ein Obdach zu suchen.

Beim Anbruch des Tages ließ der Regen etwas nach, aber nur, um sich bald wieder mit neuer Macht zu entwickeln. So blieb es den ganzen Vormittag. Endlich gegen Mittag setzten wir uns in unsern nassen Kleidern auf und zogen langsam weiter. Unsere Bagage, Betten, Kleider, Zelte rc., war arg mitgenommen und wir fühlten uns in unserem Zustande der Feuchtigkeit und Unreinlichkeit sehr unbehaglich. Unsere üble Laune wurde dadurch noch gesteigert, daß die Pferdetreiber das Packen der Zelte u. s. w. nicht verstanden und überhaupt einfältige und ungeschickte Leute waren.

Wir beabsichtigten heute noch bis Nabulus zu gelangen, um hier wenigstens ein trocknes Nachtlager zu erhalten, und eilten deshalb unserem Gepäckzuge voraus.

Das Gebirge erscheint in mannichfachen Formationen; man sieht bald wilde, bald sanfte Thalschluchten mit rieselnden Bächen und traurigen Ruinen. Oliven- und Feigen-

pflanzungen in Terrassenform ziehen sich an den Bergesabhängen hin und grüne Getreidefelder schmücken die Ebenen. Von Yebrûd gelangten wir, den Ort Jibia zu Rechten lassend, in $1^1/_4$ Stunde nach dem in einem romantischen Thale gelegenen Ort Ain el-Harâmiyeh, hinter demselben stiegen wir über einen Bergzug nach dem mit 700 Bewohnern bevölkerten Dorfe Sinjil hinab und überschritten die Grenze von Samaria. Von hier sind in östlicher Richtung die Ruinen von Seilun (Silo) eine halbe Stunde entfernt, wo Josua die Bundeslade mit der Stiftshütte aufrichtete und das Land unter die übrigen sieben Stämme vertheilte (Jos. 18), wo Samuel im Dienste Zebaoths lebte (1. Sam. 3) und wo die Benjamiten am Jahresfeste in den Weinbergen die mit Reigen zum Tanz gehenden Töchter Silo's, gleichwie die Römer die Sabinerinnen, raubten (Richter 21).

Der Wady Belat bildet die heutige Grenze zwischen der Provinz Jerusalem in Süd und der Provinz Nabulus in Nord und dürfte so ziemlich mit der alten zwischen Benjamin und Judäa zusammenfallen, deren Begrenzung noch nicht scharf bestimmt ist, ebenso wie der drei Landschaften Judäa, Samaria und Galiläa zur Zeit der Makkabäer. Wir befinden uns jetzt in der Landschaft Samaria, welche durch die Sitten ihrer Bewohner und ihre Bodenverhältnisse stets von Judäa verschieden war. Hier wohnte jenes Mischlingsvolk von Heiden und Juden, die sich ein dem Moria ähnliches Heiligthum auf dem Berge Garizim bauten und von denen die Jünger Jesu sagten, daß die Juden keine Gemeinschaft mit ihnen hätten. Die Gebirge Samaria's, von denen das von Bethel bis nach Sichem und in seiner Ver-

längerung bis zum Carmel und der Ebene Jesreel hinziehende Ephraim das bedeutendste ist, sind im Ganzen mehr bewaldet und die Felder in den bewässerten Thälern besser bebaut, als in Judäa. Das Land scheint mehr für Ackerbau, Feigen- und Olivencultur geeignet zu sein, als Judäa; die Ebenen Mukhna, Jesreel oder Esdrelon u. s. w. sind Beweise dafür.

Unsere Pferde schritten wacker zu und wir kamen bald in die Nähe des Dorfes Lubban, dessen Lage identisch mit der von dem alten Libona gehalten wird. Nachdem wir uns in der Nähe eine kleine Rast gegönnt, ritten wir wieder weiter bergauf und bergab und gelangten mit Einbruch des Abends in das Gefilde Mukhna, das sich von hier bis Nabulus ausdehnt. Die immer mehr hereinbrechende Dunkelheit und die zunehmende Ermüdung der Pferde nöthigte uns, von unserem Plane, heute noch Nabulus zu erreichen, abzustehen. Wir hielten deshalb am Dorfe Hawärah und erwarteten unsere Gepäckcarawane, um unsere Zelte hier zu schlagen, obgleich die Einwohnerschaft dieses Ortes als spitzbübisch und räuberisch bezeichnet wird. Gleich bei meiner Ankunft suchte mich auch ein Araber zu bestehlen, indem er sich meine hinter dem Sattel befestigte Pfeife nebst Bernstein-Mundstück aneignete und dann das Weite suchte. Achmed jedoch, diesen Diebstahl sogleich bemerkend, lief ihm nach, erwischte ihn und prügelte ihn durch. Darüber wurden die sich in immer größerer Anzahl um uns sammelnden Bewohner sehr aufgebracht, so daß wir uns genöthigt sahen, doppelte Wachen um unsere Zelte aufzustellen. Die Nacht, wenn auch unruhig, verlief jedoch ohne weitere Gefahr für uns.

Am nächsten Morgen lachte uns ein freundlicherer Tag entgegen. Der Regen hatte aufgehört und die Sonne beschien die mit Weizen- und Hirsefeldern schön bestandene Ebene Mukhna, die wir fröhlichen Sinnes durchzogen. Die malerischen Anhöhen an der Ostseite und die Höhen des Berges Garizim und Ebal im Norden, zwischen denen die Stadt Nabulus (Neapolis) dem Auge verborgen liegt, gaben ein liebliches Landschaftsbild.

Bald kamen wir an den Fuß des Garizim und an das Ostende des hier ausmündenden Nabulusthales, wo der alte Jakobsbrunnen und nicht weit davon (250 Schritte), in der Mitte des verengten Thales, das einem mohamedanischen Bauwerk gleichende Grab Josephs sich befindet. Das Gemäuer des Jakobsbrunnens ist zerfallen. Er selbst hat, wie man sagt, eine Tiefe von 75 Fuß und lebendiges Wasser. Früher soll eine angeblich von der Kaiserin Helena gebaute Kirche hier gestanden haben; jetzt ist Alles verschwunden. Den in grünen Saatfeldern gelegenen Brunnen bemerkt man nicht eher, als bis man davor steht. Er soll wirklich aus den Urzeiten der Patriarchen stammen und derselbe sein, aus dem Jakob getrunken, seine Kinder und sein Vieh, und an dem Jesus Christus sein bedeutsames bekanntes Zwiegespräch mit dem samaritischen Weibe hielt, in dem er sich den Messias auch für die Nicht-Juden nennt und sich als den Quell des lebendigen Glaubens offenbart (Joh. 4). Das an zweihundert und funfzig Schritte nördlicher liegende Josephsgrab wird als der Ort angenommen, wo Joseph nach der Rückkehr Israels aus Egypten beigesetzt wurde (Jos. 24, 32) auf dem Stück Ackers, den Jakob von den

Kindern Hemor's, des Vaters Sichem's, um hundert Groschen für Joseph kaufte (1. Mos. 33, 19).

Durch einen Olivenhain, der mit ehrwürdigen Bäumen bestanden, zogen wir das quellenreiche, mit Gärten geschmückte Thal hinauf und gelangten nach der zwischen den Bergen im engen Thale liegenden Stadt Nabulus, einst Sichem. Wir ritten durch eine der zwei langen Hauptstraßen, deren Häuser massiv gebaut und mit Kuppeln versehen sind. Die Straße selbst war mit Wasser und Schmutz überfüllt und wir brauchten geraume Zeit, bis wir zu dem Hause eines Juden gelangten, vor dem wir abstiegen.

Nabulus ist an 1500 Fuß hoch über dem Meere, in einem 1600 Fuß breiten, im Nord und Süd von dem Ebal und Garizim begrenzten Thale, welche beiden Berge sich an 800 Fuß über die Stadt erheben, erbaut. Die Stadt selbst liegt auf der Wasserscheide eines Sattels, von dem die Gewässer theils nach dem Jordan, theils gegen das Mittelmeer abfließen. Diese günstige Lage ist auf den Handel, insbesondere nach Damaskus und den Hafenorten des Mittelländischen Meeres, von günstigem Einflusse. Die Bazars sind groß und reich versehen; die Werkstätten der Handwerker sind zahlreich, die Straßen lebendig. Die Gesammtbevölkerung beläuft sich auf 9000 Seelen.

Wir stiegen sogleich nach unserer Ankunft den Garizim, den Berg des Segens (5. B. Mos. 11, 29), hinauf, der von den Eingeborenen el Tûr genannt wird. Am unteren Fuße ist er bewachsen, höher hinauf frei von jeder Vegetation. Wir brauchten drei Viertelstunden, um das Tafel-

land, und dann noch etwa 15 Minuten, um das mohamedanische Welj zu erreichen, welches am östlichen Rande den höchsten Punkt des Berges einnimmt. Die Aussicht ist eine umfassende und liebliche. Man erblickt die grüne Ebene Mukhna, das Gebirge Ephraim und viele Ortschaften. Bei hellem Wetter soll man auch den schneebedeckten Hermon sehen.

Auf dem Berge Garizim sollen die Samariter, wie schon bemerkt, einen dem Moria ähnlichen Tempel errichtet haben, dessen Altar aber nach dem Gesetz Moses aus den zwölf Steinen der Jordanfurth zu Gilgal erbaut war, die die Kinder Israels „in die Herberge mit herübergenommen" (Jos. 4, 8). Bei Vorlesung der Mosesgesetze durch Josua standen am Garizim die sechs Stämme des Volkes, welche ihr Amen zu den Segenssprüchen, und am Ebal die andern sechs Stämme, welche ihr Amen zu den Flüchen gaben, welche letztere den Uebertretern der Gesetze galten (5. B. Mos. 4).

Die jetzige kleine Schaar von Samaritern in Nabulus, an 120 Seelen, betrachtet den Garizim immer noch als den heiligen Berg. Zu Pfingsten, am Laubhüttenfest und am großen Versöhnungstage ziehen sie zur Abhaltung von Gebeten auf den Berg (Joh. 4, 20), und am Passahfeste schlachten sie hier an einer durch 12 neben einander liegende rohe Steine bezeichneten Stelle 7 Lämmer zum Opfer für alle ihre Sünden.

Das Heruntersteigen von der Höhe des Garizim ging schnell. Wir begaben uns sogleich in den südwestlichen Theil der Stadt zur Synagoge der Samaritaner-Gemeinde.

Nachdem wir die Schuhe abgelegt, traten wir ein und ließen uns auf dem hier ausgebreiteten Teppich nieder. Der Priester zeigte viel Würde; die umstehenden Samaritaner waren hübsche Männer, deren runde Gesichter keinen jüdischen Typus an sich trugen. Auch eine Schaar blühender Kinder kauerte um uns herum. Die in seidene Hüllen sorgfältig eingewickelten Pergamentrollen der berühmten Handschriften des Gesetzes werden in dieser kleinen Synagoge hinter einem Vorhange aufbewahrt; die eine dieser Handschriften soll von Abisua, dem Sohne des Pinehas (1. Chron. 7; 3, 4), herstammen und ein Alter von 3460 Jahren haben. Dieser samaritanische Pentateuch, eine besondere Abschrift der fünf Bücher Mosis, ist ihre Gesetzgebung.

Die Samariter, ursprünglich heidnische Ansiedler vom Euphrat her, bilden eine merkwürdige kleine Völkergruppe, die sich noch heutigen Tages durch ihr zähes Festhalten an dem Nationaleigenthume und durch ihren Haß gegen die Juden auszeichnet. Die Gemeinde in Nabulus ist wohl die einzige der Welt und ihr Glaubensbekenntniß besteht nach dem Missionär Wilson in folgenden fünf Sätzen: Gott ist Einer; Moses ist sein Prophet; die fünf Bücher Mosis sind die heilige Schrift; Garizim ist die Kiblah; es wird einst am jüngsten Tage die Auferstehung sein. — Sie beobachtet außerdem die Beschneidung, erlaubt nur Monogamie, hält strenge Feier des Sabbaths, unternimmt keine Reisen und beschäftigt sich mit dem Handel, nicht mit dem Ackerbau.

Auch die Nabuleser sind als fanatisch, streitsüchtig und räuberisch berüchtigt. Von allem dem habe ich aber nichts bemerkt, kann ihnen daher etwas Schlechtes nicht nachsagen.

Bei unserem Eintritt in die Stadt lärmte allerdings die Straßenjugend und lief schreiend herbei. Es gehört aber eine starke Dosis Einbildungskraft dazu, dies als eine Demonstration gegen die Franken zu betrachten. Ein Junge, der laut schrie und lärmte, wurde von einem herbeikommenden alten Araber geprügelt; dies geschieht bekanntlich anderswo auch und halte ich für ganz in der Ordnung. Daß die Gassenjungen das bekannte: Allah ekber intonirten, habe ich nicht bemerkt. Da ferner die Missionsthätigkeit auch hier keinen unfruchtbaren Boden gefunden hat, so wird der üble Ruf der Einwohner hinsichtlich ihrer Unduldsamkeit dadurch gerade nicht bestätigt.

Nachdem wir mit unseren früheren englischen Reisegefährten zusammengetroffen waren und ein ganz behagliches Unterkommen gefunden hatten, setzten wir mit ihnen die Reise gemeinschaftlich fort. Wir verfolgten das fruchtbare, wasserreiche, grünende Thal von Nabulus und erfreuten uns des überall hier lachenden üppigen Wachsthums und des Gesanges der Vögel. Das allenthalben sprudelnde Quellwasser ruft hier eine Fruchtbarkeit hervor, wie sie in wenigen Thälern Palästina's anzutreffen ist. Die Feigen- und Olivenbäume zeigten schon Früchte, die Mandeln und Granaten blühten. Auf den Anhöhen zur Rechten und Linken liegen Ortschaften mit gut bebauten Feldern und schattigen Baumgruppen, in dem Thale einzelne Mühlen. Eine gute Vierstelstunde von Nabulus liegt zur Linken das bedeutende Dorf Rafidia, welches von Christen bewohnt ist. Nachdem wir eine Stunde lang im Thale hingeritten waren, wandten wir uns in nordwestlicher Richtung die Anhöhen hinauf und

setzten hier auf unebenem Boden unsere Reise fort. Nach drei Viertelstunden erblickten wir vor uns das Dorf Sebustieh (das alte Samaria) am Fuße des runden, bis oben bebauten Berges von Samaria, welcher allein wie ein wachender Riese in dem Thalbecken von Sebustieh sich erhebt. Noch eine halbe Stunde und wir hatten unser Ziel erreicht.

Die Hauptmerkwürdigkeit dieses Ortes ist die Ruine der Johannes dem Täufer geweihten Kirche, innerhalb welcher eine kleine Felsenkammer mit 21 Stufen als der Ort gezeigt wird, wo er nach der Legende gefangen, enthauptet und begraben wurde. Durch einen kleinen Vorhof tritt man in die Kirche, deren Ostseite noch gut erhalten und von ansehnlichen Mauern eingefaßt ist. Der hier angebrachte Altar zeigt als vorherrschend den griechischen Styl, obgleich sehr gemischt. Die Verschiedenheit der Bogen, Säulen und Fenster, sowie die Kreuze der Johanniterritter lassen vermuthen, daß der Tempel zur Zeit der Kreuzzüge gebaut worden sei, obgleich nach der Ueberlieferung auch er eine Schöpfung der Helena sein soll. An der Westseite des Berges liegt die sogenannte Colonnade, von Herodes dem Großen erbaut. Sie ist über 50 Fuß breit und scheint mehre Tausend Fuß lang gewesen zu sein. Im westlichen Theile erblickt man noch über 55 und auch hier und da noch mehre vereinzelte Kalksteinsäulen. Von Kapitälern der an 16 Fuß hohen Säulen ist nichts mehr zu bemerken. Wozu sie gedient und was sie vorgestellt, ist unbekannt.

Sebaste (griech. Uebersetzung von Augusta) oder Samaria, 925 v. Chr. von Amri erbaut, war einst die Hauptstadt des Königreiches Israel. Nachdem 19 schlechte Könige 270

Jahre lang hier geherrscht, nahm es der assyrische König Salmanasser um das Jahr 720 v. Chr. (2. Kön. 17; 3, 5) ein und führte 10 Stämme in die Gefangenschaft in das Land der Meder. Herodes baute die Stadt auf, verschönerte und befestigte sie. Wann sie zerstört worden sei, ist unbekannt. Von dem ursprünglichen Samaria (Schomron der Hebräer) ist nichts übrig geblieben.

Von hier gelangten wir in 1¼ Stunde nach Beit Imrin und in einer noch kürzeren Zeit nach dem großen, von Oliven- und Granatbäumen umgebenen Dorfe Jeba, aus welchem ein alterthümlicher Thurmbau hervorragt. Hinter diesem Dorfe vereinigt sich das Thal; über einen steinigen Paß steigt man nach der fruchtbaren Ebene von Sanur hinab. Im Westen sehen wir die auf einer felsigen Anhöhe liegende mittelalterliche Ruine von Sanur, welche einst eine Festung gewesen. Nachdem wir die Ebene passirt (die überschwemmte Wiese), gelangen wir wieder bei Jerba in das Gebirge, auf dessen Kamme wir eine reizende Aussicht auf die Ebene Esdrelon, die Gebirge Gilboa, den kleinen Hermon und die im Hintergrunde liegenden Berge von Nazareth genossen. Beim Herabsteigen kamen wir in ein wohlbewässertes, mit Olivenbäumen bestandenes, tiefes, enges Thal, an dessen Ende Jenin, der Anfang der Ebene Jesreel, lag.

Wir schlugen unsere Zelte unweit des Dorfes auf einer schönen Ebene und brachten trotzdem, daß uns vor den Bewohnern der Nachbarschaft Furcht eingeflößt worden war, eine durch nichts als das Geheul der Schakals, welches wir anfänglich fälschlicherweise für Hyänengeheul hielten, gestörte

Nacht zu. Unsere Araber behaupteten, daß auch Leoparden in hiesiger Gegend umherstreiften.

Jenin, das Ginäa des Josephus, ist ein kleiner, von Cactushecken und Obsthainen eingefaßter Ort, dessen Hauptmerkwürdigkeit ein schöner öffentlicher Brunnen bildet, der mit seinem Inhalte auch die umliegenden Gärten und Gefilde bewässert. Die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau. Von hier geht die große Damaskusstraße über Beisan an den Jordan. Man hielt Jenin früher für identisch mit dem Jezreel der heiligen Schrift, wo Ahab und Isebel einen Palast hatten, Naboth um eines Weinberges willen ermordet (1. Kön. 18, 45) und Isebel auf Befehl des Jehu aus dem Fenster gestürzt ward, daß die Wand und die Rosse mit ihrem Blute besprengt wurden. Nach Robinson gebührt aber dem 2¼ Stunde nördlicher liegenden Zerin diese Ehre.

Die Ebene Esdrelon, über die wir heute, von einzelnen Regenschauern überrascht, hinritten, um Nazareth zu erreichen, ist die größte und fruchtbarste Palästina's. Ihr welliger Boden ist zum großen Theil mit Weizen, Gerste, Linsen, Hirse u. s. w. bebaut, allein die Sorten standen zu dem fruchtbaren Boden und der schönen Lage in keinem sehr günstigen Verhältnisse; die Schuld liegt wohl hauptsächlich an dem Mangel zweckmäßiger Bewässerung. Ich sah nur wenige richtig angelegte Canäle, obgleich der Bach Kison „der Bach der Vorwelt“ (Richter 5, 21) in drei Armen das Land bewässern und befruchten kann, wenn er nämlich nicht immer seicht ist, wie es gerade damals der Fall war. Würde

diesem Mangel abgeholfen und überhaupt mehr Fleiß auf die Cultur verwendet, so könnte hier ein Gefilde der höchsten Ueppigkeit und nach dem Ausspruche des Propheten Ethan (Psalm 89, 13) ein Feld des Getreides geschaffen werden, dessen Samen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren keine Schnitter ernten. Der Boden, der in der Nähe des kleinen Hermon aus schwarzem Basalt= und Alluvialboden besteht, enthält die vorzüglichsten Grundlagen einer reichen Cultur. Leider erblickt jetzt das Auge an vielen Stellen hohe Grasungen und große Strecken wilden Hafers. Auch Bäume und Ortschaften fehlen ganz; letztere erscheinen nur am Saume der Anhöhen.

Diese Fläche (Jesreel), welche sich in ihrer weiteren Ausdehnung bis zum Vorgebirge des Karmel und Acre (Ptolemais) und von Megiddo im Süden bis nach Nazareth im Norden hinzieht, ist zugleich aber auch ein großes Feld historischer Erinnerung. Hier schlug Debora und Barak das Heer des Sissera (Richter 4, 12—15), siegte Gideon über die Midianiter und Amalekiter, fiel Saul und Jonathan (Richter 7), besiegte Ahab die Syrer unter Benhada, fiel Josias (1. Kön. 26, 26—30; 2. Chron. 35, 20—24) und fanden die Schlachten der Römer unter Gabinius und Vespasian gegen die Juden und die der Kreuzfahrer statt. In der neueren Zeit (1799) wurden hier 25000 Türken durch 3000 Franzosen unter Bonaparte und Kleber geschlagen. Ta'annuk, die alte canaanitische Königsstadt Thaenach (Jos. 12, 21), und das Dorf Solam, das alte Sunem, wo die reiche Frau, die Freundin Elisa's, des Mannes Gottes, lebte (2. Kön. 4, 8 f.), zu der er, so oft er durch Sunem durchzog, ging

und bei ihr aß, liegen im Westen. Den Ort Zerin haben wir schon erwähnt.

Bevor wir an das „offene Thor" oder den tiefen Einschnitt kamen, der die Kisonebene entlang vom Mittelmeere am Karmel bis zum Jordan sich hinzieht, sahen wir in unserer Nähe drei schmucke Gazellen aufsteigen, die, ohne an Flucht zu denken, langsam dahintrabten. Wir vertheilten uns sogleich und suchten uns, einen Bogen schließend, ihnen zu nähern. Die Flüchtigkeit derselben spottete jedoch der unserer Pferde und so hatten wir auch keinen andern Erfolg von unserem Manoeuvre, als daß wir aus weiter Ferne einige Schüsse abfeuerten, die ihnen gewiß unschädlich waren. Gegen Mittag erblickten wir zu unserer Rechten in seinem ganzen Umfange den Berg Tabor, der beim ersten Blick an die Hälfte einer zerschnittenen Kugel erinnert. Unter Lerchengesang und Wachtelschlag setzten wir unseren Weg fort und stiegen bald zu den Bergen Nazareth hinan, die steile Klippe, den Berg des Herabstürzens, zu unserer Rechten lassend. Der Weg ist steinig, wüst und beschwerlich, gewährt jedoch herrliche Rückblicke auf die Ebene Esdrelon. Gegen 1 Uhr kamen wir in Nazareth an und bezogen eine Wohnung der zum lateinischen Kloster gehörigen Casa nuova, wo der Prior, ein Deutscher aus Kufstein, uns freundlich aufnahm. Diese Wahl hatten wir nicht zu bereuen, denn es trat plötzlich ein so heftiges Regenwetter ein, daß wir mehre Tage in Nazareth zurückgehalten wurden und froh sein konnten, die rauhen Nächte nicht im leichten Zelte zubringen zu müssen.

Trotz der ungünstigen Witterung strömten von allen Seiten Fremde herbei. Reisende aus Jerusalem und Beirut

trafen in solcher Menge ein, daß das Kloster nicht Raum genug hatte, sie zu beherbergen. Amerikaner, darunter auch Damen, Engländer, Deutsche, Belgier und Franzosen waren zu meiner Zeit in Nazareth versammelt. Die uns befreundeten Engländer hatten uns in der Ebene Jesreel verlassen, um erst den Tabor und Tiberias zu besuchen. Bei ihrer Ankunft in Nazareth fanden sie alle Localitäten besetzt und waren genöthigt, die feuchten Nächte im Zelte zuzubringen. Ein junger, liebenswürdiger Irländer, der sich in ihrer Gesellschaft befand, erkältete sich dabei so stark, daß er später ernstlich erkrankte und dem Tode nahe kam. Er erholte sich zwar so weit wieder, daß er später den Carmel besuchen konnte; aber hier wurde er wieder mehre Tage bettlägerig, und als er durch die sorgsame Pflege der Mönche wieder so weit hergestellt war, daß er seine Reise nach Damaskus fortsetzen konnte, erfaßte ihn hier von Neuem eine gefährliche Krankheit, die wenig Hoffnung zu seiner Rettung übrig ließ. Mit Bedauern erfuhr ich einige Zeit darauf, daß er in der schönsten Blüthe seines Lebens gestorben sei. Sanft ruhe sein Staub in dem Lande der Verheißung!

Braucht man zu sagen, welch tiefes, religiöses Gefühl in Nazareth die Seele des Wanderers ergreift? Der Name Nazareth tönt durch die ganze Christenwelt, denn hier lebte der Herr als Jüngling, bevor er und sein großes Werk sich der Welt offenbarte. Mögen Legende und klösterliche Ueberlieferungen die Seele immerhin zu umstricken suchen, Nazareth bleibt eine der theuersten Erinnerung geweihte Stelle der Erde. Die Berge und Thäler, auf denen Jesus von Nazareth wandelte, sind dieselben, „hier wuchs das Kind

und ward stark im Geist und nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen" (Luc. 2; 40, 52).

En Nasirah, das alte Nazareth, liegt amphitheatralisch gebaut auf dem untern Theile eines Berges, in einem von weißen Kalkfelsen umgebenen Thalkessel. Der Anblick der Stadt und der Landschaft ist nicht schön und reizend — aber still und anmuthig. Die Stadt selbst ist klein; die Häuser von Stein sind mit platten Dächern statt der in Judäa gebräuchlichen Kuppeln versehen. Die Straßen sind steil und schmutzig, bei Regenwetter nicht zu passiren; Unrath aller Art und Aase finden sich öfter darin angehäuft Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 3000, die Mehrzahl Christen. Es besteht hier auch eine christliche Schule und eine kleine protestantische Gemeinde. Antonin Martyr, der gegen das Jahr 600 Nazareth besuchte, spricht von der vorzüglichen Schönheit der Frauen, einer Gabe, die sie der Maria zuschrieben, und der berühmte deutsche Reisende Burckhardt, der im Jahre 1812 dorthin kam, sagt, daß die Einwohner sich in Physiognomie und Farbe von ihren Nachbarn im nördlichen Syrien unterschieden und in ihren Gesichtsformen sich etwas mehr den egytischen näherten. Mir ist es nicht gelungen, von diesen Vorzügen oder Unterschieden etwas wahrzunehmen.

Daß an diesem Orte dem frommen Pilger eine Menge Sehenswürdigkeiten gezeigt werden, deren Aechtheit manchem Zweifel Raum geben dürfte, versteht sich wohl von selbst. Das durch ein Erdbeben i. J. 1837 zerstörte, jetzt wieder aufgebaute lateinische Kloster, in welchem ein Dutzend Franziskaner-Mönche aus Italien, Spanien und Deutschland wohnen, enthält eine kleine verzierte Kirche mit einer wohl-

tönenden Orgel, die in Verbindung mit dem kräftigen Gesange der Mönche eine gute harmonische Wirkung hervorbringt. Unter dem Hochaltar befindet sich eine Felsengrotte mit einem Altar — angeblich die Stelle, wo der Engel Gabriel zur heiligen Jungfrau die Worte sprach: „Gegrüßet seiest du Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern (Luc. 1, 28).“ Neben dieser Grotte werden noch zwei andere Höhlen, an die sich Beziehungen auf Joseph und Maria knüpfen sollen, gezeigt. Das Haus Joseph's soll im Norden der Kirche und nahe dabei der Platz der Schule gewesen sein, „wo Jesus lehrte und von Jedermann gepriesen war.“ Auch werden die Pilger in einer kleinen lateinischen Capelle am Südwestende der Stadt auf einen großen Steinblock aufmerksam gemacht, an dem der Heiland mit seinen Jüngern gegessen haben soll. In der Nähe steht die kleine Kirche der Maroniten unter einer steilen Bergwand.

Alle diese heiligen Orte sind wenig geeignet, Träger frommer Gedanken zu sein. An dem an der Nordwestseite der Stadt gelegenen Marienbrunnen haftet schon eher ein Hauch tieferer Erinnerung. Es ist die einzige Bergquelle um Nazareth — mithin wahrscheinlich auch die, aus der auch die heilige Familie mit dem Jesuskindlein geschöpft. Unweit davon steht die den Griechen zugehörige Kirche der Verkündigung.

Eine gute halbe Stunde südlich von Nazareth wird ein ziemlich steiler Berg mit einer Felswand als die Stelle bezeichnet, von welcher die wüthenden Juden den Herrn herunterstürzen wollten. Es lohnt sich, einen Ausflug hierher zu machen, denn die Aussicht auf die Gebirge Samaria's, Safed's,

auf den Karmel, Tabor und Hermon ist eine eigenthümliche und prachtvolle. Die Stelle im Luc. 4, 29: „sie führten ihn (Jesus) auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebauet war, daß sie ihn hinabstürzten,“ mag sich aber wohl wahrscheinlicher auf einen jener Felsabstürze im westlichen Theile der Stadt deuten lassen.

Von Nazareth aus besuchten wir auch den Berg Karmel. Wir ritten früh 8 Uhr an dem Marienbrunnen vorbei und stiegen langsam die Gebirgswand hinan, über welche in nordwestlicher Richtung die Straße nach Akka führt. Dem auf dem Kamm der Höhe (Neby Ismail) Angelangten entfaltet sich eine herrliche Aussicht. Wir hielten lange an und blickten erstaunt auf die mit Schnee bedeckten Gebirge des Antilibanon, auf die Berge jenseits des See's Genezareth, auf das Gebirge Gilboa, auf den kleinen Hermon und Tabor. Auch die Berge Samaria's und die Ebene Jesreel waren sichtbar. Im Westen dehnte sich der langgestreckte Rücken des Karmel und das Mittelmeer mit Haifa aus, im Norden die fruchtbare Ebene Buttauf mit mehren Ortschaften. Unser heutiges Reiseziel, das Kloster auf dem Karmel, sowie Haifa am Meere, konnten wir deutlich erkennen, nicht so Akka, welches versteckt lag.

Unser Weg führte uns bei dem Dorfe Sefurieh vorbei, in dessen Nähe auf einer Anhöhe eine alte verfallene Burg steht, welche für das alte Sepphoris oder Diocäsarea gehalten wird, von Josephus die größte Stadt Galiläa's genannt. Aus der Ebene Buttauf stiegen wir dann, das Dorf Kana el Jelil zur Rechten lassend, wieder den Bergweg hinauf. Der Ritt durch dieses Hügelland ist sehr angenehm. Wir passirten

mehre grüne Thäler, die mit Weizen und schönen Blumen bewachsen waren. Auf den Feldern ackerten die Leute mit einem sehr einfachen Hakenpflug, der in eine Stange auslief, welche auf einem über dem Nacken der Thiere liegenden Querholz ruhte. Auch der Baumwuchs war reich, insbesondere an Eichen mit ihrem herrlichen Grün. Die Sonne lachte wieder und große Eidechsen raschelten in dem Laube. Als wir die Höhen herabstiegen, kamen wir an den Wady Abilin, auf dessen rechter Seite sich die Berghöhen noch eine Zeit lang fortziehen, bis sie in der Ebene verschwinden, welche sich von hier bis Akka ausdehnt. Schon aus weiter Ferne sahen wir Letzteres liegen. Wir ritten scharf zu, an einer Reihe aufgeschlagener Soldatenzelte vorüber, setzten über den Fluß Belus und trafen 2 Uhr in Akka ein.

Die Stadt Akka (Aco, Ptolomais) ist auf einem in das Meer vorspringenden Felsen gebaut und als ein wichtiger und befestigter Hafenplatz Syriens mit Mauern und Wällen umgeben, die an der Landseite doppelt stark sind. Das Innere ist schlecht gebaut, schmutzig und ruinenhaft. Das Bombardement der englischen und östreichischen vereinten Flotten unter Admiral Stopford am 3. November 1840 hat noch hier und da sichtbare Spuren zurückgelassen. Außer der reichen, aber geschmacklos erbauten Moschee Jezzar Paschas finden sich hier keine Sehenswürdigkeiten.

Nach der Apostelgeschichte 21, 7 hatte sich frühzeitig an diesem Orte eine christliche Gemeinde gebildet, bei welcher der Heidenapostel Paulus auf seiner Reise von Miletus nach Jerusalem einen Tag blieb. Omar I., Balduin I (1104), Saladin (1187), Richard Löwenherz, die Johanniter-Ritter,

die Türken (1299), Napoleon (1799), Ibrahim Pascha (1822) u. s. w. sind Namen, welche in der Eroberungs- und Zerstörungsgeschichte der Stadt eine wichtige Rolle spielen. Ihre höchste Blüthe erreichte sie unter den Johanniter-Rittern. Die reichen Paläste und Bazars jener Zeit sind verschwunden und der Hafen, einst von den Flotten der Genueser und Venetianer besucht, birgt jetzt nur wenige Schiffe. Die Straßen sind todt, der Handel gering. Unter den 9000 Einwohnern leben an 160 Juden.

Von da weg ritten wir immer am Meeresstrande der halbmondförmigen Bai hin in zwei Stunden nach Haifa. Es war ein reizender Ritt auf dieser Ebene, über welche unsere Araber flüchtig dahingalopirten. Der Blick auf das weite blaue Meer und auf den vor uns liegenden Karmel, die frische Luft und der blaue Himmel stimmten uns heiter und fast muthwillig. Unweit der Stadt überschritten wir den berühmten, jetzt wasserreichen Fluß Belus, den Jos. 19, 26 Sihor-Libnath genannt. Die Ufer sind flach und kahl, das Wasser klar und hell, der Flußsand rein und fein. Dieser diente einst den Phöniziern zur Bereitung des Glases und wurde auch noch vor zweihundert Jahren zu gleichem Zwecke nach Genua und Venedig ausgeführt. Die berühmte Purpur-Muschel wurde hier einst ebenfalls aufgefischt. Bevor wir an den Bach Kison kamen, der in dem südlichen Winkel der Bai nahe bei Haifa ausmündet, stießen wir auf eine mächtig große Schildkröte, welche unbeweglich am Meeresstrande lag.

Die schmutzigen Straßen des auf einem Abhange des Karmel liegenden Städtchens Haifa (Khaifa) verlassend, ver-

folgten wir den mit Oel-, Lorbeer- und Johannisbrodbäumen besetzten Weg nach dem Kloster des vielgipfeligen, schluchtenreichen, bewachsenen, an zwölfhundert Fuß nach dem Meere aufsteigenden Karmel. Es war Abends sechs Uhr, als wir vor dem Klosterpalast hielten und von Père Charles freundlich bewillkommnet wurden. Der zehnstündige Ritt hatte uns hungrig und müde gemacht. Da wir unsern Koch in Nazareth zurückgelassen, so wurden wir von den ehrwürdigen Vätern reichlich und schmackhaft bewirthet und erhielten reinliche Schlafzimmer mit guten Betten angewiesen.

Der Karmel, in der heiligen Schrift oft erwähnt, wird von Alters her wegen seiner Schönheit, Fruchtbarkeit und Heiligkeit gerühmt. Er bildet ein hochvorspringendes Vorgebirge über dem Meere, welches gegen Westen in eine Erdzunge verlaufend, von dem Meere bespült wird; im Süden erscheint er als die Gebirgswand der Ebene Esdrelon oder in seiner weiteren Ausdehnung als der 10 Stunden lange von Jenin gegen Nordwesten gen Westen bis Haifa sich hinziehende Gebirgszug. Bei der Theilung der drei Stämme (Jos. 19) galt er als der Grenzstein, indem der Stamm Asser sich im nördlichen, der Stamm Sebulon im östlichen und der Stamm Issaschar in dem südlichen Theile niederließ. Auf seinem Gipfel versammelte sich nach dem Befehle Ahab's das ganze Israel und die vierhundert und funfzig Propheten Baal's, auch die vierhundert Propheten des Hains, die vom Tisch Isebel's aßen (1. Kön. 18, 19). Ein Wunder bewies hier den Augen Aller, welcher der wahre Gott sei, Baal oder Jehova. Man errichtete zwei Opferaltäre; um den einen

hinkten die Propheten Baal's und schrieen ihrem Götzen zu, der aber keine Antwort gab. Der Prophet Elias aber betete inbrünstig an dem anderen zu Gott. Da fiel das Feuer des Herrn herab und fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckte das Wasser auf in der Grube. Da das alles Volk sahe, fiel es auf sein Angesicht und sprach: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott (1. Kön. 18, 38, 39). Die besiegten Baalspriester wurden darauf von dem Volke an den Bach Kison hinabgeführt und daselbst geschlachtet.

Aus einer kleinen Schrift, die mir Père Charles übergab (Bericht des Herrn Alexander Dumas) entlehne ich Folgendes: „Seit der Besiegung der Baalspriester ist der Karmel im Besitze der Gläubigen geblieben. Elias hinterließ dem Elisäus nicht nur seinen Mantel, sondern auch seine Höhle. Dem Elisäus folgten die Söhne der Propheten, welche die Ahnen des heiligen Johannes sind. Nach Christi Tod beobachteten die Priester, welche den Karmel bewohnten, statt des geschriebenen Gesetzes das Gesetz der Gnade. 300 Jahre später gaben der heilige Basilius und seine Nachfolger diesen frommen Einsiedlern besondere Regeln. Zur Zeit der Kreuzzüge verließen die Mönche den griechischen Ritus und nahmen den römischen an, und von dem heiligen Ludwig an bis zur Zeit Buonaparte's war das Kloster, welches auf dem nämlichen Platze gebaut war, wo der Prophet seinen Altar errichtet hatte, den Reisenden aller Glaubensbekenntnisse und aller Religionen zur Verherrlichung Gottes und zur Ehre des Elias gastfrei geöffnet, der auf gleiche Weise von den Rabbinern sowohl, die ihn beschäftigt glauben, die Begebenheiten aller Zeitalter der Welt niederzuschreiben, als

von den persischen Magiern, welche sagen, daß ihr Lehrer Zoroaster ein Schüler dieses großen Propheten gewesen sei, und endlich auch von den Türken verehrt wird, indem Letztere meinen, daß derselbe eine überaus angenehme Oase bewohne, in welcher der Baum und die Quelle des Lebens, die seine Unsterblichkeit erhalten, sich befinden.

Der heilige Berg war also durch 2600 Jahre dem Dienste des Herrn geweiht, bis zur Belagerung Acre's durch Buonaparte. Da öffnete der Karmel wie gewöhnlich seine Thore, aber nicht mehr für Pilger und Reisende, sondern für Sterbende und Verwundete. In einem Zwischenraume von 800 Jahren nach einander sah er Titus, Ludwig IX. und Napoleon nahen.

Diese drei Einwirkungen des Abendlandes auf das Morgenland waren für das Kloster verderblich; nach der Einnahme Jerusalems durch Titus verwüsteten es römische Soldaten; nach Abzug der Christen aus dem heiligen Lande erwürgten die Saracenen die Bewohner desselben; endlich nach der Niederlage Buonaparte's vor Saida bemächtigten sich die Türken desselben, ermordeten die verwundeten Franzosen, zerstreuten die Mönche, rissen Thüren und Fenster nieder, und verließen die heilige Zufluchtsstätte unbewohnbar.

Nun blieb vom Kloster nichts übrig, als zerstörte Mauern, und von der Brüdergemeinschaft ein einziger Bruder, der sich nach Kaipha flüchtete; als Bruder Joh. Baptist von seinen Oberen den Befehl erhielt, sich nach Karmel zu begeben, um den Zustand des heiligen Hauses Gottes

zu untersuchen und die Mittel zu dessen Wiedererbauung anzugeben.

Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, Abdallah Pascha war Machthaber bei der hohen Pforte, und dieser Minister hatte einen eingewurzelten Haß gegen die Christen; dieser Haß vergrößerte sich noch durch den Aufstand Griechenlands. Abdallah schrieb an den Großherrn, daß das Kloster von Karmel seinen Feinden zur Festung dienen könnte, und verlangte die Erlaubniß, es niederzureißen, was ihm leicht gewährt wurde. — Abdallah ließ das Kloster unterminiren, und der Abgesandte Roms sah die letzten Trümmer des Gebäudes, welches wiederherzustellen er gekommen war, in die Luft fliegen. Sobald der ganze urbare Landstrich um Karmel wieder zur Wildniß wurde, kehrten die Tiger und Panther, vertrieben durch die Nähe der Menschen, wieder zurück; sobald der Mensch sich entfernte, schlugen Araber und Schakals, diese Kinder der Wüste, in Mitte des Schuttes, der einst das Haus Gottes gewesen, ihre Wohnsitze auf. Und dort, wo sonst Gastfreundschaft geübt wurde, wie auf dem St. Bernhard und in der Karthause, kamen die Reisenden um, überfallen von den Beduinen oder zerfleischt von reißenden Thieren. Dies geschah im Jahre 1821. Es gab also auf Karmel nichts mehr zu thun, Bruder Joh. Baptist kehrte nach Rom zurück.

Unterdessen gab er keineswegs seinen Vorsatz auf. Im Jahre 1826 reiste er nach Constantinopel, und Dank sei dem Einflusse Frankreichs und den Bestrebungen des Gesandten, er erhielt von Mahmud einen Ferman, der ihn zur Wiedererbauung des Klosters ermächtigte; worauf er nach

Kaipha zurückkehrte, wo inzwischen auch der letzte Mönch gestorben war.

Nun erstieg er ganz allein den heiligen Berg und ließ sich auf einem Bruchstücke einer byzantinischen Säule nieder, nahm seinen Zeichenstift in die Hand und entwarf, als zur Wiedererbauung des Hauses des Herrn auserwählter Baumeister, den Plan eines neuen Klosters, prächtiger als irgend eines, das je hier gestanden. Hierauf berechnete er nach diesem Plane den Kosten-Ueberschlag, welcher sich auf 350,000 Franken belief, und ging dann zum nächsten Hause, um ein Stück Brod für sein Abendmahl zu erbitten.

Den folgenden Tag fing er an, sich mit der Herbeischaffung der zur Vollendung seines heiligen Werkes nöthigen 350,000 Frs. zu beschäftigen.

Der erste Gedanke war, für ein Einkommen der Brüderschaft, die noch nicht bestand, zu sorgen; er hatte fünf Stunden von Karmel und drei Stunden von Nazareth entfernt, zwei verlassene Wassermühlen bemerkt, sei es als Folge des Krieges, oder weil das Wasser, welches sie in Bewegung setzte, ausgeblieben. Er suchte so gut, daß er eine Meile von dort entfernt eine Quelle fand, welche er mittelst einer Wasserleitung bis zu seinen Mühlen führen konnte. Nach dieser glücklichen Entdeckung, und überzeugt, daß er die Mühlen wieder in Betrieb setzen könnte, bemühte er sich, diese zu erwerben.

Sie gehörten einer Drusenfamilie, Abkömmlingen jener Israeliten, welche das goldene Kalb verehrten; sie hatten die Abgötterei ihrer Vorfahren bewahrt, und die Wei-

der tragen noch heutzutage als Kopfschmuck ein Kuhhorn, bei den armen Frauen einfach in seiner natürlichen Gestalt, bei den Reichen versilbert oder vergoldet. Diese Familie, die beiläufig aus 20 Personen bestand, wollte dieses Grundstück, welches sie von ihren Ahnen erworben hatte, obgleich es ihr nichts eintrug, nicht abtreten; denn sie hätte es für eine Gotteslästerung gehalten. Bruder Joh. Baptist erbot sich, dasselbe, da sie es nicht verkaufen wollten, zu pachten. Unter dieser Bedingung willigte das Haupt der Familie ein; die Einkünfte dieser Mühlen sollten in drei Theile getheilt werden, ein Theil sollte dem Eigenthümer und zwei den Pächtern zukommen.

Es sollten zwei Pächter sein: der eine als Werkführer, dieser war Bruder Joh. Baptist, der andere aber sollte das zur Wiederherstellung der Mühlen und zur Aufbauung der Wasserleitung nöthige Geld herbeischaffen.

Bruder Joh. Baptist ging zu einem Türken, den er auf seiner ersten Reise kennen gelernt hatte, von ihm verlangte er 9000 Frs. für sein mühsames Unternehmen; der Türke führte ihn zu seinem Schatze; denn die Türken, welche weder Einkünfte, noch Erwerbsfleiß haben, besitzen noch zur Stunde, wie in „Tausend und einer Nacht", Tonnen voll Goldes und Silbers. Bruder Joh. Baptist nahm die Summe, die er nöthig hatte, bestimmte zur Rückzahlung derselben ein Drittheil der Einkünfte der Mühlen, und Dank sei dieser ersten Baarschaft, die von einem Muselmanne vorgestreckt worden war, daß der Baumeister den Grund zu diesem ungeheuren Unternehmen legen konnte; von Zinsen war keine Rede, und ungeachtet dessen brauchte

es 12 Jahre, bis durch seinen Antheil an den Renten das Guthaben des Mohamedaners getilgt werden konnte." —

Johann Baptista war ein Mann von seltener Energie und Willenskraft. Er bereiste die Küsten Kleinasiens, die Inseln des Archipelagus und Constantinopel, überall um Almosen für seinen frommen Zweck bittend. Nach einer Abwesenheit von sechs Monaten kehrte er mit einer Summe von 20,000 Franken zurück und legte am Frohnleichnamstage, gerade sieben Jahre nach der Sprengung des alten Klosters, den Grundstein zu einem neuen. Er unternahm später noch mehre Reisen, auf denen er auch Griechenland, Italien, Frankreich, England, Deutschland besuchte und von welchen er immer bedeutende Summen zurückbrachte. Seine Reisen dauerten sechs Jahre. Endlich erlebte er die Freude, das Kloster vollendet zu sehen, dessen Baukosten sich zusammen auf 500,000 Frs. belaufen. Damit noch nicht zufrieden, errichtete Baptista zugleich ein Pilgerhaus und eine Mauer, um das Ganze abzuschließen. Als er später diesen vollendeten Bauten noch eine neue zur Erweiterung des Klosters beifügen wollte, ward seiner lobenswerthen Thätigkeit, wenn ich nicht irre im Jahre 1849, plötzlich durch den Tod ein Ziel gesetzt. Das Klostergebäude ist daher bis jetzt noch nicht ganz ausgebaut — aber das, was fertig, ist massiv, gut und stattlich und wohl auch hinreichend für den Zweck, dem es bestimmt wurde. Die Gänge sind breit und geräumig, die Zimmer und Säle freundlich und wohnlich. Die Kirche liegt in der Mitte des zweistöckigen Gebäudes; unter dem Hochaltar wird die Eliasgrotte gezeigt.

Die Gastfreundschaft der Karmeliter-Mönche ist übri-

gens bekannt. Jedermann, ohne Unterschied der Religion und des Standes, wird hier auch im Falle einer Krankheit drei Tage lang freundlich aufgenommen und verpflegt; der Arme wird beim Abschiede auf drei Tage mit Lebensmitteln versehen. Die Erkenntlichkeit dafür bleibt Jedem überlassen.

Die Aussicht von dem Dache des Klosters ist eine sehr weite und wird nur gegen Süd-Osten und Osten durch die vorstehende Höhe beschränkt. Nach Westen erblickt man das weite leuchtende Meer, welches den Fuß des Vorgebirges bespült, nach Süden die Trümmer von Athlit und das Gefilde von Cäsarea, gegen Mitternacht die gegen Acre hinziehende Bucht und die grünende Ebene von Akka, und weiter im Nord-Osten und Norden den schneebedeckten Gipfel des Libanon und das Hermongebirge. Nach v. Schubert's barometrischer Messung liegt das Kloster 580 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres am nordwestlichen Abhange des Berges, der von dort an vielleicht noch einmal so hoch bis an 1200 Fuß und darüber sich erheben mag. Das wenig erforschte Karmelgebirge birgt in seinem Kreide- und Kalkgestein eine große Menge Höhlen, von denen einst in den byzantinischen Zeiten viele die Wohnungen der Eremiten, andere aber auch Schlupfwinkel für die Räuber waren und es zum Theil heute noch sind. Oel- und Johannisbrodbäume schmücken den Fuß des Karmels, Fichten und Eichen die Höhen. Die Heilsamkeit der aromatischen Kräuter des Berges wird sehr hoch geschätzt, und die aus denselben gewonnenen Tropfen verwendet man noch heutigen Tages in der Klosterapotheke.

Am anderen Morgen, nachdem wir das Frühstück eingenommen und das mit den Gedenkzeilen der berühmtesten Männer Europa's geschmückte Album des Père Charles gemustert hatten, verließen wir das Kloster. Beim Herunterreiten gab mir Achmed Veranlassung zur Unzufriedenheit, weil er mir ein schlechtes Pferd mit schlechtem Sattel untergeschoben, in Folge dessen ich mich wund geritten hatte. Da mir auf dem österreichischen Consulate in Jerusalem contractlich zugesichert worden war, das Pferd, wenn es mir nicht entspräche, überall wechseln zu können, so reclamirte ich in Haifa beim österreichischen Consul auf der Stelle ein anderes Pferd. Der Consul meinte, daß hier gute Pferde zu haben seien, und schickte sogleich einen Boten aus, um ein solches von der Weide herbeizuholen. Die Rückkehr desselben verzögerte sich aber sehr lange. Wir warteten bis 2 Uhr Nachmittags, allein weder Bote noch Pferd erschien. Da die Entfernung nach Nazareth von hier 6—7 Stunden beträgt, so mußte ich entweder hier bleiben oder die Reise fortsetzen. Wohl oder übel entschloß ich mich zu Letzterem und bestieg denselben Gaul abermals. Wir ritten unweit der Stadt wieder über den Kison und setzten unsern Weg durch schöne, mit üppigen Feldern bestandene Thäler fort. Im Gebirge überraschte uns Nacht und Regen zugleich, dazu verirrten wir uns noch. Wie froh waren wir daher, als wir endlich auf einige Hütten stießen und einen von deren Bewohnern dahin vermochten, daß er uns gegen eine gute Belohnung den Weg nach Nazareth führte. Der Weg war miserabel, die Dunkelheit so groß, daß ich nicht im Stande war, den Pfad zu sehen. Ich ließ daher mein Pferd

über die Steine und Felsblöcke schreiten und die steilen Abhänge hinabrutschen, wie es eben wollte. Dazu kam noch, daß die Gegend von umherstreifenden Räubern unsicher gemacht wurde. Donner und Blitz folgten rasch auf einander und die zuckenden Blitze waren die einzigen Lichtstrahlen, die unsern schauerlichen Weg beleuchteten. Einen solchen entsetzlichen Nachtritt hatte ich noch nie gemacht: ich dankte daher Gott, als ich Nachts 11 Uhr im Kloster zu Nazareth glücklich wieder anlangte.

Als gegen Mittag des anderen Tages der Regen nachließ und der Himmel anfing, sich aufzuklären, benutzte ich den günstigen Zeitpunkt, um nach dem Berge Tabor zu reiten, der, schon im Alten Testament Jos. 19, 22 u. s. w. erwähnt, vom Apostel Petrus 1, 18 der heilige Berg genannt und nach der Legende für den Punkt gehalten wird, auf dem die Verklärung Christi stattgefunden (Matth. 17, 1 ff.). Nachmittag 2 Uhr hatte ich Nazareth verlassen und um 4 Uhr befand ich mich auf der Kuppe des Berges, bis wohin man reiten kann.

Der Tabor ist ein herrlicher Punkt. Seine isolirte Lage, seine abgerundete Formation, sein üppiges Wachsthum, sein Reichthum an biblischen Erinnerungen und seine Fern- und Rundsicht sind Eigenthümlichkeiten, wie sie kein zweiter Berg Syriens bietet. Er ragt an 1000 Fuß über die Ebene Esdrelon hervor und ist bis an seine, einem abgestumpften Kegel gleichende Kuppe mit Eichbäumen und Buschwerk bewachsen. Auf seiner eigentlichen Höhe sieht man eine kleine, mit Resten von Mauern, Bogen, Kirchen und Capellen bedeckte Hochebene, welche zum großen Theil

aus der Zeit der Römer und Kreuzfahrer herstammen. Auch sieht man noch einen Altar, an dem alljährlich die Mönche aus Nazareth zum Andenken an die Verklärung Christi die Messe lesen.

Welche Aussicht entfaltet sich hier oben dem staunenden Auge! Die Ebene Jesreel liegt zu unsern Füßen. Im Süden erheben sich die Berge Duhy und weiter links der höhere Berg Gilboa; beide begrenzen in dieser Richtung die Aussicht nach den Bergen von Samaria und nach dem Todten Meere. Letzteres ist nicht sichtbar. Den westlichen Theil der Ebene Jesreel überblickt man bis gegen Megiddo und den Karmel hin, dessen südlicher Gebirgszug sich dem Auge entfaltet, während dessen Nordende, sowie die Bai von Akka verborgen bleibt. Die weißschimmernde Wasserfläche des Mittelmeeres blitzt hier und da auf, insbesondere im Nordwesten der Höhe von Neby Ismail bei Nazareth. Gerade vor uns im Norden liegt die Ebene Buttauf mit dem Jebel Hattin „dem Berg der Seligkeiten" ostwärts, weiter im Norden und Nordosten Safed „die Stadt am Berge" mit ihren Bergen und im Hintergrunde schließt der schneebedeckte Hermon das Panorama. Im Nordosten zur Rechten der Ebene Buttauf ist ein Theil des von Bergen umgebenen Beckens des See's Genezareth und jenseit desselben die hohen Flachlande von Jaulan und Hauran sichtbar. Weiter südlich, jenseit des Jordan, erscheinen die Berge von Basan und Gilead.

Am längsten weilt der Blick auf dem nördlichen Abfalle des Berges Duhy; denn dort liegt das Dorf Nein oder Nain des Neuen Testaments, wo der Herr den Sarg des

Sohnes der Wittfrau anrührte und sprach: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ (Luc. 7, 14); dort das alttestamentarische Endor, wo das Weib mit dem Wahrsagergeist wohnte, zu welcher Saul kam (1. Sam. 28, 7 ff.). Westlich von hier dehnt sich die Ebene Jesreel mit ihren gewaltigen Schlachtenerinnerungen aus.

Am 10. April verließen wir Nazareth, um über Tiberias nach Damaskus zu reiten. Wir zogen wieder an dem Marienbrunnen vorüber hinauf zur Wely Neby Ismail-Höhe und erfreuten uns noch einmal der schon beschriebenen Aussicht. Dann stiegen wir in den Thalkessel hinab und gelangten in einer Stunde nach dem an der südlichen Seite der Ebene Buttauf liegenden Dörfchen Kefr Kenna, was allgemein für identisch mit dem neutestamentlichen Cana gehalten wird, obgleich Robinson die an der nördlichen Seite der Ebene el-Buttauf gelegene, schon erwähnte Ruine von Kana el-Jalil dafür ansieht.

Das kleine Dörfchen liegt mitten in Frucht- und Baumgärten, welche mit Feigen- und Granatbäumen bepflanzt sind und mit Quellwasser gespeist werden. In den Ueberresten einer griechischen Kirche, wo eine Menge Kinder umherhockten und einzelne arabische Bücher zerstreut umherlagen, wurden uns zwei eingemauerte Wassergefäße gezeigt, nach der Legende Ueberreste jener sechs Wasserkrüge, deren Wasser Jesus bei der Hochzeit in Wein verwandelte und von welchem Wunder die heilige Schrift Ev. Joh. 2, 11 sagt: „Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa und offenbarte seine Herrlichkeit.“ In Cana wohnte auch Nathanael; dahin kam fer-

ner ein „Königischer, deß Sohn krank zu Capernaum lag, um Jesus zu bitten, daß er hinabkäme und seinem Sohne helfe.“ (Joh. 4, 47.)

Der Weg bis Kenna ist nicht besonders. Von hier nach Tiberias wird er aber besser. Die Gegend bietet wenig Anziehendes, und wenn auch Alles wohl bebaut ist, insbesondere die Gerstenfelder gut stehen, dem Boden überall Blumen entsprießen, so übt doch die Nacktheit der Berge und die ewig gleiche Formation derselben eine für das Auge ermüdende Monotonie. Erst in der Nähe der beiden über einer Hochebene hervortretenden Bergspitzen, genannt die Hörner von Hattin, änderte sich plötzlich die landschaftliche Scenerie. Zu unsern Füßen, tief in einem von Bergen umwallten Becken, erblicken wir den See Genezareth, in nördlicher Richtung den Hermon und im Süden den Tabor.

In der lateinischen Kirche wird die Kurun Hattin für den „Berg der Seligkeiten“ gehalten, auf dem Christi Bergpredigt von der Christen Seligkeit und Verstand des Gesetzes stattgefunden, „denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ (Matth. 5, 6, 7.) In geschichtlicher Beziehung muß bemerkt werden, daß hier in der Nähe im Jahre 1187 jene entscheidende Schlacht geschlagen wurde, in der die Saracenen unter Sultan Saladin das Heer der christlichen Streiter besiegten und in Folge davon fast ganz Palästina der Herrschaft der Kreuzfahrer entrissen.

Nachdem wir die abschüssige Höhe hinab nach dem See Genezareth zurückgelegt hatten, schlugen wir unsere Zelte

vor der kleinen freundlich gelegenen Stadt Tiberias, unweit dem Zeltlager der hier gegen die Drusen campirenden Truppen, auf.

Im Osten steigen die zerrissenen Basaltfelsen schwarz und schaurig empor. Der Jordan mit der gegen Ost ausgebreiteten Fläche trennt jedoch diese Gebirge von den jenseits liegenden Bergen Gadara's. Am westlichen Ufer vom Jordan über Tiberias bis Magdala treten die Berge in terrassenförmigen Abstufungen und steilen basaltischen Felswänden bis dicht an das Ufer heran. Nördlich von Magdala weichen sie zurück und das Land Genezareth (el Ghuweir) verflacht sich bis nach den Ruinen des Khanes Minyeh (Bethsaida), wo die felsigen Hügel sich wieder dem See nähern und bis zu den Trümmern von Capernaum, eine Stunde vom Einfluß des Jordan, hinlaufen. Jenseits des Jordan ist die Ebene Batiheh. Der ganze fischreiche See ist demnach mit Kalk und Basaltgebirgen umkränzt, nur im Norden beim Einfluß und im Süden beim Ausfluß des Jordan, unweit des Dorfes Semakh, sowie oberhalb Magdala befinden sich kleine Ebenen und Flächen. Der Anblick des Sees beim Sonnenschein ist hübsch, allein der Spiegel selbst von keinem Segel oder Fischerboot belebt. Von einer paradiesischen Landschaft mit hervortretender charakteristischer Scenerie oder von einer Vergleichung dieser nackten kahlen Steinmassen, dieser todten Gestade eines wüsten Sees mit einem der romantischen Schweizerseen kann füglich nicht die Rede sein, wenn man auch dem See seine Eigenthümlichkeiten nicht absprechen mag. Im Orient ist die Phantasie überhaupt weit lebendiger als im Occident; sie täuscht dort

ebenso die Seele, wie die Entfernung das Auge. Der See von Tiberias oder das Galiläische Meer sieht, weil unbelebt, kleiner aus, als er ist, denn seine Breite beträgt zwei deutsche Meilen, seine Länge etwa $4\frac{1}{2}$ Meilen. Lieutenant Molineux beschiffte ihn im Jahre 1847; seine Sondirungen gingen nicht über 120 bis 156 Fuß engl.

Wir ritten an Ruinen von Mauern, Säulen u. s. w. vorbei nach den eine Viertelstunde entfernten warmen Schwefelbädern, die ganz hübsch und reinlich eingerichtet sind und zum Baden einladen. Das Wasser zeigte eine Temperatur von 49° R. Diese Quellen haben Herodes Antipas, Sohn Herodes des Großen, wohl vorzugsweise vermocht, die Stadt Galiläa an dieser Stelle zu bauen, die er zu Ehren des Kaisers Tiberias nannte. Nach der Zerstörung Jerusalems und Vertreibung der Juden aus Judäa siedelten sich diese vorzüglich hier an, machten den Ort zum Mittelpunkte jüdischer Weisheit und Gelehrsamkeit und verschafften ihm bis ins vierte Jahrhundert großen Ruf. Der Ausfluß des Jordan findet nicht weit von hier statt, wohl an der Stelle, wo das alte Tarichäa stand.

Die jetzige Stadt Tiberias wurde im Jahre 1837 durch ein Erdbeben verwüstet, bei dem an 700 Menschen umkamen. Das schwarze basaltische Gestein, die kochsalzhaltigen Schwefelquellen, die warmen Bäder und die heftigen Erdbeben in der Umgebung des Sees weisen auf eine wirklich plutonische Natur der ganzen Landschaft hin. Nur wenige Straßen sind wieder aufgebaut; mitten in der Stadt befinden sich noch wüste Plätze, auf denen jetzt Cavallerie campirte. Die Häuser sind schlecht gebaut und schmutzig; die

Zahl der Einwohner beträgt nicht über 2000. Wir begegneten in der Stadt, die bei den Juden für heilig gilt, vielen polnischen Juden, von denen mehre deutsch sprachen. Sie theilten uns mit, daß an 200 Juden, österreichische Unterthanen, hier lebten, die für den Kaiser beteten und den Tag der Ankunft des Messias erwarteten. Sie klagten über Armuth, sahen aber im Ganzen wohlhabend aus; die Weiber waren in hübsche polnische Tracht, manche sogar reich gekleidet. Die Juden treiben keine Geschäfte.

Der See Genezareth — in dem 5. B. Mos. Kinereth, in den Evangelien das Galiläer-Meer genannt — war mit seinen Umgebungen der liebste Aufenthalt des Heilands. Damals wohnten hier 500 Schiffer, die mit vielen Schiffen und Booten den See befuhren; die Carawanenzüge aus Damaskus gingen über Tiberias nach Tyrus und nach Egypten, der Handel blühte, das Klima begünstigte die Fruchtbarkeit des Bodens. Hier wohnten als Fischer Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes, und auf dem See Genezareth war es, wo „Jesus bedrohete den Wind und das Meer" (Matth. 8, 23—27), wo er auf dem Wasser ging und dem kleingläubigen Petrus die Hand reichte (Matth. 14, 31); hier fanden jene wunderbaren Fischzüge statt. Noch reichere Erinnerungen knüpfen sich an Tiberias. In Magdala (heutigen Tages Medschdel) wohnte Maria, die da Magdalena heißt, von welcher waren sieben Teufel ausgefahren (Luc. 8, 2), in Bethsaida (Khan Minyeh) lebte Petrus und sein Bruder Andreas, sowie Philippus, und hier, wie etwas weiter nördlich beim Dorfe Ain el-Tabighah, wird man der Worte des Heilands:

„Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida!“ eingedenk. Bei Tell Hum*) sind angeblich die Trümmer von Capernaum, wo Jesus den gichtbrüchigen Knecht des Hauptmanns heilte, einen Aussätzigen reinigte und andere Wunderwerke that. (Matth. 8.) Auch die Speisung der Fünftausend scheint an der Ostseite des Sees stattgefunden zu haben. Als Jesus jenseits des Meeres in die Gegend der Gergesener kam, baten ihn die Teufel und sprachen: „Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Heerde Säue zu fahren.“

Der Weg von Tiberias nach Damaskus wurde uns als sehr unsicher geschildert und wir insbesondere vor den umherstreifenden Drusenhorden gewarnt, welche in Folge ihrer Streitigkeiten mit den Arabern die Straßen besetzt hätten. Die meisten Reisenden zogen deshalb vor, von Tiberias über Sidon und Tyrus nach Beirut und von da nach Damaskus zu gehen. Wir entschlossen uns jedoch trotz aller abenteuerlichen Gerüchte nach den Quellen des Jordan aufzubrechen und von da nach Damaskus zu reiten.

Das Wetter war heute schön. Die spiegelglatte Wasserfläche des Sees Tiberias zeigte eine herrliche blaue Farbe. Meer und Himmel blickten einander an, wie ein blaues Auge in das andere blickt. Die Beleuchtung war prachtvoll und der im Hintergrunde emporragende schneebedeckte Jebel

*) Saulcy (vergl. dessen Voyage autour de la Mer Morte) versetzt Bethsaida nach Tell Hum; Chorazin nach Khan Minyeh, und Capernaum in eine südlichere Gegend, als von Ritter und dessen Gewährsmännern angenommen wird.

esh-Scheikh (Hermon) ein würdiger Schlußstein des ganzen Landschaftsbildes.

Bald kamen wir, dicht an den Ufern hinreitend, an das Dörflein Medschdel oder Mejdel (Magdala), wo die dunkeln, sich hocherhebenden Basaltwände etwas von dem Gestade zurückweichen und einer kleinen fruchtbaren Ebene „kleines Ghor" Raum zur Ausdehnung gewähren. Der mit Humus und fetter Dammerde geschwängerte Boden ist sehr culturfähig und durch Bäche und Quellen leicht zu bewässern, allein das Feld war nur nothdürftig bebaut. Das auf der Weide befindliche Vieh sah aber gut genährt aus. Am Ufer blühten schöne Blumen, namentlich der Oleander in einer Pracht, die ich noch nie gesehen.

Eine halbe Stunde westlich befinden sich Kalksteinhöhlen und die Mauerüberreste einer im alten Testament und von Josephus schon genannten starken Festung (das Haus Arbeels oder Arbela), die von Herodes dem Großen genommen wurde. Nachdem wir mehre Wady's passirend, lange an den Ufern bis zum Khan Minyeh (Bethsaida) hingeritten, stiegen wir auf dem großen Damaskus-Wege das kahle Gebirge bei großer Hitze hinauf und hatten das Mißgeschick, da wir vorausgeritten, die Gepäckcarawane aus den Augen zu verlieren. In der Meinung, daß uns dieselbe einholen werde, lagerten wir uns auf der Berghöhe und erfreuten uns einer sehr umfassenden Aussicht. Die Carawane kam nicht und es ward uns klar, daß die Pferdetreiber einen anderen Weg eingeschlagen hatten. Wir wurden ängstlich und durchkreuzten mehre Stunden nach verschiedenen Richtungen die Gegend. Einzelne uns begegnende arabische

Reiter konnten uns keine Auskunft über die Carawane geben; endlich stießen wir auf einen Trupp bewaffneter Reiter, die, wenn auch von verdächtigem Aussehen, doch zu der zwischen Nazareth und dem See el Huleh gegen die Drusen aufgestellten Observationslinie gehörten und uns freundlich die Nachricht mittheilten, daß sie eine kleine Carawane den Weg nach dem See Merom hätten einschlagen sehen. Wir ritten demnach das Wasserbecken des vor uns liegenden Sees hinab und hatten bald die Freude, unsere Pferde und Araber zu treffen. Unweit des Sees, in der Nähe einer Quelle, schlugen wir unsere Zelte auf; die Stelle war aber feucht und morastig und ließ uns Fieberanfälle befürchten. Das Nachtlager wird meist in der Nähe von Quellen geschlagen; so angenehm dies auch wegen des frischen Trinkwassers ist, so sehr ist doch die Ausdünstung des Bodens zu fürchten. Die Nächte in Syrien sind überhaupt fast immer feucht und sehr frisch, was auch schon 1. Mose 34, 40; Luc. 22, 55 u. s. w. erwähnt wird. Heute Nacht war es nicht besser, und gern hätten wir unsere Decken gegen trockene vertauscht, sowie unseren Lagerplatz gewechselt, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Das Umherirren hatte uns viel Zeit gekostet, und überdies befanden wir uns an einer Stelle, welche Achmed, wie so oft, wenn er keine Lust zur Weiterreise verspürte, mit dem gewichtigen Namen „Station" belegte. Mit Freude begrüßten wir den im reinen Glanz erscheinenden Mond, denn er gab uns Hoffnung auf ein besseres beständigeres Wetter, als wir es bisher gehabt.

Am andern Morgen brachen wir früh auf, um die

Quellen des Jordan zu erreichen. Der Weg führte in dem morastigen Thale des Jordan hin, in dem wir Schaaren von Störchen, Schwärme von wilden Gänsen und Enten und große Rindviehheerden, darunter auch Büffel antrafen. Die nomadischen Araber (Ghawarineh) sind jetzt mit ihren Viehheerden, darunter auch weiße Schafe und schwarze Ziegen, in die Jordanebene herabgestiegen, um gute Weiden aufzusuchen. Sie leben in großen Massen, in temporär aufgeschlagenen Zelten oder in aus Rohr gebauten Hütten und nehmen ausgedehnte Lagerstätten ein. Sie sind arme, geschwächte und gedrückte Menschen, die nicht als ächte Araber gelten, auch hinsichtlich ihrer Ehrlichkeit nicht im besten Rufe stehen. Wenigstens behauptete ein alter Araber, der hier auf seinem lahmen Pferde zu uns stieß, indem er uns bat, den Weg mit uns zurücklegen zu dürfen, daß ihn die Ghawarineh geplündert und ihm 700 Piaster abgenommen hätten. Später begegnete uns eine nach Jerusalem ziehende, aus vielen Männern, Frauen, Kindern und Affen bestehende, von Damaskus herkommende Carawane, welche uns mittheilte, daß wir letzteren Ort von Banias aus in zwei Tagen erreichen könnten, ohne räuberische Anfälle zu befürchten zu haben. Diese Nachricht diente uns zur Beruhigung, obschon jener Zug dreimal so stark war, als der unserige.

Wir befinden uns in dem Becken des Huleh und durchreiten den urbaren, ebenen Strich Landes Ard el Khait, welcher sich im Nordwesten des Sees bis zur großen Quelle Ain el Mellahah ausdehnt. Das Becken des Huleh wird im weiteren Sinne im Osten von einem Gebirgszug begrenzt, welcher als ein von Jebel esh=Scheikh (Hermon)

südwärts herabkommender Ausläufer erscheint und sich bis zum See Tiberias und in seiner weiteren Ausdehnung bis zum Todten Meere hinabzieht. Im Westen bildet ein verlängerter Bergrücken des Libanon die Grenze, der unter dem Namen Jebel Safed seine höchste Höhe erreicht und zuletzt jähe in den Bergen von Nazareth als die nördliche Wand der Ebene Esdrelon schließt. Im Süden des Huleh stehen diese beiden Gebirgszüge durch „eine Wüste von wild zerrissenen, hochaufstrebenden Felsenklippen" in Verbindung. Im Norden, oberhalb Banias, rücken die beiden genannten Bergrücken näher an einander und schließen das Wady Teim in sich, in dem Hasbeiya liegt. Im Süd-Westen von Letzterem vereinigt sich dann der von Jebel esh Scheikh oberhalb Rasheiya sich abzweigende und das Thal Bekaa (Cölesyrien) begrenzende Rücken des Antilibanon mit dem Libanon der Art, daß zwischen beiden nur eine enge Schlucht übrig bleibt, durch welche der Fluß Litany nach dem Mittelmeere zu fließt, in welches er sich nördlich von Tyrus ergießt.

Der el Huleh (Merom) ist zum Theil von schlammigen und morastigen Ufern umgeben. Wir versuchten mehre Male, uns dem nur hier und da sichtbaren Wasser zu nähern, wurden aber immer durch Sumpfboden, in dem unsere Pferde zu versinken drohten, sowie durch dichtes Rohrgebüsch und Schilfwälder abgehalten. Insbesondere breitet sich im Norden ein großer Morast aus, der von mehren aus Norden und Westen kommenden Flüssen und Bächen durchschnitten wird. In der Regenzeit tritt dann hier eine Ueberschwemmung ein, welche die Wassermasse des Sees größer

erscheinen läßt, als sie wirklich ist. Seine Größe läßt sich daher auch nur approximativ bestimmen, so daß die Länge auf 4—5, die nördliche Breite auf 4 und die südliche Breite auf 2 geographische Meilen anzunehmen sein dürfte. Die Umgebung gilt für ungesund und fieberreich. Von Booten oder von Wohnungen wird man in der Nähe nichts gewahr; nur auf dem nordöstlichen Bergabhange gewahrt man vereinzelte Hütten, während die auf dem Westufer errichteten Beduinen-Hütten meist durch Schilf und Binsen verdeckt sind. Aus dem Huleh fließt der Jordan nach dem Tiberias. Eine Stunde unterhalb der Ausströmung des Jordan ist wohl schon zur Zeit der Kreuzzüge eine Brücke von Basaltgestein, Benat Jakob (Jakobsbrücke) genannt, gebaut worden, über welche noch jetzt die große Straße nach Kuneitirah und Damaskus führt. Die von einigen Reisenden aufgestellte Hypothese von einem kleinen See zwischen dem Tiberias- und Hulehsee ermangelt zur Zeit noch des Beweises. Uebrigens erinnert man sich bei diesem See, dem Wasser Merom (von Josephus der „Samochonites" geheißen) an Josua's Vertilgungskrieg gegen die Canaaniter (Jos. 2).

Von der umbuschten Quelle el-Mellahah erreicht man in einer Stunde eine andere (Belát). Wir sahen einzelne gut bebaute Felder, hier und da auch mit Reis bestanden, und passirten dann einen tiefen Graben mit schlammigem Wasser, in dem viele Schildkröten und Fische umherschwammen. Auch versuchten wir, uns mehre Mal den sich hier aufhaltenden großen Schaaren von Störchen zu nähern, die aber jedesmal in einem solch sumpfigen Terrain Posto

gefaßt hatten, daß wir nicht bis zu ihnen vorzudringen vermochten. Wir gelangten hierauf an einen von Nord-West herabkommenden Bergstrom, der sich in den zu unserer Rechten nach dem in den El Huleh fließenden, wohl aus älterer Zeit herstammenden gegrabenen Canal ergießt. Gegen Mittag wurde der Weg morastiger. Zwei Uhr Nachmittags führte uns eine steinerne, aus drei Bogen bestehende schadhafte Brücke (el Ghujar) über den Nahr oder das Wasser Hasbeiya. Die Ufer sind mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen und gewähren in Verbindung mit den Felsenmassen einen malerischen Anblick. Nicht weit unterhalb der Brücke spaltet sich der etwa 30 Fuß breit schnell und brausend dahinfließende Strom in zwei Arme, wovon der westliche der alte oben erwähnte Canal ist. Jeder der Arme ergießt sich abgesondert in den El Huleh. Oberhalb der Brücke verbindet sich ein anderes, aus der schönen, westlich vom Wady el-Teim liegenden Gegend Merj Ayun herkommendes Flüßchen mit dem Nahr Hasbeiya, welcher letztere aber, obgleich er die entferntesten Jordanquellen in dem Thale zwischen Hasbeiya und Rasheiya bildet, ein größerer Strom als der Nahr Banias ist und aus physisch-hydrographischen Gründen auch von Seetzen, Thomson u. s. w. als der eigentliche Haupt-Quell-Fluß des Jordan betrachtet wird, selbst aber niemals diesen Namen geführt hat. Dies erinnert an den Missouri, welcher bei seinem Zusammenflusse mit dem kleineren Mississippi auch dessen Namen für seinen Weiterlauf annimmt.

Jenseits der Brücke kletterten wir einen ziemlich steilen Basaltberg hinauf und gelangten auf einem sehr steinigen

und morastigen Terrain zu der Stelle Tell el Kady, auch Dan genannt, wo einst die Stadt Dan, vor Alters Lais, sich erhob und nach Josephus „die andere Quelle des Jordan“ entspringt. Es sprudeln hier eine große und kleine Quelle aus einem mit Bäumen und Buschwerk bestandenen kleinen Hügel hervor, die sich kurz nach ihrem Ausfluß zu einem Flusse, „der kleine Jordan“, vereinigen und als solcher nach einer Stunde mit dem Nahr Banias (Strom von Paneas) etwa $1^1/_2$ Stunde unterhalb Banias bei dem Daphne-Wäldchen zusammenströmen und dann als ein einziger Strom sich in den See el Huleh ergießen. Tell el Kady liegt nordwestlich von Banias in der Ebene und ist von jenem eine gute Stunde entfernt. Die hier entspringende Quelle gilt allgemein für die östliche des Jordan, während die zu Banias die östliche ist.

Ungeachtet der großen Vorsicht, welche wir jetzt dem Wege widmeten, fiel doch einmal mein Pferd plötzlich in ein solch tiefes Sumpfloch hinein, daß es sich nur mit der größten Mühe wieder herausarbeiten konnte. Je mehr man sich dem jenseits am Abhange des Berges Heish liegenden Dorfe Banias nähert, desto grüner und wasserreicher wird die Gegend. Durch herrliche Baumgruppen von Eichen, Pappeln, Pistacien, wilden Feigen, Oleander u. s. w. führt der Weg nach Banias (Paneas, Cäsarea Philippi) hinan, woselbst wir Nachmittag 5 Uhr ankamen.

Die Lage des Dorfes ist romantisch; im Hintergrunde hohe Gebirge, im Vordergrunde die Jordan-Ebene mit dem See el Huleh, überall Oliven-, Feigen- und Orangenbäume, überall Schatten, Ruinen und schäumendes, sprudelndes

Wasser. Man braucht kein Phantast zu sein, um auch hier wieder, wenn auch entfernt, an eine Schweizerlandschaft erinnert zu werden. Das Dorf selbst ist nicht groß und wird von einem brausenden Waldbache bespült, durch den wir hindurchreiten mußten, um zu den Häusern zu gelangen. Diese bestehen zum Theil aus Stein und sind sehr klein; die Einwohner erscheinen uns aber besser und reinlicher gekleidet, als die Leute, welche wir von Nazareth aus getroffen; die Frauen sind auf den flachen Dächern und vor den Thüren mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt und erwiedern unsere Grüße freundlich. Wir schlagen unsere Zelte außerhalb des Dorfes in der Nähe des jetzt wasserreichen Flusses, der uns von den Eingeborenen Saari genannt wird, wohl aber mit dem von Burckhardt erwähnten Wady el Kid identisch ist, über welchen eine starke Brücke nach einem verfallenen Castell führt. Die Wassermenge war jetzt bedeutend, allein im Sommer soll das Flußbett trocken sein.

Im Nordosten des Ortes besuchten wir die schöne Kalksteingrotte, an deren Fuße die Quelle des Nahr Banias, die berühmte Jordanquelle, mächtig hervorsprudelt und sogleich nach ihrem Ausflusse einen ansehnlichen Strom bildet. An den Felsenwänden der Höhle, insbesondere links am Eingange, befinden sich Nischen in Form von kleinen Capellen mit in Felsen eingehauenen Verzierungen und griechischen Inschriften. Aus der Grotte selbst fließt kein Wasser; die Quelle kommt unterhalb derselben an vielen Stellen sehr stark zum Vorschein. Von hier steigt man zu einem über der Grotte liegenden Pavillon hinauf, wo man eine

weite Aussicht auf die Gebirge, auf das Wiegenland des Jordan und auf den el Huleh genießt. Ob die von Norden kommenden Flüsse einzeln in den See hineinströmen, konnten wir jedoch von hier nicht unterscheiden. Wir fanden hier drei hübsche arabische Frauen, welche Brod buken, indem sie den in dünne Scheiben gerollten Brodteig auf eine eiserne über das Feuer gestellte Platte legten. Auch mehre mit Gewehren bewaffnete Araber trafen wir daselbst, welche dieses Gebäude als einen Khan zu bewachen schienen. Vielleicht stand früher hier der Tempel, den Herodes dem Cäsar Augustus zu Ehren über der Grotte des Pan errichtete.

Auf der andern Seite des Dorfes fließt der oben genannte Bach, an dem ein stark gebautes schönes Thor steht, welches wohl als ehemaliges Stadtthor gedient haben mag. Ueber demselben befindet sich eine arabische Inschrift aus dem Jahre 1204 n. Chr. Von hier führt eine Brücke über das cascadenreiche Wasser zu Ruinen. Auch noch anderweitig trifft man Mauerwerk, Säulenüberreste und Architekturfragmente an; ein größeres Gebäude, wohl einst ein Kloster, erhebt sich auf antiken Grundmauern dicht beim Dorfe. Unweit davon befindet sich ein mit Steinbänken eingefaßter Platz, auf dem eine herrliche, mächtige Terebinthe steht, unter deren Schatten es sich köstlich ruht.

Die Grotte bei Banias ist das Panium des Josephus, wo die Hauptquelle des Jordan entspringt. Der 120 Stadien von da liegende See, unfern vom Wege ab rechter Hand, soll aber nach der Hypothese des Josephus den wahren subterranen Ursprung des Jordan bilden. Er berichtet, daß Philippus, Tetrarch von Trachonitis, welcher die Stadt

Banias baute und ihr zur Unterscheidung von dem Cäsarea Palästina der See, den Namen Cäsarea Philippi gab, Spreu in diese Phiala werfen ließ und diese am Panium wieder zum Vorschein kam. Dieser See soll eine runde schalenähnliche Gestalt haben und einen immer gleichen Wasserstand zeigen. Reisende der Neuzeit glauben in dem vier Stunden von Banias entfernten Birket er Ram die Phiala des Josephus entdeckt zu haben. Als Quelle des Jordan kann aber dieser See entschieden nicht betrachtet werden, weil, wie schon Thomson richtig bemerkt, das Wasser die Felsschichten aufwärts laufen und erst unter der tiefsten Thalschlucht im Süden der Stadt Banias weggehen müßte, um zum Jordanquelle am Banium zu gelangen. Der vom Fuße des Jebelesh-Scheik kommende Bach scheint auch tiefer als der See zu liegen; ferner ist es auffallend, wenn auch nicht beweisend, daß man von den in dem angeblichen See Phiala lebenden Blutegeln in Banias noch keinen aufgefunden hat.

Beim Rauschen der kleinen Katarakten schliefen wir sehr gut; als wir gegen Morgen aufwachten und unsere Zeltthüre offen stehen sahen, glaubten wir bestohlen worden zu sein. Es bestätigte sich aber nicht, überdem behauptete Achmed, daß er während der Nacht gute Wächter ausgestellt gehabt hätte. Der Morgen war schön, aber frisch; das Thermometer zeigte um sechs Uhr 10° R. Auch war Thau vom Hermon herabgestiegen (Psalm 133, 3). Im neuen Testament kommt der Name Cäsarea Philippi öfter vor, und es ist kein Zweifel, daß auch Jesus diesen Ort besucht und hier gelehrt hat; denn hier fand Petri Bekenntniß vor Christo statt (Matth. 16, 13, Marc. 8, 27).

Hinter Banias führt ein steiniger Weg zum Jebel esh Heish. Zu unserer Linken liegt auf einem Berge die verfallene saracenische Burg Ku'at Banias, früher Kulat es Subeiheh, welche im Jahre 1130 in den Besitz der Christen gelangte. Später kam sie abwechselnd in den Besitz der Saracenen und Christen; im Jahre 1219 ließ Sultan Meleck el Mu'adhdhem die Veste schleifen und Banias niederreißen. Die Lage des Castells beherrscht die Stadt und mag zu seiner Zeit sehr wichtig gewesen sein. Jetzt sieht man nur Ruinen, die nicht wenig zur Verschönerung der Umgebung beitragen.

Von dem Kamm des aus Kalkstein und porösem Tuff bestehenden Gebirges, den wir von Banias aus in zwei Stunden erreichten, zogen wir langsam weiter an einem Bergabhange hin. Unser Spähen nach der Phiala des Josephus und der Ruinenstadt Hazuri, welche, den Angaben nach, in der Nähe liegen mußten, war vergeblich. Eine Stunde später fanden wir in einem weiten Bergkessel einen kleinen runden Teich mit flachen, von Lavasteinen umgebenen Ufern, der weder Zu- noch Abfluß zu haben schien und dessen Wasser vollkommen ruhig war. In der Nähe weidete eine kleine Rindviehheerde; das Wasser diente ihr zur Tränke.

Aus einem gut angebauten Thale stiegen wir gegen Mittag den Jebel Heish, südlich von Jebel esh Scheikh hinauf, von dessen Kamme aus wir die erste Aussicht auf das weite Damaskusthal genossen. Einer meiner belgischen Reisegefährten verirrte sich hier, indem er, der Carawane vorausreitend, einen eine andere Richtung einschlagenden Weg genommen hatte, als den, welchen die Carawane ver-

folgte. Es dauerte lange Zeit, bevor wir ihn auffanden, denn die vielen Thäler und Klüfte erschwerten das Suchen und die Umschau, trotzdem daß wir mehre Hügel bestiegen.

Wieder vereint gelangten wir $1^1/_2$ Uhr einen steilen Bergabhang herab in ein freundliches, mit Bäumen bestandenes und von einem Fluß durchströmtes Thal, welches das kleine Dörfchen Beit Jenn umschloß. Die Häuserchen kleben wie kleine Kartenhäuser an der Bergwand und sind meist von Stein und mit flachen Dächern gebaut. Im Norden erhebt sich im Hintergrund der Jebel esh Scheikh in seiner ganzen Majestät und leuchtet mit seinem schneebedeckten Gipfel weit und breit umher. Die Schneefelder ziehen sich in den Seitenschluchten weit nach dem Thale hinab und die dazwischen liegenden schwarzen Bergmassen treten um so schärfer und greller hervor. Es wurde mir von den Eingebornen mitgetheilt, daß man den Gipfel des „Schneeberges“ von hier in etwa sieben bis acht Stunden erreichen könnte.

Der Jebel esh Scheikh (Gebirgshaupt) ist der eigentliche und einzige Hermon des alten Testaments und wird 5. Mos. 4, 48 als die Nordgrenze Israels jenseit des Jordan bezeichnet, indem es heißt: „Von Aroer an, welche an dem Ufer liegt des Baches bei Arnon, bis an den Berg Sihon, das ist der Hermon.“ Auch ruft der Psalmist bei den Weissagungen vom Reiche Christi Psalm 89, 13 aus: „Tabor und Hermon jauchzen in Deinem Namen.“

Der Antilibanon und der Libanon schließen das von Nordosten nach Südwesten laufende Thal Bekaa, einst

Cölesyrien, ein. Der Antilibanon, der östliche Berg, theilt sich bei Damaskus in zwei in südwestlicher Richtung laufende Rücken, zwischen denen, wie schon bemerkt, Wady et Teim mit Rasheiya und Hasbeiya liegen. Der östlichste dieser Rücken ist der obengenannte Jebel esh Scheikh, der somit als eine eigentliche Verlängerung des Antilibanon zu betrachten ist. Der in südlicher Richtung laufende Jebel Heish kann als Abzweigung gelten. Die Höhe des Jebel esh Scheikh beträgt nach der gewöhnlichen Schätzung 10,000 Fuß über dem Mittelmeere, nach Russeger nur 9500 Fuß. Der Jebel Sunnin, wahrscheinlich der höchste Gipfel des nördlichen Libanon, dürfte diese Höhe nicht ganz erreichen.

Eliot Warburton, Verfasser von „the Crescent and the Cross", der ihn von Rasheiya aus in etwa sechs Stunden bestieg, schildert die Aussicht von seinem Gipfel als eine reizende und weitumfassende. Im Osten sah er die Ebene von Damaskus und die Wüste gen Palmyra, im Süden das galiläische Meer und den See el Huleh, im Westen den Karmel und das Mittelmeer, im Norden das Libanongebirge mit dem Thale Bekaa.

Die Mittagshitze in dem Thale von Beit Jenn war eine fast unerträgliche und der Reflex der Sonnenstrahlen von den weißen Kalksteinwänden für die Augen sehr schmerzhaft. Demohngeachtet setzten wir unsere Reise fort, durchzogen das Thal längs dem Wasser und kamen, nachdem wir eine größere Fläche passirt, auf guten Wegen $4^1/_2$ Uhr in dem Dorfe Haue, welches von Drusen bewohnt ist, an. Die Einwohner versammeln sich neugierig um uns, erlauben sich aber

keine Feindseligkeiten gegen uns. Unser Lagerplatz hat eine anmuthige Lage. Zur Linken sehen wir das Schneegebirge und vor uns in dem von einem Bache berieselten Thale ein anmuthiges Wäldchen der schönsten grünen Feigen-, Nuß-, Pappel- und Aprikosenbäume.

Am andern Morgen war der Himmel bewölkt. Wir brachen um 8 Uhr auf und zogen durch eine baumlose, einförmige Ebene dahin. 11 3/4 Uhr erreichten wir das Dorf Arthus, wo die Straße Kuneitira, wenn ich nicht irre, sich abzweigt. Die Gegend wird jetzt cultivirter. Nachmittags 2 Uhr kamen wir nach dem Dorfe Dreie, wo die Gärten von Damaskus beginnen. Wir ritten zwischen den Mauern der Gärten hin, in denen wir sehr schöne Wallnuß-, Granat-, Feigen-, Oliven-, Maulbeer- und Aprikosenbäume erblickten, die uns balsamischen Blüthenduft zufächelten. Nachmittags 3 Uhr sind wir endlich am Ziele unserer Reise.

Ich hatte von der bezaubernden Lage Damaskus' soviel gehört und gelesen, daß ich mich dieser Stadt, welche der Araber in seiner poetischen Ausdrucksweise „das Gefieder des Paradiespfaues" oder „das Muttermal auf der Wange der Welt", „das Halsband der Schönheit" u. s. w. nennt, allerdings mit hochgespannter Erwartung näherte.

Offen gestanden, wurde dieselbe nicht befriedigt. Man erblickt die Stadt erst in der Nähe des Thores und auch dann nur sehr unvollkommen. Die Lage ist von hier nicht frei und die wenigen Minarets, die man über die schlechten Stadtmauern herausragen sieht, lassen keineswegs auf eine große Stadt schließen. Einer meiner Gefährten schien sich

noch mehr enttäuscht zu finden, als ich; denn nachdem wir schon vor dem Thore hielten, fragte er noch, in der Meinung, ein großes Dorf vor sich zu sehen, wie weit wir noch nach Damaskus hätten. Späterhin hat mich die Aussicht vom Libanon aus bei untergehender Sonne freilich im höchsten Grade überrascht und entzückt.

Sobald man das Thor hinter sich hat, merkt man sogleich, daß man sich in einer der größten orientalischen Städte befindet. Die Straße ist breit gepflastert und an den Seiten mit ansehnlichen Häusern besetzt, in denen man Werkstätten der Schmiede, Färber, Gerber und die Verkaufsmagazine sieht. Eine gewaltige Menschenmenge treibt sich geschäftig umher und wird immer größer, je näher man den Bazars kommt. Wir durchschritten diese sehr ausgedehnten Verkaufshallen und gelangten endlich nach Verlauf einer Stunde nach dem uns empfohlenen Hause eines Griechen, welches als Hotel vortrefflich eingerichtet ist. Wir stiegen hier ab, um einen dreitägigen Aufenthalt zu nehmen.

Da wir Gelegenheit hatten, mehre der schönsten Häuser zu besehen, und diese in ihren inneren Einrichtungen mehr oder minder denselben Charakter haben, so wird es genügen, den früher über die arabische Architektur niedergelegten Bemerkungen noch folgende auf Damaskus bezügliche beizufügen.

Durch eine niedrige massive Thüre und niedrigen Durchgang tritt man auch hier bei den Privathäusern, wie in Kairo, in den viereckigen, den Blicken der vorübergehenden Neugierigen verschlossenen Hof, der auf die zierlichste Weise in der Mitte

mit einem Springbrunnen oder einem marmornen Wasserbassin versehen ist. Um dasselbe sind gewöhnlich Orangen-, Citronenbäume und wohlriechende Blumen gepflanzt; auch sieht man in den Ecken des Hofes Busch- und Schlingwerk grünen oder in besonderen Blumenbeeten andere südliche Gewächse wachsen. Der Fußboden besteht zum großen Theil aus Marmorplatten oder aus kleinen bunten Steinchen, welche in Form von Arabesken und kunstreichen Schlingungen an einander gefügt sind. Die Seitenwände findet man ebenfalls mit Marmorplatten oder mit glasirten, irdenen farbigen Täfelchen belegt, wie in Andalusien, wo man sie azulejos nennt. Rings um den Hof, oft auch nur auf drei Seiten, befinden sich Zimmer, die theils für die Männer, theils zu Besuchzimmern bestimmt sind; die der Frauen sind meist im zweiten Stock angebracht, wohin man auf einer Treppe von Außen hinaufsteigt. In den großen, aus einer niederen und höheren Abtheilung bestehenden Besuchssaal (M a n d a r a h) tritt man direct aus dem Hofe. Hier ist der Glanzpunkt des Hauses. Da prangt es von ornamentistischem Schmuck, künstlichem Tafelwerk, buntem Marmorboden, reichen Teppichen und prachtvollen Gefäßen. Auf dem erhöhten „Liwan" insbesondere ist der Luxus concentrirt, denn hier liegen die schwellenden Kissen, gestickte Decken und die prachtvollsten persischen Teppiche, auf denen dem Gaste der Kaffee in den kleinen, auf goldenen oder silbernen Platten stehenden Täßchen und der wohlschmeckende Schibuck gereicht wird. Die gewölbte Kuppel oder stark vergoldete und gemalte Holzdecke mit verschiedenem Tafelwerk, die Spiegelfelder, die Marmor-Mosaiken, die bunten Nischen und die

arabeskengeschmückten Kapitäler erinnern an den ornamentistischen Charakter der arabischen Architektur der Alhambra. Für eine warme Jahreszeit genügen diese Wohnungen vollkommen; im Winter aber, wo in Damaskus oft Schnee fällt, sind die Zimmer feucht und kalt und überdies unbequem, da sie nicht durch Zwischenthüren mit einander in Verbindung stehen, sondern man nur vom Hofe aus von einem Zimmer in das andere gelangen kann. Dies auch die Ursache, daß das Schlafzimmer für den Winter fast immer im zweiten Stock eingerichtet wird.

Die Häuser in Damaskus sind, wie man aus Obigem entnommen haben wird, größtentheils eine, wenn auch schwache Nachahmung der saracenischen Bauwerke Spaniens. Den leicht geschwungenen, unten hufeisenförmig zusammengezogenen, weniger auf Festigkeit, als auf Schönheit berechneten Bogen, die reizenden Nischen und Miniaturcolonnaden, diese ciselirten, mit Arabesken-Draperien durchbrochenen eleganten Stuccaturen, diesen Ueberzug steinartiger Bekleidung der Wände der Alhambra findet man hier nicht; es ist hier Alles einfacher und schlichter, mehr für den Augeneffect, als für die technische Schönheitsform berechnet. Die berühmte Gipsmischung der alten Saracenen ist in Damaskus unbekannt und die Nachahmung der Stuccaturarbeiten eine unvollkommene. Jene zauberische harmonische Wirkung der schlanken, weißen, auf kreisrunden Sockeln stehenden, durch zirkelförmige Bogen mit einander verbundenen Marmorsäulen, jene von durchbrochenem Stucco mit Verzierungen und Mosaiknischen versehenen Wände, jene gewölbten Plafonds mit dem Gewirre von Nischen, Zapfen und Linien, die aber

doch alle nach mathematischen Grundsätzen angebracht sind, und jene Perspective der zierlichen Bogen- und Marmorsäulen, die ein coup d'oeil der überraschendsten Wirkung in der Alhambra u. s. w. gibt, wird man in Damaskus vergeblich suchen.

Die Stadt zählt an 500 Moscheen, unter denen die Moschee der Omaijaden mit ihrem 550 Fuß langen und 150 Fuß breiten Pfeilersaale wegen ihrer herrlichen Kuppelwölbungen und glanzvollen inneren Einrichtungen und großer Heiligkeit gerühmt wird. Sie scheint auf den Grundmauern eines römischen Tempels gebaut zu sein und darf von Christen nicht betreten werden.

Die Bazars sind bedeutend. Die Verkaufsbuden bilden lange Gassen mit einem geheimnißvollen Dunkel, indem die über dieselben ausgespannten Matten und Flechtwerke keinen Sonnenstrahl zulassen. Die Handelsgeschäfte beginnen schon in früher Stunde; Mittags sind viele der Buden einige Stunden lang geschlossen oder mit einem Netz behängt, was an altbiblische Gebräuche erinnert, zum Zeichen, daß der Kaufherr nicht anwesend sei. Man hat hier Gelegenheit, reiche Einkäufe zu machen. Der Handel der 150,000 Einwohner haltenden Stadt ist von Wichtigkeit und große Carawanen treffen hier aus Arabien, Persien und Armenien ein. Namentlich ist die Carawanenstraße nach Aleppo und Bagdad eine sehr belebte; vom erstgenannten Orte werden insbesondere prachtvolle Goldstickereien und Seidenzeuge, von Bagdad Teppiche, Waffen u. s. w. eingeführt. Die Märzcarawane des Jahres 1851 transportirte von Bagdad nach Damaskus Waaren im Werthe von 1,758,683 Piaster.

Am ersten Tage meiner Ankunft traf eine Carawane von Bagdad mit Teppichen ein; ich benutzte die Gelegenheit, mir einen durch Güte und Dichtheit ausgezeichneten zu erhandeln. Die Waffenauswahl ist nicht so beträchtlich, als man erwarten dürfte. Die Fabrikation der berühmten Damascener-Klingen mag wohl früher nicht in dem Umfange betrieben worden sein, wie es die Fama besagt; jetzt werden gar keine mehr am Orte gefertigt. Sie kamen meist aus Persien hierher, wurden aber, da Damaskus nun einmal in Europa im Rufe steht, hier in Damascener umgetauft. In den wenigen Waffenmagazinen werden jetzt hohe Preise gefordert, z. B. Säbelklingen 600—1200, Dolche 2—600 Piaster u. s. w. — von denen gar manche in Solingen fabricirt worden sein mögen. An golddurchwirkten Stoffen, Shawls, gestickten arabischen Mänteln, Tüchern, seidnen Hemden u. s. w. findet man eine reiche Auswahl. In den Bazaren der Gold- und Silberschmiede hat man Gelegenheit, Türkisse, Edelsteine, Diamanten, Ringe, Münzen 2c. zu kaufen; die Sattlerarbeiten, wohlriechenden Wasser und Bäckerwaaren von Damaskus sind bekannt. Mitten unter den Mohamedanern des Bazars fand ich auch einen deutschen Schuster, der hier seine kleine Werkstatt aufgeschlagen.

In der Nähe des Bazars sind große Khan's erbaut, in denen Tausende von Menschen und Kameelen Platz finden. Es sind dies gewöhnlich große steinerne Gebäude mit massiven Thoren, mächtigen Kuppelräumen, einem Hofe, Springbrunnen, Lagerstätten und Waarenmagazinen. Von Bagdad nach Damaskus braucht die gewöhnliche Handelscarawane 45 bis 50 Tage, der Courier aber nur 11—14 Tage. Mit

einem Scheikh kann man die directe Reise auf 18 Tage abschließen. Die Reisekosten dürften für eine einzelne Person mit letzterer Gelegenheit approximativ auf 800 bis 1000 Frcs. anzuschlagen sein. Der Ritt durch die Wüste ist aber beschwerlich.

Nach Palmyra, wohin wir zu reisen durch die Unsicherheit der Gegend abgehalten wurden, braucht man hin und zurück an 10 Tage. Als Tribut für die Araber wurden für 3 Personen etwa 1500 bis 2000 Piaster gefordert. Die Reise wird am Besten zu Kameel zurückgelegt, ohne Zelt und viel Gepäck.

Damaskus erhält einen großen Reiz und einen gewissen Anstrich von Frische und Lebendigkeit durch viele Brunnen, Fontainen und Quellen. Der Barada, der goldströmende Chrysorrhoas der Alten, durchströmt die Stadt in verschiedenen Richtungen. In dieser Beziehung erinnert es an das „quellensprudelnde Granada.“ Fast an jeder Straßenecke hört man Wasser plätschern, ebenso in den Kaffeehäusern. Die Brunnen sind meist verziert und mit Zeichen und Abbildungen geschmückt. In ihrer Nähe auf den Plätzen und in den Straßen stehen einzelne Bäume und mitunter sehr ansehnliche. So die 35 Fuß im Umfang haltende Platane an der nach einem Scheikh Ali genannten Quelle. Dadurch wird die Hitze des Tages gemildert und Schatten erzeugt. Auf eine angenehme Kühle hält der Orientale viel. Die Handwerker bedienen sich des Fächers, um sich Erfrischung zuzuwehen, und die Fruchtverkäufer haben sich wo möglich immer in der Nähe des Wassers postirt. Die Eisverkäufer finden guten Absatz und die „Kälte des Schnees“ erquickt

den Gaumen. Das Eis kommt vom Libanon und ist wohlfeil zu haben. Der Reichthum der schönen Früchte ist außerordentlich und die schmackhaften getrockneten Aprikosen sind unter dem Namen Mischmisch weit und breit berühmt. Nach Untergang der Sonne ist die Stadt still und todt und die durch die Straßen Gehenden müssen Laternen bei sich führen und sich gegen eine kleine Vergütung die Thüren öffnen lassen, welche die verschiedenen Stadtviertel von einander trennen.

Das „paradiesische" Damaskus ist eine sehr alte Stadt, die schon im alten Testamente (1. Mos. 15, 2 ff.) genannt wird, Abraham bekannt war, von David erobert wurde und die bis auf den heutigen Tag groß geblieben ist, während Memphis, Theben, Ninive und Babylon untergegangen sind. Daher ist auch seine Geschichte eine sehr alte und glänzende. Es genüge hier, zu bemerken, daß die Araber zum ersten Male unter dem Heerführer Tarik-ben-Zeyad im Jahre 711 mit Einwilligung des Chalifen von Damaskus in Spanien erschienen und dort 782 Jahre lang bis nach der Eroberung von Granada (1492) Fuß faßten. Im Jahre 755 n. Chr. Geburt gründete der große Emir Abderhaman ben Moawijah ben Hescham ben Abdelmelic ben Merivan aus dem Hause der Omaijaden in Cordoba ein unabhängiges mächtiges abendländisches Chalifat, welches unter dem gelehrten Chalifen Hakem II. (949—976) den höchsten Glanzpunkt erreichte. Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, nachdem das Geschlecht der Abbasiden dem der Omaijaden gefolgt war, verlegte Almansor den Sitz des Chalifats von Damaskus nach Bagdad. Später residirten

wieder in ersterer Stadt die Sultane von Egypten und Damaskus.

Auch ein Kranz von Erinnerungen schlingt sich um das „paradiesduftende Dimischk", durchflochten von morgenländischer Poesie und Legende. Der Prophet Mohamed soll beim Anblick der von drei Jungfrauen des Himmels: der Fülle, der Schönheit und der Weisheit bewohnten Stadt von der Eroberung derselben abgestanden haben, weil der Mensch nur auf ein Paradies und zwar im Himmel hoffen dürfe. Nach der orientalisch-christlichen Legende fand hier die Schöpfung Adams aus der röthlichen Erde der Gegend statt; auf dem nahe gelegenen Berge Kasiun erschlug Kain den Abel. Nach der heiligen Schrift (Apostelgesch. 9, 1—24) wurde Saulus in Damaskus von Ananias bekehrt und als ihm die Juden nachstellten, „da nahmen ihn die Jünger bei der Nacht und thaten ihn durch die Mauer und ließen ihn in einem Korbe hinab;" auch wird den Reisenden von der geschwätzigen Tradition jetzt noch das Fenster gezeigt, aus welchem diese Expedition vor sich gegangen. In der Nähe des christlichen Gottesackers, unweit des Thores, wird noch jetzt die Stätte bezeichnet, wo Saulus plötzlich ein Licht vom Himmel umleuchtete und er auf die Erde fiel. In der innern Stadt, unweit der alten römischen Porta orientalis, sieht man das Haus des Ananias mit der Felsenhöhle.

Sowie in Cordoba, so war auch in Damaskus der Hauptsitz der arabischen Kunst, Literatur und Gelehrsamkeit. Dieser Ruf ist jetzt längst verschwunden, aber noch immer bietet Damaskus dem antiquarisch-literarischen Forscher von

allen orientalischen Städten manche vortreffliche Gelegenheit, Bücher- und Manuscripten-Sammlungen der arabischen Literatur zu machen. Die Gelehrten halten sich zu diesem Zwecke gern hier auf. Als einer der eifrigsten Forscher und Sammler in der Neuzeit verdient der gelehrte preußische Consul Dr. Wetzstein in Damaskus genannt zu werden, welcher bedeutende Sammlungen von arabischen Schriften und Büchern gemacht hat, die sich zum Theil in Berlin und Leipzig aufgestellt finden.

Wir hatten das Vergnügen, Herrn Professor Dr. Wetzstein persönlich kennen zu lernen und in seinem Hause, welches für das schönste und besteingerichtete der Stadt gilt, mehre Abende sehr angenehm zuzubringen. Wir lernten in ihm einen Mann kennen, der in Damaskus große Achtung genießt und mit den dortigen Verhältnissen sehr vertraut ist. Er ist ein eben so aufmerksamer Wirth, als ausgezeichneter Linguist, und es möchten im ganzen Orient wenige Europäer zu finden sein, die ihm in letzterer Beziehung an die Seite gestellt werden dürften.

Die Zahl der hiesigen Franken ist gering, jedoch halten sich hier einige Persönlichkeiten auf, die wir etwas genauer bezeichnen wollen, da ihnen vielleicht bestimmt ist, für die Zukunft eine größere Rolle zu spielen. Von ungarischen Flüchtlingen sind hier vor Allen Guyon und Stein zu erwähnen. Guyon, von Geburt ein Engländer, trat um das Jahr 1830 in die österreichische Armee und zwar in ein ungarisches Regiment ein. Später nahm er seinen Abschied und lebte als fleißiger Landwirth in Ungarn bis zum Jahre 1848. Seit dieser Zeit tritt er wieder handelnd

auf dem Revolutionstheater auf. Als tapferer Honwedmajor kämpft er in der Schlacht von Schwechat, an der Tarcza und vertheidigt am 18. Dec. 1848 heldenmüthig die Stadt Tyrnau gegen den kaiserlichen General Simunich. Später ward er zum Commandanten der Festung Komorn ernannt. Nachdem Görgey die Waffen gestreckt, flüchtete Guyon nach der Türkei und wußte sich hier eine einflußreiche Stellung zu verschaffen. Er führte eine Zeit lang den Oberbefehl in Damaskus und dann in Aleppo, in welcher letzteren Stadt er den bekannten Aufruhr bändigte. Als ich in Damaskus weilte, bekleidete er die Stelle eines Generals und soll schon den Islam bei seinem Uebertritt auf türkisches Gebiet angenommen haben. Guyon ist ein Mann von großem persönlichen Muth, soll aber keine bedeutende militärische Ausbildung besitzen. Gegenwärtig ist er türkischer Pascha mit dem Namen Churschid und führt den Oberbefehl in Kleinasien.

Stein, von Geburt ein Schwabe, betheiligte sich in Ungarn ebenfalls an der Revolution, flüchtete dann nach der Türkei und wurde Muselmann. In Damaskus bekleidete er die Stelle eines Generals, leitete die militärischen Angelegenheiten und hielt Unterrichtsstunden mit den höheren Offizieren. Er besitzt tüchtige wissenschaftliche Kenntnisse, großes Organisationstalent und eine energische Willenskraft, wie er während der Unruhen in Aleppo bewiesen hat. Bei den türkischen Soldaten steht er in großer Achtung, die noch durch den unter ihnen verbreiteten Glauben gehoben wird, daß er im dichtesten Kugelregen unverletzbar bleibe. Während meiner Anwesenheit in Damaskus war

er mit der architektonischen Leitung der Arbeiten für die Ausbesserung der großen Moschee betraut worden und hatte in dieser Beziehung ausgezeichnete Risse und Pläne entworfen. General Stein steht in dem kräftigsten Mannesalter und heißt jetzt Ferhad Pascha. Gegenwärtig ist er in Kleinasien auf dem Kriegsschauplatze beschäftigt.

Ich lernte ferner einen preußischen Offizier H. kennen, der hier 24 Feldgeschütze commandirt und die türkische Artillerie nach preußischem Fuße eingerichtet hat, wie es in anderen Theilen der Türkei auch der Fall gewesen. Sein Contract lautete auf 5 Jahr, wovon er jetzt die Hälfte abgehalten. Nach Ablauf dieses Vertrages hegt Herr H. die Absicht, mit seiner Frau nach Europa zurückzukehren. Besagte Feldgeschütze sind zur Besetzung der Gebirgspässe im Libanon gegen die aufrührerischen Drusen verwendet worden. Der Krieg mit diesen war zu meiner Anwesenheit in Damaskus noch nicht beendigt und die Frage der Conscription noch eine schwebende. Am Tage meiner Abreise fand sogar zwischen Drusen und türkischen Artilleriesoldaten ein blutiger Streit statt, in dem mehre Opfer blieben. Es war jedoch im Allgemeinen eine Art Waffenstillstand eingetreten; die Drusen stellten Bedingungen, die Türken erwarteten Verstärkung, 200 Stück Jägerbüchsen und congrevische Raketen, um den Feldzug gegen jene in der Letscha wieder beginnen zu können. Mehre Stämme des Hauran sollten um die Dazwischenkunft Frankreichs nachgesucht und sich zur Zahlung einer gewissen Summe jährlich verpflichtet haben, für den Fall, daß sie von der Conscription befreit würden.

„Nachdem die drusischen Streitenden des Hauran —

bemerkt eine Correspondenz aus Damaskus vom 28. Januar 1854 — durch den Einfluß des hiesigen Consulats einer deutschen Großmacht ihre Waffen niedergelegt und sich mit der türkischen Regierung verständigt hatten, fanden sich auch die Drusen des Libanon veranlaßt, ihre zwar friedliche, aber die größten Besorgnisse einflößende Opposition gegen die Regierung aufzugeben, dergestalt, daß sich mehre ihre Häuptlinge selbst erboten, der Pforte in ihrem Kriege mit den Russen Freischaaren zuzuführen. In dessen Folge hatte der Druse Chattar Bey von Constantinopel Befehl erhalten, mit 400 Reitern und 200 Fußgängern aufzubrechen. Schon wenige Tage nach dem erhaltenen Befehl verließ derselbe mit 400 Reitern den Libanon und stieg mit ihnen in die Kornkammer von Syrien, die Bekaa, das herrliche Thal des Litany hinab. Seit Jahrhunderten ist die Bekaa von den Drusen als tributäres Gebiet betrachtet worden, das selbst in den friedlichsten Jahren fast seine halbe Ernte an dieselben abtreten mußte. Die Reiter erlaubten sich daher Erpressungen und Plünderungen und nur durch Vermittelung konnte einem Zusammenstoß mit den maronitischen Christen von der Ortschaft Sahle vorgebeugt werden. Der Vorfall scheint übrigens nicht, wie man befürchtete, zu einer Erneuerung der blutigen Fehden zwischen den beiden Völkerschaften der Drusen und Maroniten Anlaß zu geben."

In dem letzten Kriege zwischen Drusen und Türken sollen die Verluste der Letzteren übrigens nicht so beträchtlich gewesen sein, als man fälschlich geglaubt hat. Auf Seite der Türken sollen nicht mehr als 200 Mann geblieben sein.

Die Drusen, 30,000 Köpfe stark, besitzen übrigens einen tapferen energischen Charakter und können zusammen an 6000 waffenfähige Männer in das Feld stellen. Sie bewohnen die Districte Hauran und Letschan. Ersterer ist mehr eben, letzterer gebirgig, felsig und somit einer Armee fast unzugänglich.

In dem Wady el Teim im Antilibanon bildete sich die erste Drusengemeinde und von hier verbreitete sich ihr Religionssystem, welches weder christlich noch mohamedanisch ist. Sie, die Ansari und Mutuali des Libanon, bilden eine halbgötzendienerische und muselmännische Bevölkerung, welche der türkischen Regierung Tribut zahlen, jedoch bisher keine Soldaten stellen wollte. Als jedoch die letztere darauf bestand, griffen die Gebirgsbewohner zu den Waffen und es entstanden langjährige Kriege. Das Siegesglück schwankte hin und her bis auf die neueste Zeit, wo der türkisch-russische Krieg die Drusen veranlaßte, der Regierung Unterstützung anzubieten und Soldaten zu stellen.

Die Abkunft der Drusen ist eine dunkle. Nach Einigen sollen sie, wie schon früher angedeutet wurde, von jenen das goldene Kalb anbetenden Israeliten, nach Anderen von französischen unter Gottfried von Bouillon nach Palästina gezogenen Kreuzfahrern abstammen. Der fatimitische Chalif Egyptens El Hakim, der zu Anfange des 11. Jahrhunderts (1020) als Reformator des Islams und als Stifter einer neuen Secte auftrat, proclamirte sich als eine Emanation der Gottheit und somit als Gott der Drusen. Der Perser Hamsi verlieh dem neuen Glauben dogmatische Form und Gehalt, verfaßte die heiligen Schriften und sammelte An-

hänger. Der Türke Ed Derazi (von dem das Wort „Drusen“ herkommt) wirkte als Missionär im Libanon und trat hier als der eigentliche Religionslehrer der Sekte auf.

Die Drusenreligion ist ein Gemisch aus allen möglichen Religionen, ein Apparat von feinstem Spiritualismus und gröbstem Materialismus. Sie erkennt einen geistigen, ohne alle Eigenschaften existirenden Gott an, der weder mit den Sinnen zu begreifen, noch durch Worte zu beschreiben ist. Zu dessen wahrer Erkenntniß gehören die sämmtlichen Vermittler, von denen die höchsten, die Weisheit, die Gerechtigkeit, der Wille, das Wort u. s. w. als geistige unsterbliche Wesen gelten. Von Adam bis auf Hakim, in dem sich die Gottheit zum letzten Mal geoffenbart hat, gibt es sieben große Propheten, jeder mit einem Gefährten. Jesus, der Sohn Joseph's, gilt als falscher Messias. Sie glauben an eine Seelenwanderung, bei der die menschliche Seele nicht in Thierleiber übergeht, sondern aus einem Menschenleibe in den andern wandert. In der Wiederkehr Hakim's, im Jahre 411 der Hedschra, sehen sie ihren Himmel und ihre Seligkeit.

Der Koran hat Gültigkeit für die große Masse des Volkes; für die Geweihten (Akals), die eine Art Priesterbund bilden, gibt es aber noch bestimmt hergebrachte Fragen, Geheimnisse und Religionsbücher. Letztere werden sehr geheim gehalten, sind aber in Folge der zwischen Drusen und Türken, sowie mit den Maroniten geführten Kriege zum großen Theil bekannt geworden. Die „Akals“ versammeln sich jeden Donnerstag Abend in ihren „Halowis.“ Die sieben großen Gebote der Drusen sind: Wahrhaftigkeit

(beschränkt auf die Genossenschaft), gegenseitiger Beistand, Verleugnung jeder anderen Religion (schließt die Geheimhaltung der eignen Religion in sich), völlige Gemeinschaftslosigkeit mit Dämonen und allen Irrgeistern, Glaube an die einige Einheit Gottes oder Hakim's, Zufriedenheit mit allen seinen Werken und stete Ergebung in seinen Willen.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit den Drusen hat die in Nordsyrien, vorzüglich bei Antiochia und Ladakia wohnende zahlreiche Sekte der Ansyrihs, deren Religion auch ein buntes Aggregat aus dem Christenthum, dem Judenthum, dem Heidenthum und dem Mohamedanismus ist.

Die Drusen sind ein kräftiges Gebirgsvolk, reich an kriegerischen Tugenden. Das Gastrecht ist ihnen heilig, Fleiß und Thätigkeit bei ihnen hochgeehrt. Sie stehen aber in dem Rufe der Heuchelei und der Ausschweifung; auch üben sie die Blutrache und sind unversöhnliche Feinde der Maroniten. Im Uebrigen besitzen sie Verstand und Fassungsgabe und sind im Ganzen für den christlichen Unterricht der auf dem Libanon bestehenden Mission der nordamerikanischen Presbyterialkirche nicht unempfänglich.

Diese Mission wurde im Jahre 1823 gegründet und hat bis jetzt mit großen Schwierigkeiten, Hindernissen und Plackereien zu kämpfen gehabt. Bannflüche der Propaganda in Rom, Verfolgungen, Pest, Kriege u. s. w. sind aber nicht im Stande gewesen, den Feuereifer der Missionäre zu löschen, und wenn auch die bis jetzt errungenen Resultate keine glänzenden genannt werden können, so scheint doch die Mission jetzt einer besseren Zukunft entgegen zu gehen und das Evangelium sich immer weiter zu verbreiten. Sie

hat im Ganzen neun Schulen, jede mit 20 Schülern im Durchschnitt. Beirut, Abeih (6 Stunden von Beirut) und Aleppo sind die Hauptstationen.

Von Damaskus brachen wir nach Baalbeck auf. Der preußische Consul hatte die Güte, seinen Kawaß zu schicken, um unser Gepäck bis an das Weichbild der Stadt zu begleiten, wodurch wir der Plackereien mit den Zollbeamten überhoben wurden. Es war ein sehr heißer Tag, als wir die kahle Gebirgswand des Antilibanon hinaufritten und noch zum letzten Male einen reizenden Blick auf Damaskus genossen. Zu unseren Füßen in der grünenden Ebene Gutah lag die goldene Stadt mit ihrem Häusermeere, aus dem schlanke Minarets gleich elfenbeinweißen Thürmen, und die Kuppeldächer der Moscheen mit dem funkelnden Halbmond zum blauen Himmel emporragten. Ein lieblicher Kranz von Gärten und Feldern und herrlichen Bäumen umschlingt das Ganze und die Silberstreifen der Gewässer blitzen hier und da aus dem üppigen Grün hervor. Die Ebene von Damaskus ist gegen drei Seiten von Gebirgen begrenzt; gegen Morgen streift aber das Auge in die endlose Wüste hinaus.

Auf rauhen Gebirgspfaden zogen wir weiter und stiegen später in das mit Obstbäumen und Silberpappeln bewachsene Flußthal des Barrada, des alten Parphar, hinab. Das Thal selbst ist frisch und grün, die Umgebung aber kahl und traurig. Nachdem wir den ganzen Tag anhaltend geritten, schlugen wir Abends unsere Zelte unweit des Dorfes Zebedani in der Nähe eines Baches auf. Uns gegenüber liegen am Abhange des Berges zwei ärmlich aussehende Dörfer und im Hintergrunde erblicken wir die

Schneemassen des Jebel esh Scheikh. Unsere Pferde und Esel fressen heißhungrig das grüne Gras und lagern sich dann ermüdet um unsere Zelte, in denen wir eine feuchte Nacht zubringen.

Am anderen Morgen war der Himmel bedeckt und die Luft wehte kühl. Wir sitzen jedoch wohlgemuth auf und freuen uns auf die Tour über den Libanon, weil wir uns einbilden, daß sie die schönste und belohnendste unserer ganzen orientalischen Reise sein wird. Das Terrain, was wir passiren, ist öde und traurig. Gegen Mittag erblicken wir vor uns den schneebedeckten Libanon. Auf den Gebirgswegen hat sich einer unserer Gefährten von uns verloren. Nach langem Suchen fanden wir ihn wieder. Es geht immer bergauf und bergab; der Wechsel der Temperatur gegen den gestrigen heißen Tag ist sehr bedeutend. Nachmittag verloren wir unsere Gepäckcarawane. Da jedoch unser heutiges Nachtquartier Baalbeck sein sollte und wir hoffen durften, sie dort anzutreffen, so ritten wir unbesorgt im Angesicht der vor uns liegenden riesigen schneebedeckten Gebirgskette des Libanon auf sehr schlechten steinigen Wegen in die Ebene von Bukaa (Cölesyrien) hinab und galopirten nach Baalbeck zu. Auf dem Wege trafen wir berittene Soldaten, welche dem neuen Gouverneur nach Damaskus voraneilten. Es waren gute, gewandte Reiter, die uns mit Leichtigkeit überholten. Abends 5 Uhr kamen wir endlich in Baalbeck an und hatten das Glück, die herrlichen Ruinen noch in der schönsten Beleuchtung zu sehen. Wir hatten heute eine sehr starke Tour gemacht.

Baalbeck, das alte Heliopolis, mit seinen berühmten

Ruinen des Sonnentempels ist gegenwärtig nur ein Trümmerhaufen in der reizendsten Unordnung. Das Chaos der bunt untereinander geworfenen Säulen, Steinblöcke und Mauerstücken ruft eine eigenthümliche Wirkung hervor und führt zu einem Zeitalter zurück, zu dessen völliger Erschließung bis jetzt der rechte Schlüssel noch nicht gefunden ist. Die Ruinen sind schön, geben aber keine klare Vorstellung von dem, was sie ehemals gewesen. Sie erinnern einigermaßen an die Tempel der Ptolemäer in Egypten, denen die griechische Architektur bekannt war, kommen aber an Großartigkeit den egyptischen bei Weitem nicht gleich. Die ganze Anlage scheint nicht vollendet worden zu sein. Mit Gewißheit läßt sich nur etwa soviel annehmen, daß hier zwei Tempel standen, wovon der eine, ein Tempel der Sonne, mit seinen Wänden noch steht, während von dem anderen nichts weiter übrig geblieben ist, als eine Plattform mit Fragmenten und sechs großen Säulen. Jener deutet auf korinthischen Baustyl und ist im Innern mit Verzierungen überladen. Das Ganze macht einen schwerfälligen Eindruck, wiewohl Einzelnes, z. B. die Garnituren der Nischen und das Portal mit dem Bilde des Adlers sehr hübsch gearbeitet sind. Außerhalb sieht man noch die Ueberreste gewaltiger Colonnaden. Unweit davon stehen die berühmten sechs großen Säulen, die zu einem zweiten Tempel oder Pantheon gehörten. Sie haben eine Höhe von 70 Fuß, sind am Fries und Karnies graciös ausgeführt und erfreuen durch die Proportion ihrer Verhältnisse. Jede besteht aus drei Stücken und ruht auf einem besonderen Piedestal. Außerdem erblickt man gewaltige umherliegende Steinquadern,

zerbrochene Säulen, Mauerreste u. s. w. Ein zerbrochener Säulenschaft zeigte 8 Fuß im Durchmesser, ein Steinblock eine Länge von 60 Fuß. Auch Ueberreste von wahrscheinlich aus späterer Zeit stammenden Thürmen und unterirdischen Gewölben bieten sich dem Auge dar. In der Nähe befindet sich ein kleines, mit Säulen umgebenes Tempelchen, welches hübsche Bildhauereien aufweist; auch sieht man in dem ärmlichen Dorfe eine verfallene Moschee mit schönen Granit- und Porphyrsäulen, auf denen die Türken ihre häßlichen Steinbogen angebracht.

Die Geschichte der Erbauung Baalbecks ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Die Ruinen scheinen offenbar einer älteren einheimischen Bauart anzugehören, als daß sie ganz für ein Werk der römischen Baukunst aus der Zeit Antonius des Frommen gelten könnten. Nach der Tradition ward Baalbeck vom König Salomo zur Lust seiner sidonischen Frauen gebaut, und vielleicht hat hier das Bälath der heiligen Schrift (1. Kön. 9, 18) gestanden, welches mit Thamar in der Wüste im Lande erwähnt wird. Die eigentlichen Gründer sind unbekannt, ebenso wie von Palmyra, was in demselben Styl, aber großartiger gebaut sein soll. Die Römer errichteten erst später die korinthischen Tempel und die Saracenen folgten mit ihren phantastischen, aber öfter entstellenden Bauten. Zur Zeit der Letzteren scheint Baalbeck von Bedeutung gewesen zu sein.

Am anderen Morgen zeigte das Thermometer um 7 Uhr 5° R. Ein Ritt von drei Stunden über die große, zwischen dem Antilibanon und Libanon liegende Ebene, El Bekaa oder Cölesyrien genannt, bringt uns gegen Mittag nach

einem am Fuße des Libanon gelegenen kleinen Dorfe, welches unsere Araber Deir el Ahmar nennen. Der Boden des Thales wird von dem Orontesflusse und kleinen Gebirgsflüßchen bewässert. Man sieht ausgedehnte Getreidefelder, große Weiden und Viehheerden, und an seinem Rande nach den Gebirgen zu mehre Ortschaften. Die Gebirge steigen auf beiden Seiten steil empor, die Gebirgswand des Libanon aber höher als die des Antilibanon. Letzterer ist kahl, ersterer aber mehr bewachsen und auf seinen höchsten Spitzen mit Schnee bedeckt.

Von dem Dorfe nehmen wir einen Führer mit. Wir übersteigen zwei waldbewachsene Hügelketten, bevor wir in das eigentliche Hauptthal des Libanon gelangen. Der Frühling lacht im heitersten Gewande; die Büsche grünen, die Blumen blühen und der Finke schlägt sein munteres Liedchen auf den knorrigen Aesten der kleinen Eichen. Die Wege allerdings sind schlecht, allein der Himmel blau und die Luft rein, wenn auch kühl. Unterwegs hatten wir leider einen Todesfall zu beklagen. Einer unserer armen geplagten Esel, den sein Herr unaufhörlich geprügelt und mit einem spitzen Stachel gestochen hatte, erlag heute der Grausamkeit seines Gebieters, indem er nach einer abermaligen Mißhandlung alle Vier von sich streckte, um nie wieder aufzustehen. Nachmittag $3^1/_2$ Uhr kamen wir an der am Fuße des Jebel Makmel fließenden Quelle Ainat an, woselbst wir unsere Zelte schlugen. Dieselben schützten uns gegen die Kälte der Nacht nur wenig; zudem wehte der Wind so stark, daß sie umzustürzen drohten. Am andern Morgen früh 5 Uhr, zu welcher Zeit das Thermometer 0° R. zeigte

und der Himmel bewölkt war, ritten wir aus. Eigentlich wollten wir mit der ganzen Carawane über die Cedern nach Tripolis zu gehen. Dies war jedoch deshalb nicht möglich, weil die Passage noch durch große Schneefelder gehemmt wurde. Wir ließen daher sämmtliche Bagage zurück und machten uns allein auf den Weg. Zuerst besuchten wir die große schöne Gebirgsquelle, kletterten dann langsam im Zickzack die steile Gebirgswand hinan und kamen bald an die ersten Schneefelder. Um 7 Uhr hatten wir den höchsten Gipfel des Jebel Makmel erreicht. Der Sturm tobte gewaltig und dichter Nebel umhüllte uns. Die Kälte war sehr empfindlich und wir glaubten Füße und Hände erfrieren zu müssen. Die Pferde stürzten tief in den Schnee und scheuten sich, vorwärts zu gehen. Wir mußten öfter absteigen und hatten Mühe, die Schneeflächen zu passiren. Endlich stiegen wir wieder einen steinigen Pfad des Gebirges hinunter, der Nebel theilte sich, und tief unter uns zur Rechten erblickten wir einen grünen Fleck, der beim Näherkommen die Gestalt eines kleinen Gartens und später die eines kleinen Tannen-Wäldchens annahm. Es waren die hochberühmten Cedern des Libanon, der ehrwürdige Rest jener Wälder, aus denen Hiram, der König zu Tyrus, auf den Wunsch Salomo's Cedern und Tannenholz zur Erbauung des Tempels in Jerusalem fällen, sie an's Meer hinabbringen und in Flöße legen ließ (1. Kön. 5, 9).

Wem kehrte, hört er nur den Namen „Libanon" nennen, nicht sofort jene poetische Schilderung ins Gedächtniß zurück, die mit kurzen trefflichen Worten der Phantasie eines der entzückendsten Bilder entrollt: „Auf seinem Haupte

trägt er (der Libanon) den Winter, den Frühling auf seinen Schultern, in seinem Schooße den Herbst, zu seinen Füßen aber am Mittelmeer schlummert der Sommer.

Auch die Cedern des Libanon sind so weltberühmt, daß der Reisende sich wohl zur Erwartung von etwas Außerordentlichem berechtigt halten kann, zumal er ihretwegen eine etwas beschwerliche, mehre Tage in Anspruch nehmende Reise machen muß. Von der Höhe des Gebirges aus hat der Anblick der Cedern nichts Ueberraschendes; sie liegen in einem traurigen, von drei Seiten mit schneebedeckten Gebirgen umgebenen Thale, welches nur nach der Westseite zu einen Abzug hat. Unterhalb der Cedern sieht man jedoch grüne Felder und hat auch einen weiteren Fernblick.

Der Cedernhain selbst, dieses älteste fortgrünende Denkmal aus Salomo's Zeit, ist klein. Ich brauchte 15 Minuten, um ihn zu umgehen, und ließ dabei nicht mehr als etwa 20 Bäume außerhalb meines Kreises liegen. Dagegen ist er aber eine Oase in der Wüste, mit herrlichen Bäumen bestanden, „von schönen Aesten und dick von Laub und sehr hoch, daß der Gipfel hoch stand unter großen dicken Zweigen.“ (Hesek. 31, 1.) Die jungen Cedern sind schöner und schlanker wie die alten, von denen sich zwölf sehr große und starke vorfinden und von welchen man mit dem Psalmisten 92, 13 noch immer sagen kann, daß, wenn sie gleich alt werden, sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein werden. Vor dem ältesten vom Blitz zerschmetterten Baume steht eine kleine steinerne Capelle, zu deren Unterhaltung wir von einem herbeigeeilten Araber um eine Gabe angesprochen wurden. Es ruht sich köstlich unter diesen ehrwürdigen Bäumen,

„die voll Saft stehen, auf deren Zweigen Vögel des Himmels nisten", Finken schlagen und unter deren Schatten schöne Blümchen wachsen. Von einem Walde kann keine Rede sein; denn der ganze Hain umfaßt nur an 400 Bäume, „daß ein Knabe sie mag anschreiben." (Jes. 10, 19.) Der stärkste Stamm hat 40 Fuß im Umfange; einzelne sind 80 bis 90 Fuß hoch. Der junge Nachwuchs in diesem Hain wird kaum hoch empor gedeihen, denn die hier und in der Nähe weidenden Ziegen lassen ihn nicht aufkommen, dann wird aber auch noch viel Holz weggestohlen. An den Bäumen und Wurzeln findet man viele Namen von Reisenden eingeschnitten, unter anderen auch den von Lamartine, obgleich er selbst nicht die Cedern besuchte. Wir nahmen uns auch einige Erinnerungen mit und freuten uns insbesondere über die schönen Cedernäpfel, die wir gefunden und die den Tannenzapfen gleichen. In einigen nördlicheren Gegenden des Libanon sollen übrigens auch noch Cedern vorkommen. P. Tschichatscheff erzählt in seiner Reise in Kleinasien, daß er, als er den Zamanta-See bis Farasch (am Nordostende des Abadagh) hinaufgegangen und die Berge überstiegen hätte, welche den Zamanta-See von Seihun trennen, mehre Tage lang durch die schönsten Cedernwälder gekommen, die man sehen konnte.

Der Rückweg war beschwerlicher, weil die Sonne den Schnee erweicht hatte und die Pferde noch tiefer einsanken. Die Passage des 7—8000 Fuß hohen Jebel Makmel ist bei vorgerückter Jahreszeit und gutem Wetter nicht gefährlich. Wir waren aber die ersten Reisenden, welche die Cedern in diesem Jahre besucht und deshalb bei der frühen Jahreszeit auch

mit mehr Schwierigkeiten: Schnee, Wasser, Wind, Kälte u. s. w. zu kämpfen gehabt haben, als spätere Reisende. Im Uebrigen waren wir auch durch unsere längere Reise in Syrien der schlechten Wege so gewohnt, daß wir es leicht begreifen, wenn Reisende, die in Beirut landen, die Wege in Libanon für unbeschreiblich schlecht und sehr gefährlich erklären. Das Reiten im Libanongebirge ist allerdings mit Schwierigkeiten verknüpft; die syrischen Pferde aber finden sich meist vortrefflich in diesen chaotischen Steinwegen zurecht und schreiten sicher vorwärts, sobald nur der Reiter auch Vorsicht und kaltes Blut besitzt.

Bei unserer Ankunft auf dem scharfen Gebirgskamme des Makmel hatten wir eine hellere, umfassendere Aussicht, als am Morgen. Auf der einen Seite sieht man die Ebene Bekaa, den Antilibanon und das Schneehaupt des Hermon, auf der anderen die Cedern und die Gebirgszüge nach Tripolis; im Süden ragt der schneebedeckte Jebel Sunnin empor. Das Bild ist großartig und vorzüglich wegen des reichen Hintergrundes überraschend; Bäume und Wasser aber tragen wenig zur Belebung des ganzen Landschaftsbildes bei.

Wir verbrachten eine zweite, sehr kalte Nacht in unseren Zelten. Am Morgen war das Waschwasser mit einer Eisdecke versehen und wir setzten uns frierend und fröstelnd auf die Pferde. Der schnelle Witterungswechsel und der gestrige Ritt nach den Cedern waren wohl die Ursachen, daß wir von Kopfweh, Kolik und Fieber heimgesucht wurden. Es ist dieser schnelle Wechsel des Klimas im ganzen Orient überhaupt für den Europäer das Verderblichste, und

nur die Beobachtung der größten Vorsichtsmaßregeln schützt ihn einigermaßen davor, namentlich muß er in der Wahl der Reisezeit vorsichtig sein. Ich hatte für meine Reise in Palästina den Frühling, die anerkannt passendste Zeit, gewählt, allein trotzdem habe ich von Jerusalem bis Nazareth und Karmel viel Regen und später im Libanongebirge Kälte gehabt. Ueberhaupt wird man nicht unrecht thun, wenn man sich von dem Frühlinge des Orients keine gar zu hohe Vorstellung macht. Die Wiedergeburt der Natur, wenigstens in der überraschenden und beglückenden Weise, wie wir sie in Europa beim Erwachen aus dem Winterschlafe genießen, fehlt hier im Allgemeinen. Die Gefühle, mit denen man z. B. in Deutschland nach zugebrachtem Winter der Frühlingszeit entgegenjauchzt, die grünenden Fluren erblickt und die knospenden und keimenden Eichen- und Buchenwälder begrüßt — diese beseligenden Genüsse sind dem Orientalen fremd. Hier herrscht in der Vegetation weit mehr Gleichmäßigkeit und Stätigkeit, als in Europa. Der Wechsel der Temperatur selbst aber ist bedeutend, und insbesondere zeigt sich dies beim Auf- und Niedergang der Sonne am deutlichsten. Die Klarheit und Weichheit der Luft in Verbindung mit dem zarten Colorit der Beleuchtung ist hier schöner als irgendwo. Der heitere Himmel und fröhliche Sonnenschein ist allerdings eine herrliche Gabe des Südens, resp. des Orients, allein es kann nicht genug wiederholt werden, daß nach den Erfahrungen von seit vielen Jahren hier wohnenden Personen das Klima zuletzt den Körper mehr abschwächt, statt ihn zu kräftigen.

Wir zogen längs des Bergrückens in dem nach Süden

laufenden langen Thale dahin und kamen $10^1/_2$ Uhr an einen kleinen See, der uns von den Arabern Muna genannt wurde. Der Boden ist hier steinig und nicht sehr empfänglich für die Cultur. Dessenungeachtet waren die Thaltiefen bebaut und die Leute überall mit Ackern und Säen beschäftigt. Hinter dem einfachen Hakenpflug ging immer ein Mann mit einem Körbchen her, aus dem er den Getreidesamen in die Furchen einstreute. Um 12 Uhr gelangten wir zu einem zweiten, wohl nur aus Schneemassen entstandenen großen Teich, in dessen Nähe sehr große Ziegenheerden weideten. Die Hirten tragen Schaffelle und große Reiterstiefeln. Die Berghöhen sind mit Bäumen und Strauchwerk bestanden, aus denen der Kuckuck hervorrief. Gegen 3 Uhr steigen wir aus dem Gebirge wieder in die Ebene von Bekaa herab und schlagen 5 Uhr in der Nähe des Dorfes Temnin unsere Zelte. Eine große Anzahl der Einwohner strömte neugierig herbei und blieb bis zum späten Abend in unserer Nähe. Ihr freundliches Benehmen ließ keine Besorgnisse in uns auftauchen.

Von hier ritten wir im Schritt am nächsten Morgen in drei Stunden nach el Muallakah und dem ganz nahe gelegenen großen Dorfe Zahleh, dessen Einwohner, maronitische Christen, als fleißig und kriegerisch bekannt sind. Die Lage ist freundlich und die Häuser von einem gewissen wohlhäbigen Aeußeren. Von hier suchten wir direct in das Gebirge vorzudringen, und stiegen auch eine Strecke aufwärts, mußten aber bald wieder in das Thal Bekaa zurückkehren. Nachdem wir hier eine Zeit lang eine südwestliche Richtung verfolgt hatten, stiegen wir $2^1/_2$ Uhr an das

eigentliche Libanongebirge wieder auf, passirten mehre Khane und kamen 4 Uhr auf einem Punkte an, wo wir die schöne Ebene Bekaa aus den Augen verloren und Aussichten in die Thäler des Libanon genossen.

Der Weg war schlecht, aber von Carawanen und Soldaten belebt. Um 5 Uhr erreichten wir einen von Albanesen besetzten Khan (Medirenit); wir schlugen deshalb dicht vor demselben unsere Zelte auf. Bei schöner Beleuchtung eröffnete sich uns hier eine überraschende Aussicht auf das Mittelmeer und Beirut.

Dies war die letzte Station vor Beirut und dessen waren wir nicht wenig froh, denn der langen Reise müde, sehnten wir uns gar sehr nach Erholung. Da wir dem Ziele nahe, so bekümmerte uns die Nachlässigkeit, mit welcher unsere Leute mit dem Gepäck verfuhren, dann auch die Grundlosigkeit der Wege weit weniger, als wir am nächsten Morgen unsern Marsch fortsetzten. Nach etwa vier Stunden nahmen wir in dem sogenannten neuen Khan, von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt, Erfrischungen ein, trafen dort auch mit einem Eingebornen aus Damaskus zusammen, der geläufig französisch spricht und jetzt in Beirut wohnt, wohin er gemeinschaftlich mit uns zurückkehrte. Die Unterhaltung mit ihm zerstreut einigermaßen den Mißmuth, welchen die Einförmigkeit der Gegend uns einflößt. Trotz unserer Mühen haben wir bis jetzt die gepriesene Schönheit und Lieblichkeit des Libanon eben noch nicht sehr reichlich genossen. Je tiefer wir steigen, desto frischer weht die Seeluft. Die Ebene, auf welcher wir uns jetzt bewegen, zeigt uns Maulbeer-, Oliven-, Feigen-, Pinien-, Johannis-

brodbäume und indischen Cactus u. s. w., dann Dörfer, Castells und Klöster, Drusen oder Maroniten gehörig. Die Straße bildet oft die Scheidungslinie beider Völkerschaften. Unser Pfad schlängelt sich zwischen Gärten und Anpflanzungen von Obst- und Maulbeerbäumen dahin, welche die malerisch gelegene Stadt mit dem lieblichsten Grün umgürten, aus dem hier und da freundliche Sommervillas hervorschauen. Endlich, nachdem wir noch an einem Pinienwalde vorübergekommen, reiten wir — es ist 4 Uhr Nachmittags — in die düsteren finstern Straßen der Stadt ein, wo uns das Hotel des Griechen Demetrius gastfreundlich aufnimmt.

Endlich in Beirut, dem langersehnten Ziele! Auf dem Kameele war ich von Egypten nach Palästina, auf dem arabischen Pferde von Jerusalem bis Beirut geritten. Von hier werde ich das Dampfschiff besteigen, um nach Stambul und dem Bosporus zu gelangen. Von Cairo bis Beirut habe ich 52 Tage gebraucht, die ich, bis auf wenige Rasttage, im Sattel und im Zelte zubrachte. Der Ritt war im Allgemeinen angreifend und ermüdend, jedoch muß ich gestehen, daß mich der lange, träge, schaukelnde Tritt des dummen und furchtsamen, aber ausdauernden Kameels weit weniger angegriffen und erschöpft hat, als der ungeduldige Schritt des syrischen Pferdes. Ich habe mit dem Kameel die rauhen, unwegsamen und steilen Gebirge von Hebron durchzogen, allein der Tritt des Wüstenthiers blieb sanft und sicher; mein Kameel ist niemals gestürzt und war überhaupt ein brauchbares, wenn auch nicht sehr folgsames Thier. Das Auf- und Absteigen ist allerdings immer mit

einigen Schwierigkeiten verbunden; hatte ich aber einmal den Höcker wohlbehalten erklommen, dann saß ich auch bequem und frei wie der Chalif Harun al Raschid auf dem mit Teppichen und Betten gepolsterten Sattel. Der Sattel auf dem Pferde ist jederzeit härter.

Vor Allem sandte ich ein herzliches Dankgebet zum gütigen Schöpfer empor, daß er mich gesund und wohlbehalten bis hierher geführt! Ich habe die grundlose Schlechtigkeit der Wege Syriens, wenn selbst mit Widerwillen, schon so oft geschildert, daß ich nicht noch einmal des Näheren darauf zurückkommen möchte. Noch auf keiner Reise hatte ich solche Gebirgsketten mit Schluchten und Abhängen, solche Ebenen mit Sümpfen und Morästen, und überhaupt ein solch steinreiches Land zu durchwandern, als in Syrien. Oft bin ich Stunden lang durch Felsengerölle und ein Meer von Steinen hingeritten, ohne die geringste Spur eines betretenen Weges gesehen zu haben. Eine detaillirte Beschreibung der Reitwege in den Gebirgen von Hebron und Libanon zu geben, dürfte ein Meisterstück sein, denn nur der, welcher selbst hier gewesen, kann sich eine richtige Vorstellung von dem Chaos von Steinen und Felsblöcken machen, welches eher noch zu passiren, als in einem Bilde so darzustellen ist, daß man einen richtigen Wegweiser dadurch erhielte. Der andern Gefahr, welcher der Reisende durch das Herumstreifen räuberischer Horden ausgesetzt ist, habe ich ebenfalls öfter gedacht. Man wird sich dabei vielleicht erinnern, daß ich selbst zwar von der nähern Bekanntschaft mit denselben verschont geblieben bin, obschon ich das Land, ohne Waffen bei mir zu führen, durchschweifte. Allein dies ist höchstens

ein Beweis für einen günstigen Ausnahmefall; die Regel, daß die Straßen wirklich sehr unsicher sind, steht fest; denn es ist Thatsache, daß während meiner Anwesenheit in Syrien auf den sogenannten Landstraßen nicht nur Anfälle gegen einzelne Reisende, sondern sogar Plünderungen bedeutender Carawanen vorgekommen sind. Einer dritten großen Gefahr bin ich endlich gleichfalls glücklich entgangen — der Krankheit auf der Reise. Wenn auch vom Fieber heimgesucht, bin ich doch nie so krank gewesen, daß mein Leben dadurch ernstlich bedroht gewesen wäre, oder daß ich meine Reise hätte ganz und gar aufgeben müssen.

Im Allgemeinen habe ich keine Mühen, Gefahren und Kosten gescheut, um in Palästina Alles zu sehen, was als sehenswerth bekannt ist; allein ich muß offen bekennen, daß die Reise in ihrer Totalität, von Specialitäten also abgesehen, doch zu wenig bietet, als daß die Kosten und Mühen hinlänglich belohnt sein sollten, welche damit verbunden waren. Für die großen Entfernungen und Strapazen, die ich gemacht und gehabt, bin ich nicht vollständig befriedigt worden; vielleicht hat dies aber auch seinen Grund darin, daß ich, nachdem ich bereits vorher einen Theil der östlichen und westlichen Hemisphäre besucht, mehr Ansprüche mache, als ein Reisender, der zum ersten Male einen weiteren Ausflug in die Welt unternimmt.

Meine Sehnsucht, die heiligen, aus der Bibel uns bekannten Orte zu besuchen, war groß; je mehr ich aber von den heiligen Legendenstätten besucht, desto stärker ward mein Verlangen, weiter zu ziehen. Der Wunsch, lange zu verweilen, oder mich wohl daselbst niederzu=

lassen, blieb mir fremd, und wenn man auch sagt, daß der Orient, einmal besucht, immer mit magnetischer Kraft zu sich zurückziehe, so befürchte ich den Einfluß dieser magnetischen Kraft auf mich nicht, so sehr ich auch die Poesie und Wichtigkeit des Landes anerkenne. Das vielgerühmte herrliche Klima des Orients ist doch keine ausschließliche Eigenthümlichkeit desselben, denn auch andere südliche Länder beglückte der Schöpfer damit. Die lebendigen und reizenden Landschaftsbilder, das milde, gleiche Klima Indiens, Spaniens u. s. w. machten einen tieferen Eindruck auf mich, gewährten mir höheren Genuß, als der war, welchen meine Excursionen in Palästina und Syrien mir darboten. Im Uebrigen werden auch nur wenige Reisende Palästina wegen Naturschönheiten bereisen; denn nur der, welcher mit der Bibel in der Hand und mit Phantasie im Herzen hierher geht, wird befriedigt sein. Die einzelnen hübschen Gegenden im Orient kommen mir vor, wie Oasen in der Wüste, die deshalb das Auge so entzücken, weil es lange Zeit eine große Leere durchlaufen hat, ohne einen Stütz- und Ruhepunkt gefunden zu haben.

Beirut ist am Fuße des Libanon und am Meere aufgebaut. Dies ist bezeichnend für eine schöne Lage. Auf der einen Seite der Hafen mit den Schiffen und dem blauen Meeresspiegel, auf der andern das Gebirge mit seinen kühnen Formationen, seiner reizenden Farbenpracht und dichterischen Erinnerungen. Rings um die Stadt schlingt sich ein grüner Gürtel von Gärten und Hainen. Die Stadt selbst bietet wenig Sehenswürdiges. Die Straßen sind eng, finster und schlecht gepflastert, die Häuser zum Theil massiv,

freundlich und stattlich. Dies gilt besonders von den europäischen Consulatgebäuden, die hier in großer Anzahl vorhanden sind, weil Beirut mit Europa in Handelsverbindung steht und ein orientalischer Stapel- und Hafenplatz ist. Die Bazars sind ansehnlich und insbesondere mit seidenen Waaren gefüllt, da die Seidenzucht eine der hauptsächlichsten Beschäftigungen der Bevölkerung bildet; auch werden von Damaskus und Aleppo golddurchwirkte Waaren: Shawls, Kufines (Kopftücher), Schuhe u. s. w. importirt. Die Zahl der Einwohner wird auf 15,000 angegeben und besteht aus Türken, Arabern, Syrern, Drusen, Maroniten und Griechen. Auch halten sich hier viele Missionäre auf, namentlich hat die nordamerikanische Mission hier ihre Hauptstation. Die in Beirut im Jahre 1847 aus Eingebornen förmlich organisirte protestantische Gemeinde zählt 15 bis 20 Mitglieder. Auch ist in Beirut eine Buchdruckerei thätig, arabische Bücher und Bibelübersetzungen zu verbreiten. In Abeih besteht ein theologisches Seminar, in dem 19 Eingeborene zu Katecheten, Lehrern und Predigern gebildet werden. Zu Hasbeiya hat sich im Jahre 1851 eine selbstständige protestantische Gemeinde gebildet, der ein eingeborner, in der Mission in Beirut gebildeter Prediger vorsteht. Die Gemeinde besitzt eine Schule, ein kleines Kirchlein und einen eigenen Gottesacker. Eines ihrer achtbarsten evangelischen Gemeindemitglieder hat Sitz und Stimme in dem früher nur aus Muselmännern und Griechen bestehenden Stadtrathe.

Zur Zeit der Phönizier galt das alte Berytus für die schönste Stadt des Landes; unter Augustus wurde sie eine

römische Colonie und späterhin ein berühmter Sitz römisch-griechischer Rechtsgelehrsamkeit. Der Drusenemir Fahr ed Din legte im 17. Jahrhunderte jenen in der Nähe der Stadt befindlichen Fichtenhain an, zu dem noch jetzt die Bewohner häufig lustwandeln. Im Jahre 1840 wurde Beirut als der Herd des Maronitenaufstandes gegen die Pforte von der englisch-österreichischen Flotte bombardirt. Von den Sagen ist die erwähnenswerth, daß in der Nähe von Beirut es war, wo der heilige Georg den Drachen erlegt haben soll.

Eine Aenderung in dem Fahrplane der Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyd nöthigte uns, mehre Wochen in Beirut zu verweilen. Natürlich, daß dieser Aufenthalt von uns zu verschiedenen Ausflügen in die Umgebung benutzt ward. Einer davon, welchen wir in der angenehmen Gesellschaft des preußischen Consuls Weber, der sich überhaupt unserer sehr freundlich annahm, nach den Höhlen im Libanon am Nahr el Kelb machten, dürfte der Erwähnung nicht ganz unwerth sein.

Wir passirten zuerst den Fluß Beirut, über welchen eine alte steinerne Brücke führt, und gelangten, nachdem wir zwischen mit Maulbeerbäumen bepflanzten Gärten hingeritten, an das Meeresufer. Von hier kamen wir, die Straße nach Tripolis verfolgend, in zwei Stunden nach dem Nahr el Kelb (Hundsfluß), dem Lycus der Alten. Bevor wir ihn erreichten, stiegen wir einen felsigen Vorsprung hinan, in dem die Straße eingehauen ist und eine Art Gallerie bildet. An den ebenen Felsenwänden sind tafelartige Bas-

reliefsbilder und Inschriften eingehauen. Die Bildhauerei, obgleich sehr einfach und ruinirt, ist doch sehr beachtenswerth, weil hier auf einer Wandfläche neben einander egyptische und asiatische Kunst vorkommen. Schon Champollion-Figeac erzählt, daß ein englischer Reisender der Erste gewesen, der hier eine Inschrift entdeckt habe, die in egyptischen Hieroglyphen und in Keilschrift ausgeführt sei und den Namenszug des Königs Sesostris enthalte. Nach Oppert und de Saulcy finden sich zwar an dem Ausflusse des Nahr el Kelb keine egyptischen Sculpturen, Bertou und Lepsius aber bestätigen die Existenz derselben und Letzterer sagt, daß die drei egyptischen Tafeln sich leicht auch für ein ungeübtes Auge von den sechs assyrischen durch die gleichmäßig wiederkehrende Verzierung des Architravs mit dem geflügelten Diskus und die bekannte egyptische Krönung mit den Palmblättern in der Hohlkehle unterschieden, während die asiatischen, zum Theil wenigstens assyrischen Tafeln entweder nur einen einfachen geradlinigen oder einen halbkreisförmigen Abschluß nach oben hätten. Derselbe Gelehrte behauptet, daß auf allen drei Tafeln der Name des Königs Ramses eingegraben und der König dargestellt sei, wie er Kriegsgefangene der Gottheit darbringe oder in Gegenwart der letzteren nach dem Haupte der Besiegten Streiche führe. Auf dem einen sei der Gott Ptha, auf dem zweiten der Gott mit dem Sperberkopf, und auf dem dritten der Gott Ammon-Ra abgebildet, und alle die drei egyptischen, den genannten Göttern geweihten Darstellungen bezögen sich auf verschiedene Kriegszüge. Dr. Wilson wurde durch diese Darstellungen an Hesekiel 23, 14—15 erinnert, und Major Raw-

linson bezieht die Nachricht des Polyhistor, daß Sanherib zur Erinnerung seines Siegs über die Griechen an der Küste von Cilicien eine Statue von sich gesetzt hätte, auf diese Sculpturen, und will in dem hier dargestellten Könige den Sohn des Erbauers von Chorsabad, Bel-Adonim-scha erkennen, welcher König, nach Layard, auch auf den Gebäuden von Mossul u. s. w. abgebildet sein soll. Diese Annahme assyrischer Herrschaft über diesen Theil Syriens erhält dadurch eine Bestätigung, daß der irische Missionär J. L. Porter in der Nähe von Damaskus eine weiße Sandsteinplatte mit ziemlich roher Sculptur, aber in Form und Arbeit den aus Nimrud gebrachten Sculpturen ähnlich, entdeckte, die ebenfalls der bekannten Statue am Nahr el Kelb gleicht.

Nach kurzem Aufenthalte in dem jenseits des Hundsflusses nahe an seiner Mündung liegenden Kaffeehause ritten wir unter Begleitung eines Führers 10½ Uhr längs dem rechten Flußufer an einem Aquaduct und einer hochgewölbten Brücke vorüber und stiegen dann in das Gebirge hinauf. Die Gegend ist hier romantisch; an dem rauschenden Flusse stehen schöne Bäume, und an den Gebirgswänden befinden sich Felsentunnel, Schluchten und sprudelnde Quellen. Die Bergwand erhebt sich hier steil und der Weg ist beschwerlich. Wir kamen endlich nach dem Dorfe Musbah und genossen eine hübsche Aussicht auf die maronitischen Dörfer und Klöster und den Seebusen, in dem 1840 die englische Flotte vor Anker lag. Es mochte etwa 12 Uhr sein, als wir von dem Dorfe, welches man uns Jaita nannte, auf einer steilen Bergwand in das Flußthal hin-

unterstiegen. Nach einer halben Stunde sahen wir die Höhlen vor uns.

Es gibt deren drei, von denen zwei wegen ihrer Formation, Größe und Wasserbehälter merkwürdig sind. Zu der einen führt ein bequemer Eingang, der etwa 60 Schritte in gerader Richtung fortläuft, sich dann links wendet und in einer Neigung von 30 Schritten bis zu einem bedeutenden Wasserspiegel sich hinzieht, welcher durch die sich hier vorfindenden Stalaktiten und wegen des Reflexes der Sonnenstrahlen eine überraschende Wirkung hervorbringt. Die Breite der eigentlichen Höhle ist 12—15 Fuß. Der Eingang zu der anderen dicht dabei befindlichen Grotte ist eng und dunkel, sie selbst aber größer als die vorige, und in ihrem hinteren Ende von einem reißenden Wasser durchströmt, welches wahrscheinlich von hier nach der erstbeschriebenen Höhle und von da in den Hundsfluß sich ergießt. Es dürften diese Grotten zu den bedeutendsten in ganz Syrien zu zählen sein. Uebrigens ist es rathsam, sich zum Besuch derselben mit Lichtern oder Fackeln zu versehen.

Nachdem wir hier einige Stunden verweilt, stiegen wir wieder langsam bergan, aber auf einem anderen, als dem Wege, welchen wir gekommen, um früher nach der Mündung des Flusses und später nach Beirut zu gelangen. Der District Kesravan, in welchem die Höhlen liegen, zeigt den gerühmten Terrassenbau der Gebirgsbewohner, um den wenig culturfähigen Boden soviel als möglich nutzbar zu machen. Ueberall erblickt man sorgfältigen Anbau und zweckmäßige Bewässerung, überall Dörfer und Klöster. Man

erbaut hier viele Arten von Getreide und guten Wein. Zahlreiche Viehheerden weiden in den Thälern, die mit Maulbeerbäumen, Oliven-, Citronen- und Johannisbrodbäumen bestanden sind. Aber auch die Höhen der Berge sind mit grünen Pinien und Fichtenwäldern meilenweit bedeckt.

Diese Gegend des Libanon ist ausschließlich von Maroniten bewohnt, deren kleine, aus weißem Kalkstein bestehenden Häuser, von den vielen emporsteigenden Terrassen verdeckt, oft wie Kartenhäuschen an den Felsenwänden zu kleben scheinen. In jedem Dorfe sieht man eine Capelle, und von jeder tönt die Glocke traulich in das stille Thal. Die Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster soll über hundert betragen; viele von ihnen sind stattliche Gebäude, die sich meist einer herrlichen Lage erfreuen.

Die Maroniten gelten für fleißige, tapfere, ehrbare und stille Leute. Sie lieben Gastfreundschaft und sind ihrem ceremoniellen Gottesdienste sehr zugethan. Seit dem siebenten Jahrhundert, wo sie sich von der allgemeinen Kirche als Monotheleten, d. h. Bekenner Eines Willens, trennten und von Rom feierlich verdammt wurden, sind sie in dem Besitze des Libanon und suchten ihre Unabhängigkeit gegen den oströmischen Kaiser und gegen den Halbmond zu behaupten, indem sie Johannes Maro, einen Abt aus dem Kloster des heiligen Maro, zu ihrem „Patriarchen von Antiochien“, welcher Titel auch bis heutigen Tages beibehalten worden ist, erwählten und sich immer tiefer in die Gebirge zurückzogen. Zur Zeit der Kreuzzüge (1180) aber schworen

sie ihre monotheletische Ketzerei ab und vereinigten ihre Schaaren mit denen der Kreuzfahrer. Rom knüpfte jetzt wieder Verbindungen mit den Maroniten an und veranlaßte die Gründung von Jesuiten-Missionen unter ihnen. Im 16. Jahrhundert wurden sie der Pforte zinsbar und erkannten auch ausdrücklich die Oberhoheit des Papstes an. Beide Abhängigkeitsverhältnisse haben sich auf die Gegenwart erhalten; die Maroniten zahlen Tribut an die türkische Regierung, und der Papst bestätigt ihren Patriarchen, der aber von ihnen selbst gewählt wird und im Kloster zu Kanobin hinter Tripolis seinen Sitz hat. Die Priester verheirathen sich und lesen die Messe in syrischer Sprache, in welcher auch die Religionsschriften abgefaßt sind. Schulwesen und Erziehung sind im Allgemeinen gut zu nennen; die Maroniten können fast alle lesen und schreiben. Für den Bekehrungseifer der protestantischen Missionäre scheinen sie wenig Sinn zu haben.

Ein Ausflug in das Gebiet Kesravan und nach den Höhlen des Libanon ist sehr zu empfehlen. Im Ganzen kommen wenig Reisende hierher. Ueberhaupt ist Syrien trotz der reichen Literatur und zahlreichen Wanderer in allen seinen einzelnen Theilen noch lange nicht genug besucht und durchforscht worden; denn es finden sich dort noch viele Gegenden, deren Erforschung für die Weltkunde und Wissenschaft von großem Interesse sein würde. Es sei mir gestattet, in Bezug hierauf einige Winke zu geben, von denen sehr zu wünschen ist, daß sie von zukünftigen Reisenden, die Sinn, Muth und Mittel zu dergleichen Entdeckungsreisen besitzen, benutzt werden mögen.

1) Eine Reise, eine wirkliche Reise rund um das Todte Meer wäre in der That eines der größten Desiderate der Wissenschaft; denn ein bedeutender Theil dieses Striches, nämlich derjenige, welcher längs dem Ostufer von der Mündung des Wady el Kerak bis zu der des Jordan hinläuft, ist bis jetzt noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden. (Vivien de Saint Martin 1854.)

2) Völlig unwissend sind wir über die Landschaften im Nordwesten von Sebaste nach dem mittleren Theile der Ebene Esdrelon geblieben, die ebenfalls noch kein beobachtender Europäer durchwandert war. Auch die innere Landschaft Galiläa's nordwärts ist noch sehr wenig bekannt. Direct gegen Nord von Nazareth aus über die schöne Ebene el Buttauf hinweg und zu dem mittlern, continentalen, nördlicheren Galiläa eröffnet sich die eigentliche Terra incognita dieser Provinz. Ueber das zwischen dem Galiläer Meere im Nordwesten von Safed, im Westen des Merom von Kedes und Hunin westwärts bis zur Küstenebene und nordwärts bis zum Leontes (Litany) gelegene Land sind wir ebenfalls noch völlig im Unklaren. Auch an eine eigentliche Bereisung und Erforschung des Karmel-Gebirgszugs war bisher gar nicht zu denken. (Vergl. die Erdkunde von Carl Ritter XVI. Bd. — die Erdkunde der Sinai-Halbinsel, von Palästina und Syrien, Bd. VIII., zweite Abtheilung.)

3) Längs des Flusses Jordan zwischen dem See Tiberias und dem See el Huleh ist außer Pococke kein anderer Reisender gekommen. Auch von der Gegend zwischen Safed und Tyrus haben wir keine specielle Kenntniß, und selbst

die Küste zwischen Tyrus und Beirut ist, obgleich oft bereist, doch niemals sorgfältig beschrieben worden. (Vergl. Palästina von Ed. Robinson, Halle 1842.)

4) Die unmittelbare östliche Uferseite des Sees el Huleh, das Daphne-Wäldchen, zwei engl. Meilen im Süden des Tell el Kadi, u. s. w., harren auch noch des speculativen Wanderers, der durch Mittheilung dessen, was er hier fand, das Bild Palästina's vervollständigen wird.

Siebentes Kapitel.

Constantinopel.

Pilgerfahrten. — Lloyddampfschiff Germania. — Insel Cypern. — Alexandrette. — Handel Kleinasiens. — Fieberluft. — Mersina. — Rhodus. — Felseninsel Patmos. — Icaria. — Samos. — Scio. — Golf von Smyrna. — Quarantaine. — Unsicherheit der Umgegend. — Handel. — Martin Kosta. — Rechtsverhältnisse der Consulate. — Lesbos (Mitylene). — Tenedos. — Gefilde Troja's. — Straße der Dardanellen. — Gallipoli. — Lage von Constantinopel. — Hunde. — Hotel d'Angleterre. — Pera. — Galata. — Orientalische Bilder. — Bazars. — Serail. — Sophienmoschee. — Hippodrom. — Fahrt auf dem Bosporus. — Buyukdere. — Riesenberg. — Mythische und historische Erinnerungen. — Sultan Abdul Medschid. — Reiserückblicke.

Am Bord des Dampfschiffes Germania, auf welchem wir Beirut verließen, befanden sich mehre Hunderte von Pilgern, meist Griechen und Bulgaren, welche mit ihrem ganzen Haushalt, mit Weibern, Kindern, Thieren, Betten u. s. w. die Wallfahrt nach Jerusalem zurückgelegt hatten. Diese Leute scheuen weder Opfer an Zeit und Geld, noch die größten Entbehrungen, um eine Reise auszuführen, die sie in ihrem kindlichen Glauben für eine gute große That halten, selbst wenn sie ihren eignen und ihrer Familie Ruin nach sich ziehen sollte. Unter ihnen zeichneten sich die derben und kräftigen Gestalten der bulgarischen Männer und

Weiber in bunter Tracht vorzugsweise aus. Der Anblick dieses bunten Haufens erinnerte mich mehr oder minder an ein Auswandererschiff, nur mit dem Unterschiede, daß das schöne Klima den Reisenden den Aufenthalt auf dem Verdecke gestattet, dort aber der ganze Menschenknäuel im Bauche des Schiffes steckt. In den ersten Tagen der Fahrt war das ganze Verdeck von jenen angefüllt, und wir mußten uns wohl oder übel unter ihnen zurecht zu finden suchen; später erhielten wir Cajüten-Passagiere zu unserer größeren Bequemlichkeit die Hälfte des Hinterdecks zum Spazierengehen eingeräumt.

Der „Lloyd“ beutet die frommen Wanderungstriebe dieser Leute auf keine sehr speculative Art aus, indem er, um einige tausend Piaster zu gewinnen, das reisende Publikum täuscht, den für die Abfahrt von Beirut bestimmten Tag (damals der 29. April) bis zu Anfang Mai hinausschiebt und so seinen wohlverdienten Ruf der Solidität und Gewissenhaftigkeit durch einen Akt der Rücksichtslosigkeit gegen die Reisenden auf das Spiel setzt. Einer so reichen und angesehenen Gesellschaft wie der des „Lloyd“ hätte es besser angestanden, ein besonderes Dampfschiff zur Aufnahme der Pilger nach Jaffa zu schicken, als ihre großartig erlassenen Ankündigungen nicht einzuhalten und so vielen Reisenden einen nicht unbedeutenden Verlust an Zeit und Geld zu verursachen. Es sind mir persönlich mehr als 30 Reisende bekannt, welche schon in Cairo die Wüstenreise und den Ritt durch Syrien nach den Ankündigungen des Lloyd einrichteten, die sich aber bei ihrer Ankunft in Jerusalem und Beirut zu einem unerwartet längeren Aufenthalt deshalb ge-

nöthigt sahen, weil die in den Programmen festgesetzten Abfahrtstermine nicht eingehalten wurden.

Die Germania selbst ist ein großes schönes Schiff, von einem tüchtigen Capitain geführt, der ein Dalmatier ist und kein Deutsch spricht. Das Schiff läuft gut und legt 11 Meilen in einer Stunde zurück. Der Passagierpreis 1. Klasse, die sehr stark besetzt war, von Beirut bis Smyrna, exclusive der Beköstigung, beträgt 68 Fl. 20 Xr. Conv. Die Kost wird täglich mit $2^1/_2$ Fl. Conv. berechnet; doch ließen Tisch und Bedienung viel zu wünschen übrig. Der Platz auf dem Verdecke bis Constantinopel wird mit 380 Piastern bezahlt.

Die Reisenden aus Syrien nach Smyrna befinden sich im Quarantaine-Zustande und dürfen in Cypern und in Rhodus nicht an das Land gehen. Wir erreichten, trotzdem daß unser Fahrzeug schwer beladen war, die Hauptstadt der Insel Larnaca, welche 5000 Einwohner hat, nach einer ruhigen, wenn schon schnellen Fahrt, in 12 Stunden.

Larnaka steht wahrscheinlich auf dem Platze des alten Citium, der Geburtsstadt des Philosophen Zeno. In derselben starb auch der atheniensische Feldherr Cimon. Die Insel Cypern bietet uns keinen schönen Anblick. Die Gegend, in welcher die Stadt liegt, ist trocken, baumleer, heiß und fieberreich; der Hafen scheint eine wenig geschützte Lage zu haben und war von wenigen Schiffen besucht. Hinter der vor uns ausgebreiteten Ebene, an welche sich Kalksteinhügel schließen, erheben sich in weiterer Ferne hohe Berge, unter denen sich vor Allem der Olympus, jetzt Trogodos genannt, auszeichnet, auf dessen Gipfel einst ein Tempel der Venus

gestanden. Die einstige Fruchtbarkeit und Cultur der Insel ist zum großen Theil verschwunden, jedoch ist Cypern immer noch berühmt durch seine schmackhaften Weintrauben, seinen Wein (vino di Commanderia), seine feine Baumwolle, wegen seines guten Leders u. s. w.

Oel=, Maulbeer= und Johannisbrodbäume können hier gut cultivirt werden. Von Zuckerrohr, welches unter den Venetianern hier erbaut ward, ist nichts mehr zu finden.

Die Geschichte von Cypern steht mit der der Egypter, Phönizier, Perser, Macedonier, Römer, Araber, Kreuzfahrer und Türken, welche letztere die Insel seit 1570 im Besitz haben, in engem Zusammenhange. Im Jahre 1822 wurden hier 25,000 Griechen gemordet und 74 Ortschaften zerstört. Nach Apostelgeschichte 4, 36 war Joses, von den Aposteln genannt Barnabas, ein Levit, aus Cypern und nach 13, 5 und 6 durchzogen Barnabas und Saulus die ganze Insel von Salamis bis Paphos und trafen daselbst auch den Zauberer Elymas.

Hier trennten sich vier Cajütenpassagiere von uns, unter ihnen zwei junge französische Professoren, die sich zum Behufe geologischer und geognostischer Untersuchungen längere Zeit auf der Insel aufhalten wollten.

Beim Einbruch der Nacht verließen wir den Hafen von Larnaka und erreichten früh $5^1/_2$ Uhr das auf dem Cap Ziaret liegende Städtchen Latakia, das alte Laodicea, berühmt wegen des hier gebauten guten Tabaks. Der kurze Aufenthalt gestattete uns nicht an das Land zu steigen, was wir um so mehr bedauerten, als das Städtchen mit seinem alten verfallenen Castell am Hafen und seinen Baumgruppen schön

zu liegen scheint. Nachmittag 3 Uhr kamen wir nach Alexandrette (Iskenderum), einem kleinen, am Fuße der schönen Gebirgskette des Amanus gelegenen Städtchen, welches durch seine Verbindung mit dem drei Tagereisen entfernten Aleppo ein nicht unwichtiger Stapel- und Caravanenort ist. Auch unser Schiff ladet viele Fracht ein und das Aus- und Einschiffen der Waaren nimmt kein Ende. Nicht weit von Alexandrette wurde die berühmte entscheidende Issus-Schlacht zwischen Alexander und Darius im Jahre 333 n. Chr. geschlagen.

Der Handel Kleinasiens steht übrigens in keinem Vergleich mehr zu dem, was er früher gewesen, und wenn auch von Herzen zu wünschen ist, daß der jetzt nach dem Westen unaufhaltsam gehende Strom der abendländischen und insbesondere der deutschen Industrie und des Handels in einer eben solchen Fülle sich nach dem Osten, nach dem Orient, ergießen möchte, so kann man doch dem deutschen Handel hier nicht das günstige Prognostikon stellen, wie im Westen, in Amerika. Daß aber eine derartige günstige Handelskrisis unter gewissen Bedingungen auch im Orient möglich sein kann, wer wollte dies bezweifeln? Und insofern stimmen wir jenem geistreichen Publicisten bei, der sich in der Allg. Zeitung, wie folgt, vernehmen läßt: „Das aber ist unter allen Umständen gewiß, daß dieser von dem europäischen Westen, von der Landseite her fast aufgegebene Osten, der von der Ostseite oder doch vom Süden wieder die Europäer als Eroberer an seinen Küsten landen sah, eine außerordentliche Zukunft hat. Wir Deutschen sind nun einmal so — wir wollen hoffen, daß wir nicht so bleiben — wir lernen

auf der Schule und Universität von dem ungeheueren Reichthume der Länder in Kleinasien, der nach so viel Tausend Jahren den Namen eines Krösus und Midas sprichwörtlich erhalten hat; wir wissen zu erzählen von den unermeßlichen Schätzen, die Alexander in Babylon und Ekbatana fand und die Böckh zu mehr als Tausend Mill. Thalern unseres Geldes berechnet; wir wissen, daß zur Zeit der römischen Kaiser die Städte Kleinasiens Hunderttausende von Einwohnern zählten, wie das einst so herrlich blühende Antiochien, wie Palmyra, obwohl eine Insel in der Wüste, wie Tyrus und Sidon. Wir wissen, daß das Land nicht ärmer geworden, daß einige englische Kaufleute, Königen gleich, dort Reiche besitzen und Kriege führen, daß die Landesbeschaffenheit, Lage, Klima und Producte das Gebiet für die großartigsten Unternehmungen darbieten; nur das Eine haben wir zu lernen vergessen, daß gerade Deutschland, als Ganzes genommen, das Handelsgebiet für den Orient und der natürlich im größten Maßstab gezeichnete Handelsplatz für wenigstens die eine nördliche Hälfte von Osten ewig bleiben **wird**, während es das für die andere Hälfte wenigstens jetzt fast ausschließlich werden **kann**."" —

Die Berge sind hoch, malerisch geformt und mit einer grünen Decke überzogen. Sie erinnern mich an die Gebirge von Tetuan in Marokko, welche als die letzten Ausläufer des Atlas betrachtet werden. Auch das Colorit, insbesondere zur Zeit der untergehenden Sonne, ist überaus schön. Kurz, Luft, Wasser und Natur erscheinen schön und lieblich, und doch liegt Alexandrette, das mich mit seinen wenigen neugebauten Häusern an ein Dorf am Mississippi oder Missouri

erinnert, in einem Sumpfe von Morästen. Die Hitze ist heute groß und das Meer fast spiegelglatt. Man hätte Lust, in die blauen Fluthen hinein zu springen. Ein Engländer aber, der ein Bad nehmen wollte, erkrankte, und ein anderer gesund aussehender junger Mann wurde plötzlich vom Fieber befallen. Auch der englische Consul aus genanntem Städtchen kommt mit seiner vom Fieber heimgesuchten Familie an Bord. Die Luft wird gegen Abend sehr feucht.

Am andern Morgen begrüßte uns der schneebedeckte Taurus in Kleinasien. Um 8 Uhr donnerte die Kanone, der Anker rollte und die Germania hielt vor Mersina, einem armen unbedeutenden Orte am Busen von Tarsus, etwa sechs Stunden von der mehr im Innern liegenden Stadt Tarsus entfernt. Die Formation des Taurusgebirges in Verbindung mit dem im Vordergrunde gelegenen grünbedeckten Vorgebirge läßt die Gegend vom Schiffe aus vielleicht schöner erscheinen, als sie wirklich sein mag. Die Hitze ist bedeutend; das Thermometer zeigt im Schatten 25° R.

Die jetzt circa 30,000 Einw. zählende, in einer fruchtbaren Gegend erbaute Stadt Tarsus liegt unweit des Flusses Cydnus, in dessen kaltem Wasser der Kaiser Friedrich Barbarossa seinen Tod fand. Sie erinnert durch nichts mehr an die einstige Größe jener Hauptstadt, welche durch den assyrischen König Sardanapal gegründet worden und in Kunst und Wissenschaft eine Nebenbuhlerin von Athen und Alexandrien gewesen sein soll. In dieser hatte Antonius mit Cleopatra seine erste Zusammenkunft, auch war sie die Geburtsstadt des Apostels Paulus.

Unsere Fahrt nach Rhodus war durch die ziemlich hefti=

gen Schwankungen des Schiffes sehr unruhig. Die jetzige Stadt Rhodus, die wir leider nicht betreten durften, gewährt von der Seeseite her mit ihren nicht unbedeutenden Festungswerken, Moscheen, Minarets und grünen Bäumen einen stattlichen Anblick; im Hintergrunde erheben sich schön geformte Berge, die mit Waldungen bedeckt zu sein scheinen. Die Stadt selbst ist sehr öde und besitzt wenig Handel; sie hat im Allgemeinen kein türkisches Aeußere, sondern erinnert mit ihren starken Festungswerken und großen viereckigen Thürmen noch lebendig an das Mittelalter, wo die Johanniter-Ritter, diese erklärten tapferen Türkenfeinde, von 1306 bis 1510 die fruchtbare Insel im Besitz hatten. Die gerade und gut gepflasterte Ritterstraße stammt noch aus jener Heldenzeit; der Palast des Großmeisters liegt aber in Ruinen, die St. Johannis-Kirche ist eine Moschee und das Ritterhospital in einen Kornspeicher umgewandelt. Der Hafen zählt jetzt wenige Schiffe und erinnert durch nichts mehr an jene Zeit, wo am Eingange desselben jener berühmte circa 303 v. Chr. errichtete Koloß stand, der unter die sieben Weltwunder gezählt wurde.

Schon um 8 Uhr des Morgens verließen wir wieder Rhodus. Wir erreichten bald den reizenden Archipel mit seinen vielen Inseln und erblickten gegen Abend die nur von griechischen Christen bewohnte Felseninsel Patmos mit dem Kloster des Johannes. In der Nähe desselben wird eine Grotte gezeigt, in welcher der vom Kaiser Domitian im Jahre 94 n. Chr. hierher verbannte heilige Johannes seine Offenbarung schrieb.

Wir rauschten bald zwischen der kleinen Insel Icaria,

wo der erste Luftschiffer Icarus, der kühne Sohn des Dädalus, weil er mit seinen Wachsschwingen der Sonne zu nahe gekommen war, in das Meer stürzte, und dem nahe der jonischen Küste liegenden Samos hindurch, wo sich einst das Heräum, jener berühmte Tempel der samischen Juno erhob, wo Pythagoras geboren wurde und Herodot die ersten Bücher seiner Geschichte schrieb. Scio (Chios), jene wegen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit berühmte Insel, passiren wir in der Nacht und fahren am andern Vormittag, nachdem wir von Beirut aus sieben Tage unterwegs gewesen sind, in den Hafen von Smyrna ein.

Der umfangreiche Golf von Smyrna (6 Meilen lang und 1—3 breit) mit seinem Vorgebirge und Inseln, ist von Bergen, Hügeln und Höhen umgeben, die mit einem Teppich von schönen dunkel- und hellgrünen Gräsern, Büschen und Bäumen bedeckt sind. Er gleicht einem großen See, der rings um seine Ufer mit Ortschaften, Landhäusern und Baumgruppen bekränzt ist. Im Vordergrunde blinkt das weiße, gezackte, aus der Genueserzeit stammende Castell, im Hintergrund die schimmernde Stadt, welche sich im Halbkreise um den Golf hinzieht und dann terrassenförmig die sanften, mit dunkeln Cypressen bestandenen Höhen des Berges Pagus hinansteigt, auf dessen Gipfel die beträchtliche Schloßruine aus der Frankenzeit wie eine weitleuchtende Akropolis sich erhebt. Die Stadt selbst hat nur theilweise orientalisches Gepräge, nämlich da, wo der von den Türken bewohnte Theil mit den weißen, elfenbeinartigen Minarets, Kuppeln der Moscheen, platten Dächern, großen Carawanserais, schwarzen Cypressen und weißen Leichensteinen sich

ausdehnt. Das Griechen- und Armenierviertel dagegen gleicht italienischen Städten, obgleich letzteres das reinlichste und freundlichste der ganzen Stadt ist.

Wir sind kaum eingelaufen, so führen uns auch schon Boote nach der eine halbe Stunde von der Stadt liegenden Quarantaine, in welcher wir fünf Tage eingesperrt werden. Das ganze Schiff mußte ausgeladen und alles Gepäck in das Lazareth geschafft werden. Eine langweilige Arbeit. Ich war daher froh, als sich mir ganz unverhofft ein deutscher Handwerksbursche (aus Breslau) zur Hilfeleistung beim Transport meines Gepäckes anbot. Das Quarantainegebäude, obschon groß und umfangreich, war dennoch so überfüllt, daß wir zu Dreien in ein schmutziges, von den widerlichsten Gerüchen erfülltes, aus nackten Wänden bestehendes Gemach eingepfercht wurden, dessen wir uns überdem noch mit Gewalt bemächtigt hatten, weil mehre Türken ebenfalls davon Besitz ergreifen wollten. Die Anzahl der der Quarantaine unterworfenen Passagiere betrug über 1000 und daher war der Raum so beengt, daß eine Menge Pilger auf den Höfen campiren mußten. Die ganze Anstalt ist sehr schmutzig und hat wohl eigentlich mehr den Zweck, Geld zu machen, als der Gesundheit zu dienen; wenigstens sprach dafür unser Aufenthaltsort, der offenbar der Gesundheit mehr nachtheilig als nützlich war und überdies der ersten Bedürfnisse des Lebens entbehrte. Wir ließen uns Betten und Speisen aus dem Hotel Miller in Smyrna kommen, wofür die Person täglich 10 Schillinge zu zahlen hatte; außerdem mußte auch für das Zimmer an die Anstalt ein Pfund Sterling entrichtet werden.

Der Aufenthalt in einer Quarantaine ist allemal zeit- und geisttödtend. Man ist zu keiner geistigen Beschäftigung aufgelegt; zu schreiben hätten wir überdies gar nicht vermocht, da es uns an dem hierzu nöthigen Raume gebrach. Den größten Genuß gewährte uns das frische Wasser, welches in mehren Brunnen zu haben und in dieser an Hitze, Staub und Gerüchen reichen Atmosphäre ein wahrer Labetrunk ist. Obschon sich Jeder auf seine Weise die Zeit zu vertreiben suchte und es am Ende auch nicht an Stoff zu Beobachtungen fehlte, so sehnte sich doch eines Jeden Herz gar gewaltig nach Freiheit und nach dem Genusse der blauen ätherischen Luft. Auch überkam uns bisweilen eine gräßliche Langeweile, so ernstlich wir auch die bleiern Beschwingte von uns fern zu halten bemüht waren. Die dicken und freundlichen beturbanten Türken sitzen stundenlang mit ihren Pfeifen auf einem und demselben Platze und schauen schweigend und nachdenkend in die blaue Luft hinein; die Griechen lärmen und schwatzen und die Frauen quälen uns mit ihrem gellenden Gesange. Einzelne Türkinnen mit ihren breiten plumpen Pantoffeln watscheln gleich Automaten hin und her und türkische Barbiere laufen geschäftig bald zu diesem, bald zu jenem sich den Bart krauenden Muslim. Schmutzige Aufwärter der Anstalt, in abgeschabte Uniformen gehüllt oder mit einer Art langer Schlafröcke bekleidet, stehen müssig da oder gehen uns mit schleppendem Schritt überall nach. Die Dragomans pflegen sich und faullenzen nach Herzenslust. Die Engländer lesen in rothgebundenen Büchern und trinken regelmäßig ihren Thee, als ob sie sich in ihrer nebeligen Heimath befänden. Auch einige europäische Da-

men sind mit uns eingeschlossen und rufen Ach und Weh, nicht mit Unrecht, da dieser Aufenthalt für gebildete Damen entsetzlich ist.

Endlich schlug die ersehnte Freiheitsstunde und so schnell als möglich bestiegen wir die Kähne, um nach Smyrna zu fahren. Im Hafen selbst sahen wir wenig Schiffe. Am Quai, wo sich Douane und hübsche Kaffeehäuser befinden, herrschte dagegen jenes lebendige Treiben, welches einer großen Stadt eigen ist. Smyrna, das alte Ismir, zählt eine Bevölkerung von 150,000 Seelen, wovon die eine Hälfte aus Türken und die andere aus Griechen (40,000), Juden, Armeniern und Franken besteht. Der Handel ist bedeutend; die Bazars sind mit den Producten des Morgen- und Abendlandes reich gefüllt. Die Häuser werden meist aus Holz gebaut, nur die der Christen, insbesondere die einstöckigen der Armenier, sind massiv. Die Straßen sind schmutzig und schlecht gepflastert, aber sehr belebt. In den Werkstätten herrscht Fleiß und Emsigkeit, besonders machen sich die geräuschvollen und thätigen Griechen überall bemerklich. Sie bilden den thätigsten Bestandtheil der Einwohner und das Sprichwort der Türken, daß der Golf von Smyrna ein Paradies wäre, wenn er keine Griechen hätte, bezieht sich wohl mehr auf ihre Gewinnsucht und Leidenschaftlichkeit, wodurch sie, wie noch durch andere Nationaluntugenden der Stadt und Umgegend oft gefährlich werden. Die damalige Unsicherheit der nächsten Umgebung Smyrna's wurde wenigstens, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben, den Griechen zur Last gelegt.

Diese Unsicherheit hielt uns auch von größeren Ausflügen

ab, zu denen Smyrna mannichfache Veranlassung bietet. Namentlich wurden uns Partien nach Burnabat, Budja, Nimfi, Ephesus u. s. w. als sehr belohnend geschildert. Ephesus war eine der sieben Gemeinden Kleinasiens, von denen die Sendschreiben in der Offenbarung Johannis sprechen; auch Pergamus, Thyatira, Sardes, Laodicea und Smyrna sind dazu zu rechnen. Die Carawanenbrücke über den Fluß Meles, wo sich insbesondere Sonntags Nachmittag die ganze Frankenwelt zum Rauchen und Kaffeetrinken unter den herrlichen Bäumen versammelt, sowie das die ganze Stadt und den Golf beherrschende Castell sind eines Besuches werth. Das Innere des letzteren liegt in Ruinen, nur die starken Ringmauern stehen noch. Die Aussicht ist reizend, auch in das Innere des Landes.

Smyrna ist der Sammelplatz für die von Egypten, Griechenland und Deutschland nach Constantinopel fahrenden Dampfschiffe. Die vortreffliche Handelslage der Stadt an der kleinasiatischen Küste führt mannichfache Verbindungen mit Europa herbei und insbesondere ist Smyrna zur Erntezeit schmackhafter Südfrüchte, z. B. der Feigen, Melonen u. s. w. der Vereinigungspunkt der „Schiffe der Wüste“ und der Schiffe der Meere. Die Vertretungen der europäischen Regierungen sind daher zahlreich und auf den vielen Consulatsgebäuden sieht man die bunten Flaggen vieler Staaten wehen. Deutschland ist, wie überall im Auslande, so auch hier durch Preußen und Oesterreich vertreten und jeder Deutsche aus irgend welchem deutschen Bundesstaate kann hier vorkommenden Falles Schutz und Recht finden. Beim preußischen Consul Spiegelthal wurde mir diejenige Gast-

freundschaft und Aufmerksamkeit zu Theil, die so wohlthuend in der Fremde ist und an welche man auch später gern zurückdenkt. Herr Spiegelthal war auch bei meiner Anwesenheit, in Verbindung mit dem Baron von Behr Negenbank, mit Ausgrabungen in Sardis, jener ehemaligen berühmten Hauptstadt Lydiens, beschäftigt, deren Resultat zu seiner Zeit in einer besonderen Schrift besprochen worden ist.

Vor meiner Abreise lief die Nachricht ein, daß das Ministerium zu Constantinopel gestürzt und Mustapha Pascha zum Leiter der Staatsgeschäfte ernannt worden sei. Man befürchtete allgemein eine schlimme Wendung der Dinge und sprach von Krieg. Fürst Menschikoff verweilte zwar noch in Constantinopel, aber die Russen standen bereits gerüstet nahe der türkischen Grenze. Die englische Flotte lag in Malta, die französische in Salamis bei Athen. Die Zeit zum Besuche von Constantinopel ist jetzt günstig und interessant; ich nehme daher auf dem nächsten dahin fahrenden Dampfer einen Platz. Doch bevor ich Smyrna verlasse, muß ich noch eines Vorfalls gedenken, der zwar erst später, nachdem ich abgereist war, sich hier ereignete, der aber als für die Geschichte der Stadt von großer Wichtigkeit nicht unberücksichtigt gelassen werden kann.

Die Veranlassung zu dem am 23. Juni stattgehabten blutigen Vorfalle in Smyrna — schreibt die halboffizielle österreichische Correspondenz, — bot das Wiedererscheinen eines ungarisch-italienischen Emissairs, Namens Martin Kosta, in jenem Hafenorte. Derselbe war auf Kosten der türkischen Regierung nach Amerika eingeschifft worden und hatte, wie seine Genossen, einen Revers unterzeichnet, worin

er sich verpflichtete, niemals nach der Türkei zurückzukehren. Der Gouverneur von Smyrna, Ali-Pascha, ein Schwager des Sultans, ward mehre Male, jedoch immer vergeblich, auf seine Pflicht, die Verhaftung dieses gefährlichen Individuums zu bewerkstelligen, aufmerksam gemacht. Auf die Anzeige des k. k. Generalconsulats, daß es kraft der ihm zustehenden Befugnisse eventuell selbst zur Haftnahme schreiten werde, erwiderte Ali-Pascha, daß er nichts dagegen habe, und versprach sogar, dabei behilflich zu sein, ließ es aber bei dem Versprechen bewenden. Als nun die Verhaftung Kosta's durch Matrosen der k. k. Kriegsbrigg Hußar vorgenommen worden war, entbrannten die zu Smyrna etliche hundert Köpfe stark sich herumtreibenden Flüchtlinge in wilder Wuth und ein Haufe derselben fiel über den Marinecadetten Baron Hackelberg, den Lieutenant Auerhammer und den Schiffsarzt Hubnaher, welche sich in das Kaffeehaus des Paul Bonifazio auf dem englischen Quai begeben hatten. Den Ersteren traf ein Dolchstich tödtlich in die Brust; er sprang ins Meer, ging unter und ward erst am folgenden Tage herausgezogen; die beiden Anderen wurden schwer verwundet. Am anderen Morgen lief die amerikanische Fregatte Saint-Lewis in den Hafen ein; der Commandant derselben erfuhr sofort von dem Consul seiner Nation, daß ein Flüchtling, der ein Recht auf den Schutz der Vereinigten Staaten zu haben glaubte, am Bord der österreichischen Brigg zurückgehalten werde. Der amerikanische Consul im Vereine mit dem Commandanten der amerikanischen Corvette begaben sich auf die Brigg Hußar und reclamirten vergebens den Gefangenen.

Später hörte der amerikanische Commandant aus Kosta's eigenem Munde, daß Letzterer nicht Bürger der Vereinigten Staaten sei, sondern als geborner Ungar auch als Ungar sterben wolle. Der k. k. Internuntius Freiherr von Bruck, von diesem empörenden Vorfalle unterrichtet, verlangte unterdeß ungesäumt und in der energischesten Weise die umfassendste Genugthuung. Am 2. Juli richtete der Commandant der amerikanischen Corvette ein Schreiben an den Befehlshaber der k. k. Brigg Hußar, in welchem er mit Bezugnahme auf Befehle des amerikanischen Geschäftsträgers in Constantinopel die Auslieferung des Martin Kosta, als eines angeblichen Bürgers der Vereinigten Staaten, mit dem Anfügen verlangte, daß er im Falle der Verweigerung beauftragt sei, Kosta mit Gewalt zu holen. Das Schreiben wurde um 10 Uhr Morgens übergeben und die Frist zur Auslieferung bis 4 Uhr Nachmittags gestellt. Die Amerikaner bereiteten sich auch wirklich vor, im Hafen einer unbetheiligten Macht gegen alles Völkerrecht ihr Ansinnen mit Gewalt durchzusetzen. Die Kanonen des St. Lewis wurden auf die hart an der amerikanischen Corvette liegende k. k. Brigg Hußar gerichtet. Das kaiserliche Kriegsschiff hatte sich nothgedrungen zum energischen Widerstande und Kampfe in Bereitschaft gesetzt, die brennenden Lunten an den Kanonen, Officiere und Mannschaft in der stolzen todesverachtenden Haltung des österreichischen Soldaten, während die am 1. Juli von Syra in Smyrna eingetroffene k. k. Goelette Artemisia das amerikanische Kriegsschiff auf der entgegengesetzten Seite umschwärmte. Nach mancherlei Unterhandlungen kam endlich der k. k. Consul Herr von

Weckbecker mit dem amerikanischen Consul überein, Martin Kosta, da über dessen Nationalität und Protectionsverhältnisse die resp. Gesandten in Constantinopel, sowie die resp. Consuln in Smyrna verschiedener Ansicht seien, bis zur Entscheidung der Frage zwischen den beiderseitigen Legationen in Constantinopel dem französischen Generalconsul Pichon in Haft zu geben. Um 5 Uhr geschah dies und die beiden k. k. Kriegsschiffe, sowie der St. Lewis hatten abgeschlagen.

Am 13. Juli waren die österreichischen Fregatten Bellona und Novara in den Hafen von Smyrna eingelaufen, worauf die amerikanische Corvette St. Lewis absegelte. Die Pforte, nachdem sie Oesterreich eclatante Genugthuung versprochen, rief Ali Pascha ab und ersetzte ihn durch Ismael Pascha; auch wurde Schehib Effendi, früher Gesandter in London, zum außerordentlichen Commissär ernannt, um die Untersuchung wegen der Ermordung des Baron Hackelberg zu leiten. Kosta wurde später auf einem amerikanischen Schiffe nach den Vereinigten Staaten zurückgeführt und Capitän Ingraham, Commandant der St. Lewis, vom Präsidenten und Congreß wegen seines in Smyrna gezeigten Benehmens mit Belobungen und Ehrengeschenken bedacht. Die ganze bedauerliche Kosta-Affaire hat vor Allem die Machtlosigkeit der türkischen Behörde und die ungerechtfertigte Einmischung des amerikanischen Commandanten an den Tag gelegt. Letzterer war keinesfalls befugt, einem fremden Officier in einem neutralen Hafen Bedingungen vorzuschreiben und die Auslieferung Kosta's zu verlangen, da derselbe nicht einmal einen amerikanischen Paß vorzeigen konnte.

Abgesehen davon, ob Martin Kosta wirklich schon durch seinen kurzen Aufenthalt in Nordamerika ein volles Recht auf den Schutz des amerikanischen Consuls gehabt hat, oder ob amerikanische Behörden überhaupt die Befugniß haben können, zu Gunsten eines solchen Individuums zu intercediren, muß, damit der Consul Oesterreichs eine rechtmäßige Einwirkung auf das in Rede stehende Individuum ausüben könne, wie in dem „Praktischen Handbuch der Consulate aller Länder“ von H. B. Oppenheim richtig bemerkt wird, vorausgesetzt werden, daß derselbe im österreichischen Staats- oder Dependenz-Verbande stehe und daß die sein Verfahren regelnden Consular-Gesetze ihn zu dem von ihm eingeschlagenen Verfahren gegen einen Oesterreicher berechtigten. Die Beantwortung der ersten Frage ergibt sich daraus, daß Kosta österreichischen Gesetzen zufolge als Hochverräther aus dem Unterthanen-Verbande ausgestoßen und mit Bewilligung der österreichischen Regierung zur Auswanderung nach Nordamerika vermocht worden ist. Wenn für den Fall seiner unerlaubten Rückkehr wirklich Auslieferung ausbedungen worden wäre — was aber nicht geschehen ist — so hätte immerhin der österreichische Consul nicht ohne Zuziehung und Bewilligung der türkischen Behörde zur Selbsthilfe schreiten dürfen. Jedenfalls verlor er dadurch das Recht, sich über die Selbsthilfe der nordamerikanischen Beamten zu beschweren. Mag man aber auch über die Nationalität und das Bürgerrecht des Kosta, sowie über die Tragweite des ihm von Amerika ausgestellten Schutzbriefes (Tezkereh) beliebig urtheilen, das wird schwerlich bezweifelt werden können, daß die Consular-Jurisdiction, wo

sie besteht, ein Privilegium Favorabile ist, ein Ausnahms-Gesetz zu Gunsten der Betheiligten, welches keineswegs über die thatsächliche Dauer des Heimathsrechts ausgedehnt werden darf, auch sich nicht als strafrechtliche Jurisdiction weiter erstrecken kann, als die Competenz der Localgerichte selbst reicht. Politische Verbrechen sind überhaupt localer Natur und werden im Auslande nicht verfolgt u. s. w. Eine stichhaltige Rechtfertigung des österreichischen Consuls in dem vorliegenden Falle ist daher mit Schwierigkeiten verbunden. Die Regierung hat auch später den damaligen Consul abberufen.

Die Consulate der Levante in nicht christlichen Staaten sind etwas Anderes als die übrigen modernen Handelsconsulate. Der Ursprung jener Consulatsverhältnisse beruht auf dem Handel des Mittelalters, in welchem das Mittelländische Meer und die Levante Hauptsache war. In Folge des damals herrschenden Corporationsgeistes bildeten die Kaufleute, welche sich für längere Zeit an fremden Handelsplätzen niederließen, landsmannschaftliche Corporationen mit einem aus ihrer Mitte selbstgewählten Consul an der Spitze, der vertragsmäßig unter ihnen selbst Gerichtsbarkeit hatte und bei dem sie überhaupt selbst verklagt wurden, was die fremde Landesbehörde öfters ausdrücklich anerkannte. So hatten die Pisaner in Cypern ihre Consuln, desgleichen in Spanien und Sicilien; ebenso die Venetianer in Verona, die Florentiner und Genueser in Neapel. Sogar auf den großen Messen in Frankreich standen die fremden Kaufleute in solchen Landsmannschaften zusammen und genossen dafür Privilegien der Könige von Frankreich. In neuerer Zeit sind der-

gleichen Verhältnisse unter den christlichen Staaten nicht mehr üblich*).

In der Levante sind aber, soweit sich nicht die christliche Herrschaft erstreckte, jene alten Verhältnisse aus guten Gründen festgehalten, sogar erweitert worden, indem die Consuln auch Andere, die nicht von ihrer Landsmannschaft sind, auf Ansuchen in ihren Schutz nehmen; eine Sache, die zu vielen Mißbräuchen Veranlassung gibt, die unter den Consuln selbst Streitigkeiten und bei der türkischen Regierung wohlbegründetes Mißfallen erregt hat.

Die nächste Frage ist: Hatte der österreichische Consul in Smyrna ein Recht, Kosta zu arretiren, weil er ein österreichischer Flüchtling war? Diese Frage muß unbedingt verneint werden. Erstlich hat der Consul Gerichtsbarkeit nur über die, welche sich ihm unterwerfen, was aus dem alten historischen Verhältnisse hervorgeht. Diese Flüchtlinge haben sich aber dem Consul und dessen Schutze nicht unterworfen. Zweitens hat die Türkei Oesterreich gegenüber, wozu sie allerdings berechtigt war, die Auslieferung oder Austreibung der Flüchtlinge verweigert, und ihnen den Aufenthalt gestattet. Wenn also der Consul sich eines derselben bemächtigt, verletzt er das Völkerrecht, indem er den von der Türkei gewährten Schutz nicht respectirt. Daß Kosta (wenn ich nicht irre) mit Kossuth nach England und von da nach Amerika gegangen, endlich wieder zurückgekehrt ist,

*) Man könnte allenfalls die protestantischeu Flüchtlinge aus Frankreich anführen, welche in Berlin als französische Colonie eine Corporation mit eigener Gerichtsbarkeit bildeten.

kann in der Sache nichts ändern. Kosta bleibt immer, was er vorher war, ein revolutionärer Flüchtling, der in der Türkei geschützt ist, selbst wenn er auf Veranlassung Oesterreichs nach Amerika abgereist wäre.

In Bezug auf Amerika hat Kosta daselbst die eidliche Declaration abgegeben, Bürger werden zu wollen und der allegiance and fidelity zu seinem früheren Landesherrn zu entsagen. Eine Verbindlichkeit, Bürger zu werden, folgt daraus nicht, wohl aber, sobald er ansucht und den Bedingungen genügt, das Recht zur Naturalisation. Die Wittwe und Kinder eines Fremden, welcher declarirt hat, aber vor der Naturalisation stirbt, gelten ohne Weiteres für naturalisirt, ein Beweis, daß aus dieser Declaration Rechte folgen. Man kann weiter fragen, ob ein solcher declarirter Resident einen amerikanischen Paß bekommt? Dies bejahe ich, nämlich so weit man überhaupt in Amerika Pässe gibt. Ein Paß ist nichts als eine obrigkeitliche Urkunde zum Behuf der persönlichen Legitimation, was freilich bei einem Residenten schon das Certificat über die vollzogene Declaration verrichten kann. Eine Verbindlichkeit zum Schutz im Auslande liegt in der Ertheilung eines Passes nicht. Ein solcher Schutz fordert eigne Begründung und hängt überhaupt von der Praxis des betreffenden Staates ab. England dehnt diesen Schutz sehr aus. Es gewährt ihn für Privatforderungen im Auslande (Pacifico und einzelne Fälle in Südamerika), sogar bei Criminalfällen gewisser Art (in Toscana wegen protestantischer Propaganda). Es ist also eine besondere Frage, ob Amerika im Auslande seinen Residenten schützt? Da man in Amerika das Beispiel von England

vielfältig befolgt und die Eigenschaft eines Residenten in Amerika, wie vorher angeführt wurde, bereits Rechte verleiht, glaube ich dies annehmen zu können. Ein Schutz gegen Arrest wegen alter und neuer Schulden, gegen Criminalverfolgung wegen alter oder neuer Verbrechen, kann freilich niemals gewährt werden. Dagegen ist ein Schutz gegen unrechtmäßige Gewalt unbedingt zu erwarten. Was nun endlich den amerikanischen Capitain Ingraham bei Smyrna betrifft, so hat er es unternommen, den amerikanischen Residenten Kosta gegen unrechtmäßige Gewalt zu schützen, aber ohne von seiner Regierung dazu beauftragt worden zu sein, indem er dabei in einem befreundeten Hafen sein Schiff klärte und die Kanonenluken öffnete, um das erstere Schiff zu bedrohen. Wenn er nach Amerika schreiben konnte, würde er nach meiner Ansicht den Auftrag bekommen haben, Kosta zu schützen. Daß er es ohnedies that, halte ich für keinen Fehler, und gewiß würde einem europäischen Schiffscapitain, der Aehnliches thäte, seine Regierung die Anerkennung nicht versagen. Dagegen ist die Procedur inmitten eines befreundeten Hafens, also auf türkischem Territorium, wenn sie mehr als bloße Demonstration war, gegen das Völkerrecht. Auf offener See würde ich seinen Angriff für gerechtfertigt halten.

Ueber die Erlangung des amerikanischen Bürgerrechts ist noch zu bemerken, daß in dieser Beziehung kein Staat besondere Bestimmungen treffen, sondern nur die vom Congreß gegebenen Vorschriften befolgen kann. In der Conföderationsacte von 1778 ist über diesen Gegenstand nichts bestimmt; die einzelnen Staaten verfuhren deshalb nicht gleichmäßig bei

der Bürgerrechtsertheilung, was zu allerlei Unzuträglichkeiten führte. Dagegen heißt es in der Constitution von 1787 Art. 1 Sect. 8 §. 4:

„Der Congreß hat die Macht, an uniform rule of naturalization festzustellen"

und Art. 4 Sect. 2 §. 1:

„Der Bürger jedes Staats ist in allen andern Staaten zu dem vollen Genusse des Bürgerrechts befähigt.."

Damals kam die Meinung auf: die Vorschriften des Congresses über Naturalisation gäben nur das äußerste Maß der Strenge der Erfordernisse, und einzelne Staaten könnten die Gewinnung des Bürgerrechts leichter machen. Diese Meinung ist aber durch Sprüche der supreme court der Vereinigten Staaten entschieden verworfen, namentlich weil nach obiger Stelle das Bürgerrecht in einem Staate das Recht für ganz Amerika verleiht. Es müssen also alle Staaten die von dem Congreß gegebenen Bestimmungen einhalten. Sogar daß derjenige, welcher nach den gehörigen Terminen von 5 und 2 Jahren sich zur Naturalisation meldet, wenigstens 1 Jahr in dem Staate, wo er ansucht, zugebracht hat, ist nach meinen Quellen unerläßlich. —

Am Bord eines österreichischen Dampfschiffes verließ ich Nachmittags 5 Uhr Smyrna. Der Abend war angenehm und die Luft rein. Wir genossen einen herrlichen Rückblick auf die Stadt sammt Umgebung; ja sogar die schmutzige Quarantaineanstalt schien uns ein freundliches Lebewohl zuzuwinken und unsern früher gegen sie gehegten Groll beschwichtigen zu wollen. In der Nacht passirten wir bei ruhiger Fahrt die klassische Insel Lesbos, wo Sappho „die

lesbische Schwalbe“ geboren und als die größte griechische Sängerin nicht nur während ihrer Lebenszeit, sondern auch nachdem sie durch einen Sprung von dem Leukadischen Felsen in das Mittelländische Meer einen tragischen Tod gefunden, von den musikliebenden Lesbiern gefeiert wurde. Gegenwärtig heißt die Insel Mytilene und ist, wenn auch groß und fruchtbar, vernachlässigt und schwach bevölkert. Früh 6 Uhr hielten wir vor der Insel Tenedos, in deren Hafen sich die Flotte der Argiver bei ihrem scheinbaren Abzug von Troja verborgen gehalten haben und von wo, nach der nachhomerischen Sage, jene zwei ungeheuren Schlangen gekommen sein sollen, welche Laokoon und seine zwei Söhne erwürgten. Wir befanden uns jetzt in der Nähe der von Homer so schön besungenen Gefilde Troja's, im Nordwesten der „rauhumstarrten“ Insel Imbros und Samothrake und im Norden der äußersten europäischen Landspitze. Im Hintergrunde der von dem Skamandros und Simois bewässerten Ebene erhebt sich der Ida, der die heilige Ebene im breiten Halbkreise umschlingt; zwischen ihm und dem Vorgebirge Sigeum erstreckte sich die trojanische Ebene vom Lager der Griechen bis zur Stadt Troja. Wir fuhren dicht am asiatischen Ufer durch die Bai von Besika (später lag hier die vereinigte Flotte der Engländer und Franzosen) und schwelgten in der Erinnerung an die Stadt des Priamus und der Danaer Schiffe, die einst hier gelegen. Auch des hölzernen Pferdes, vermittelst dessen die Griechen Troja im Jahre 1184 v. Chr. nahmen und zerstörten, wurde gedacht. Haufen von Steinen und Spuren von Trümmern und Ruinen liegen auf der Ebene zerstreut umher, aber das alte

Troja ist verschwunden, ohne daß man mit Bestimmtheit angeben könnte, wo es gelegen; jetzt ist Alles ruhig und todt, keine Stadt und kein hauptumlockter Achaier mehr sichtbar. Dort an der öden Küste erhebt sich ein Hügel, genannt das Grab des Achilles, und unweit davon ein anderer, das Grab des Patroklus. Die Erinnerung an die schönste Heroensage lebt noch immer fort, auch sprechen die Seeleute von dem Palast des Priamus und dem Grabe des Aeneas. —

Die Meerenge gewinnt immer mehr das Ansehen eines breiten Flusses. Da das Einlaufen von Segelschiffen in die eine Meile breite Meerenge der Dardanellen wegen der starken Strömung vom Marmora-Meer nach dem Archipel nur bei gutem Winde möglich ist, so waren wir nicht überrascht, unweit der Mündung an zwanzig Schiffe vor Anker liegen zu sehen, welche einen günstigen Wind abwarten mußten, um nach Constantinopel zu gelangen. Die Straße der Dardanellen, der alte Hellespont, scheidet Europa von Asien und verbindet die Marmora-See mit dem Archipel. Ihre Länge beträgt etwa 50 englische Meilen, ihre Breite ist verschieden, indem sie z. B. beim Marmora-Meer 10, bei Gallipoli etwa 2 Miles, bei anderen Stellen noch weniger beträgt. Weiter von der Mündung weg gewinnt sie immer mehr das Ansehen eines breiten Flusses und gewährt eine reizende Durchfahrt. Sie ist im Ganzen mit vier Schlössern und anderen Befestigungswerken zur Vertheidigung und zur Abwehr eines vom Mittelländischen Meere aus geschehenden Angriffes versehen. An ihrer Mündung wird sie durch zwei von Sultan Mahomed IV. im Jahre 1659 auf beiden Ufern angelegte

Schlösser vertheidigt, von denen das eine — Sedil Bahr — auf der steilen und felsigen europäischen Seite einen malerischeren Anblick, als das auf der flachen, aber grünen asiatischen Küste gelegene gewährt, welches Kum Kalessi (Sandfestung) heißt. Weiterhin folgen die berühmten Schlösser der Dardanellen Kilid Bahr (Meerschloß) auf der europäischen, und Chanak Kalessi oder Kaleh Sultanieh auf der asiatischen Seite, auch alte Schlösser von Rumelien und Anatolien genannt. Beide sind stark befestigt und mit gut angelegten Batterien versehen, in denen die meisten Kanonen jedoch fest liegen, ohne bewegt werden zu können. Die Anzahl der sämmtlichen Kanonen in den Dardanellen wird auf 800 angegeben, unter denen viele vom schwersten Kaliber sind. In Chanak Kalessi allein befinden sich 171 Schießscharten und 102 Geschütze. Die größte Kanone hat 26 Zoll im Durchmesser und schießt angeblich eine Granitkugel von 800 Pfund. In Kilid Bahr, ebenfalls mit 86 Kanonen versehen, befindet sich aber das größte Geschütz, welches eine 12 Centner schwere Steinkugel schießen soll. Die Befestigung in den Dardanellen ist bei hinreichender Mannschaft und Bedienung der Geschütze geeignet, jedem fremden Kriegsschiffe den Eintritt zu verwehren, welcher, wie bekannt, nur unter besonderer Erlaubniß von Seiten der Pforte für derartige Schiffe gestattet ist; doch gelang es dem Admiral Duckworth im Jahre 1807 mit 8 Linienschiffen ohne jene Erlaubniß durch die Dardanellen nach Constantinopel zu segeln. Durch den Vertrag von Unkiar Skelessi (8. Juli 1833) erhielt Rußland von der Türkei die Zusicherung, die Dardanellen für alle Zukunft den Kriegsschiffen der europäi-

schen Seemächte zu verschließen; England, welches jedoch diesen Vertrag nicht zu berücksichtigen gesonnen war und auch schon im Jahre 1836 den Earl of Durham mit einem Kriegsschiffe, nach Erlangung eines Fermans, durch die Dardanellen fahren ließ, gelang es, denselben durch den Londoner Vertrag vom 6. Juli 1841 in einer für Rußland unangenehmen Weise dahin zu ergänzen, daß nicht nur die Dardanellen, sondern auch der Bosporus allen fremden Kriegsschiffen verschlossen bleiben sollten, ausgenommen wenn die Türkei selbst im Kriege begriffen sei.

Das auf einem flachen Vorsprunge der asiatischen Küste gebaute sogenannte Städtchen der Dardanellen macht ungeachtet seiner Häusermenge eben keinen imposanten Eindruck; auch hier gewährt das auf der europäischen Seite liegende befestigte Schloß einen romantischeren Anblick als das asiatische. Im Nordosten von Chanak-Kalessi, da wo Asien und Europa einander am nächsten rücken (Landspitze Nagara-Burnu), stand einst Sestos und Abydos, von wo Leander zu seiner Geliebten Hero schwamm „denn dort auf Sestos' Felsenthurm, saß die Jungfrau einsam grauend, nach Abydos Küste schauend, wo der Heißgeliebte wohnt." Auch Lord Byron, der Poet, legte hier eine Probe seiner Schwimmkunst ab, indem er den Hellespont in schiefer Richtung in einer Stunde und zehn Minuten durchschwamm. Obwohl der Hellespont hier nicht viel über eine Meile breit ist, so mag doch die zurückgelegte Entfernung von dem Abgangs- bis zum Landungspunkte wegen der in Folge der Strömung zunehmenden schiefen Richtung etwa vier englische Meilen betragen haben. Ein

guter Schwimmer dürfte es übrigens dem edlen Lord leicht nachthun. Unmittelbar Nagara Burnu gegenüber, dort am steinigen Küstenstrich, ist wahrscheinlich auch der Ort, wo Xerxes seine Schiffbrücke baute und die Wogen peitschte, wo Alexanders Heer unter Parmenio nach Asien übersetzte und Suleiman im Jahre 1360 den ersten Halbmond auf europäischen Boden pflanzte.

Wir kamen bald an der Mündung des Practius und des Perkoteflusses vorbei, erblickten auf der asiatischen Seite das Dorf Lamsaki (Lampsakus) und gelangten Nachmittags 2½ Uhr nach Gallipoli (Kallipolis), der alten Thracierstadt. Sie liegt auf einer Halbinsel an der europäischen Seite des Hellespont, 108 englische Meilen südwestlich von Constantinopel, hat zwei Häfen und ist die Hauptstation der ottomanischen Flotte. Diese ziemlich umfangreiche Stadt enthält über 50,000 Einwohner. Die Häuser sind aber schlecht und die Straßen sehr schmutzig; der Handel mit Getreide, Wein und Oel ist ansehnlich. Gallipoli war die erste bedeutende Stadt des byzantinischen Reiches, welche den Türken im Jahre 1357, 102 Jahre vor dem Falle Constantinopels, in die Hände fiel und den Schlüssel zu Adrianopel, einem Theil von Rumelien und zu Constantinopel gab. Während der Nacht fuhren wir durch das Marmora-Meer und sprangen am andern Morgen bei Sonnenaufgang aus unseren Schlafcabinetten schnell auf das Verdeck, nachdem der Piccolo des Schiffes uns mit dem elektrischen Wort „Constantinopolis" geweckt hatte.

Die große, wie Rom auf sieben Hügeln erbaute amphitheatralisch emporsteigende Weltstadt breitete sich in aller

ihrer Majestät und Herrlichkeit vor uns aus und gewährte ein reizendes, wunderbar schönes Bild, dem kein anderes in der Welt zur Seite zu stellen sein dürfte. Stambul (Byzanz) liegt auf einer dreieckigen, im Westen mit dem festen Lande Rumeliens zusammenhängenden, im Norden von dem goldenen Horn und im Süden vom Meer von Marmora begrenzten Landzunge des thracischen Bosporus. Die Stadt selbst, mit verfallenen, aus der byzantinischen Zeit herrührenden Festungsmauern umgeben, nimmt mit Ausschluß der 15 Vorstädte einen Umfang von 2½ Meilen ein. Stambul, eine Stadt von 80,000 zum Theil hölzernen Häusern, mit einer Gesammtzahl von mehr denn 650,000 Seelen, besitzt 500 große und 5000 kleinere Moscheen, 1200 öffentliche Bäder, 500 höhere Lehranstalten, 1200 Elementarschulen u. s. w.

Statt eine detaillirte, minutiöse Beschreibung der so oft und so mannichfaltig geschilderten Stadt Constantinopel zu fordern, möge mir der freundliche Leser gestatten, nur einige allgemeine Federzeichnungen entwerfen zu dürfen, die zu einer übersichtlichen Anschauung nöthig und zur Vervollständigung vorliegenden Werkes zweckmäßig sein dürften.

Nachdem wir Weinberge, Gärten, Landhäuser und Fabrikgebäude passirt, fuhren wir am finstern Schloß der sieben Thürme vorüber immer längs der vielthürmigen, in gewundener Linie laufenden Stadtmauern (sie enthalten 28 Thore und 5 Pforten) dahin. Bald kamen wir zu der berühmten Bucht, das Sigma genannt, und von da an die in eine abgestumpfte Ecke endende dreieckige Landspitze, bogen von da nördlich in das goldene Horn, den sichern Hafen mi-

dem unabsehbaren Mastenwald ein und gingen daselbst vor Anker. An jener Landspitze stoßen der Bosporus, das Marmora-Meer und das goldene Horn zusammen. Letzteres zieht sich in Form einer länglichten Bucht oder eines Armes vom Bosporus eine deutsche Meile lang in das Land hinein bis zum heiligen, von Todtenfeldern umgebenen Ejub an die „süßen Gewässer" und trennt die Vorstädte Galata, Topchana, Pera, Sidlidsche, Chaskioi u. s. w. von Stambul, der eigentlichen Türkenstadt. Der Bosporus zeigt gegen Osten auf dem asiatischen Ufer die Stadt Scutari mit großen Casernen, Cypressenhainen und anmuthigen Gebirgshöhen im Hintergrunde; vor der Stadt im Meere liegt der befestigte Leanderthurm, der aber nicht mit jenem Thurme gleichen Namens in dem Hellespont zu verwechseln ist. Im Hintergrunde der Ostseite des Hafens tauchen die fünf grünen Fürsteninseln aus dem Meere empor. Die Paläste des umfangreichen Serails (Serai Burnu) mit ihren Cypressengruppen, chinesischen Minaretkuppeln und reizenden Kiosks liegen vor uns am äußersten Ende der genannten Landspitze. Dahinter erhebt sich das terrassenförmig gebaute hölzerne Häusermeer Stambuls, das an ein Mittelding zwischen einem an einem Bergabhang oder Hügel bunt und flüchtig geschlagenen Zeltlager eines campirenden Volkes und einer fest und dauerhaft gegründeten Stadt erinnern könnte, wenn nicht die blendend weißen schlanken Minarets, die zahllosen weitgewölbten Kuppeln der Moscheen mit dem funkelnden Halbmond, die Ruinen eines alten byzantinischen Aquaductes und viele einzelne Paläste und Mausoleen als Repräsentanten einer Weltstadt hervorragten. Vor Allem

springen die Minarets und Kuppeln der großen Riesenmoscheen Aja Sofia, des Sultans Achmed, des großen Suleiman, der Suleimanje, Bajazeth II., Mahomed II. u. s. w. in die Augen und fesseln durch ihre Majestät den erstaunten Blick. Im Hafen des goldenen Horns spiegelt sich das Bild einer Hauptstadt. Ueberall Leben und Thätigkeit. Eine große Menge von Schiffen aller Arten und Nationen liegen hier; auch mehre türkische Kriegsschiffe, von denen sich seit einigen Tagen an 25 vor der Stadt befinden, darunter gewaltige Dreidecker von erstaunlicher Größe. Mehre Brücken laufen über das hier 300 Klafter breite goldene Horn, auf denen viele Tausende von Menschen täglich von Galata nach Stambul und wieder zurückströmen. Das Getöse der Menschen, das Brausen der Dampfschiffe, das Schreien der Schiffer und die Ruderschläge der rüstigen Fanarioten, die mit Blitzesschnelle die langen, einem Weberschiffe ähnlichen, aber unten abgerundeten Kaiks hin und her lenken, betäuben das Ohr. Hier ist der Zauberblick zu suchen, der so magnetisch fesselt und Constantinopel für die schönstgelegene Stadt der Welt erklärt; von hier schaut man freudetrunken und staunend in das pittoreske Chaos, in dem Schön und Widerlich so schleierlos vereinigt, in dem Regel und Ausnahme, Ordnung und Unordnung, Harmonie und Dissonanz so malerisch für den Gesammtblick verbunden ist. Der Blick schweift unstät über Schiffe, Menschen, Moscheen, Minarets und Thürme dahin; an einem der letzteren, dem Thurme des Seraskiers, der mit einem in den Lüften schwebenden Neste des Paradiesvogels verglichen worden ist, bleibt aber das Auge haften, wie die Biene an der honigsüßen

Blume. Welche formen- und farbenreiche Landschaft, welcher zauberische Totaleindruck des Bildes ringsum! Hier gibt es für das Auge Momente des höchsten Genusses und des innigsten Entzückens — mag man auf der Brücke des goldenen Hornes, auf dem Thurme von Galata stehen oder in dem von den leichten Wellen spielend dahinbewegten zarten Kaik zwischen Asien und Europa umhertreiben — überall überläßt man sich dem Entzücken des Beschauens und Empfindens. Das Füllhorn der Schönheit ist zauberisch und verschwenderisch, trotz der Geschmacklosigkeit und Unordnung der Details und trotz des Gegensatzes in der Unordnung, über das Ganze ausgeschüttet. Stambul an der Grenzwarte zweier Welttheile erinnert an eine duftende Blume, an ein sinnvolles Gedicht, flammt als Auge Europa's leuchtenden Blickes nach Asiens Küste hinüber und stellt sich als Metropolis des Erdbodens dar, in der die Loose für Europa's Zukunft geworfen werden. Die bekannte Anekdote: ein Engländer sei mit seiner Yacht nach Constantinopel gekommen, habe Stadt und Umgebung vom Bord seines Schiffes eine Zeit lang mit Entzücken betrachtet und sei dann wieder in See gegangen, ohne die Stadt zu betreten, ist charakteristisch für den zauberischen Anblick Constantinopels von Außen und für die Täuschung, die jedem Reisenden beim Eintritt in die Stadt bevorsteht.

In einem Kaik fuhren wir an das Ufer von Galata und stiegen von hier nach Pera durch einige krumme, holperige, schmutzige, schlecht gepflasterte Straßen hinauf, in denen viele Menschen sich hin und her drängten und räudige Hunde uns heulend begrüßten. Diese Bestien, diese Wahr-

zeichen des Orients, schleichen mit fletschenden Zähnen und eingezogenen Schwänzen Tag und Nacht als lärmende Patrouillen in allen Straßen umher; ihre Stationen haben sie gewöhnlich mitten in denselben, meist an den gangbarsten Plätzen; in der Nacht sind sie am thätigsten und bellen und heulen am lautesten, als ob ein Hundeheer gegen das andere streite. Die Türken, obgleich sie dieselben als unreine Thiere betrachten, dulden sie doch und mißhandeln sie selten. Im Ganzen haben sie ein struppiges, hungriges Ansehen, sind aber meist gutmüthiger Natur; jedoch gibt es auch wilde darunter, die insbesondere den Fremdling und am liebsten des Abends oder Nachts anfallen, wenn er ohne Laterne in den Straßen umherstolpert. Ihre Anzahl ist ungeheuer, denn sie soll über 80,000 betragen.

Nachdem wir uns von dem Landungsplatze aus durch ein solches bellendes Hundeheer, nicht minder durch eine Menge von Beutelschneidern und Abenteurern, die hier, wie in jeder großen Seestadt, ihre Talente zu verwerthen suchen, Bahn gebrochen und die nächsten übelriechenden, dumpfigen Straßen mit den rothbemalten und mit hervorspringenden Erkern versehenen Häuschen durcheilt hatten, keuchten wir an den Gesandtschaftshotels den Berg hinan und befanden uns bald in der Grande Rue de Pera, wo englische Porter- und Whiskykneipen, französische Modewaarenhändler, deutsche Materialisten, italienische Doctoren, Fischhändler, Friseure, Zeitungsschreiber, Gelehrte und Gesandte u. s. w. Sitz und Stimme haben. Man glaubt sich hier in einer europäischen, italienischen Stadt, keineswegs aber in der Hauptstadt des türkischen Reiches zu befinden. Nachdem wir lange durch

den dicken Straßenkoth geduldig hindurch gewadet, erreichten wir endlich das Hotel d'Angleterre.

Von der schmutzigen, unregelmäßigen Straße tritt man durch einen langen, sich abwärts neigenden Thorweg und Gang in das aus Holz gebaute, mit kühlen, luftigen Zimmern versehene geräumige Hotel, welches aus seiner Vorderfronte eine reizende Aussicht auf den Bosporus, Stambul und das goldene Horn bietet. Das Innere des alten Gebäudes ist von Herrn Missiri, der große Reisen gemacht und sieben Sprachen geläufig spricht, reinlich und mit jeglichem Comfort eingerichtet. In dem niedrigen salle à manger wird Vormittags das Frühstück und Nachmittags das Mittagsessen (table d'hôte) gemeinschaftlich von den Reisenden eingenommen; hierfür (ausschließlich eines besonderen Weines) und für das Zimmer zahlt der Reisende gewöhnlich täglich 60 Piaster. Lunch wird besonders mit 10 Piastern bezahlt, ebenso Lichter, Bedienung, Getränke u. s. w. Die Einrichtung des Hotels ist, die Preise mit inbegriffen, durchaus englisch; in den Zimmern darf nicht geraucht und nach 11 Uhr die Ruhe des Hauses durch laute Gespräche u. s. w. nicht gestört werden. Ein zweites empfehlenswerthes Hotel in Pera ist Hotel de Byzanz; dasselbe hat eine schöne Lage, freundliche, reinliche Einrichtung und eine vortreffliche Küche. Die Preise sind hier etwas mäßiger gestellt, als im Hotel d'Angleterre. Der Wirth, ein Deutscher, besitzt außerdem noch ein großes neueingerichtetes Hotel in Bujukdere.

Pera, eine Vorstadt Constantinopels, zählt gegen 200,000 Einwohner, deren Hauptbestandtheile Griechen,

Armenier, Franken, Dragomans und Gesandte Europa's bilden. Die eigentliche Stadt liegt auf dem Scheitel eines Vorgebirges und wird von Galata durch eine Mauer getrennt. Sie ist sehr unregelmäßig und meist aus Holz gebaut, erst in der neueren Zeit hat man vielfach schöne steinerne Häuser aufgeführt. Die hier oft stattfindenden Feuersbrünste (1831 wurden 20,000 Häuser durch Feuer zerstört), so unheilvoll sie auch für den Wohlstand der Einwohner sind, tragen doch viel zur Verschönerung und Erweiterung der Stadt bei. Die Paläste der Gesandtschaften, alle mit Ausnahme des englischen auf dem nach dem Bosporus gerichteten Abhange des Perahügels gelegen, zeichnen sich vor allen übrigen Gebäuden durch Größe und Baustyl vortheilhaft aus. Im Nordosten von Pera befinden sich unweit der großen Artilleriecaserne die türkischen, armenischen und fränkischen Begräbnißplätze mit reizenden Cypressenhainen und feenhafter Aussicht auf den dunkelblauen Bosporus.

Von Pera steigen wir hinab nach der von den Genuesen gegründeten Vorstadt Galata und können bei Durchwanderung der fast 2000 Schritte langen, finstern, schmalen Hauptstraße die hölzernen Häuser, massiven Magazine, das Hafenleben und Volksgewühl beobachten. Galata ist ein Haupthandelsplatz Constantinopels, hängt im Osten mit der kleinen Vorstadt Topchana zusammen, welche die Artilleriecaserne, Kanonengießerei, einen schönen Kai und eine herrliche Fontaine einschließt. Letztere sind überhaupt sehenswerthe viereckige Bauwerke von weißem Marmor, mit vorspringendem Dach, Geländer, Arabesken und Verzierungen geschmückt. Von Galata gelangt man auf einer der

großen hölzernen Brücken über das goldene Horn nach Stambul.

Welche Menge heller und dunkelfarbiger, olivenfarbiger, weißer und schwarzer Physiognomieen erblickt das Auge, welches Chaos von Trachten, von Seide und Lumpen taucht auf und welches verwirrte Sprachengeplapper tönt an das Ohr! Sind auch die asiatischen und orientalischen Costüme meist schmutzig und verblichen, gewinnt Constantinopel mit der Zeit auch immer mehr ein europäisches Aeußere, so ist es dennoch keine Frage, daß die engen, knappen, formlosen Kleider der Franken in der permanenten Volksmaskerade am Bosporus die wenigst pittoreske Rolle spielen. Wie anders dagegen erscheint der Orientale mit seinen bunten und faltenreichen Gewändern, mit seiner Natürlichkeit und Ungezwungenheit. Dort kommt uns der schweigsame Sohn des Propheten, ein ächter Osmanli, entgegen! Wie bedächtig, stolz, würdevoll, mit scharfem Herrscherblick und breiter Stirn er daherschreitet, obgleich seine Figur eher klein, eher dick als schlank ist! Fez und Turban sitzen malerisch auf dem glattrasirten Kopfe, der mit Pelz verbrämte Kaftan läßt eine reiche gelbe Damastjacke, einen rothen Gürtel, blaue Pumphosen und dicke wollene Halbstrümpfe mit großen rothen Schuhen und plumpen Unterschuhen sehen. In der einen Hand hält er den unvermeidlichen Rosenkranz mit 99 hölzernen Kügelchen (Tesbeth), in der andern den dampfenden Schibuck. Ihm entgegen kommt ein langer, finsterer Perser mit einer schwarzen schafledernen, zuckerhutartigen Mütze auf dem Kopfe; beide legen die Hand zum Gruß feierlich auf die Brust und gehen langsam an einander vor=

über. Hier galopirt der kriegerische, schlanke, hagere Tscherkesse mit der Adlernase, und der schwerbewaffnete Albanese mit listigem Blick auf flüchtigem Pferde durch die Straßen; dort keucht der armenische athletische Hamel oder Lastträger, in Lumpen und Sandalen gekleidet, mit einem gewaltigen Waarenballen auf dem Rücken daher und sticht sehr ab gegen den neben ihm gehenden, im Fez von rother Wolle und im langen blauen Rock gekleideten reichen Armenier, der zwar auch athletische Formen, dabei aber ein nobles Aeußere und ein intelligentes Gesicht mit dunklem Teint wahrnehmen läßt und den Handelsmann von Geld und Credit repräsentirt. Bunt bemalte, schwerfällige, mit Ochsen bespannte Arabats (Wagen), deren Leiter „Barnabak" (gebt Acht) rufen, und lange Reihen von Kameelen, auf beiden Seiten mit herabhängenden Körben beladen, bewegen sich langsam durch das Volksgewühl. An jener Ecke steht ein Haufen Griechen schwatzend und gestikulirend; es sind kräftige und scharf geschnittene Köpfe mit der rothen Quastenmütze keck auf dem schwarzen Haar, welche die bunten prunkenden Jacken, die Sammetweste und reichen Schärpen allerliebst kleiden. Dicht dabei kauert ein Häuflein schwarzer Neger und Berber mit dem Sklavenhändler und hört stumpfsinnig dem lauten Gespräch zu. Der Bosniake mit einem Pelze aus Wolfsfell, der Raize (Serbier), der schlichte Handelsmann, der gutgewachsene ernste Bulgare mit der zottigen Schafpelzmütze auf dem Kopfe und mit seiner schlanken, kräftigen Frau an der Seite, der schmutzige Jude mit dem verschmitzten Gesicht schlendern müßig und neugierig umher. Türkinnen, Kopf und Hals mit dem Schleier

(Taschmak) verhüllt und mit großen Mänteln (Feredsche) angethan, kommen in gelbledernen plumpen Stiefeln watschelnden Ganges unter Aufsicht dummdreister Eunuchen die Straßen herauf, bettelnde Derwische schlüpfen gewandt durch die Volksmassen, Kuchenhändler (Lokumdschis), Obst- und Wasserverkäufer (Sakas) erfüllen die Straße mit Geschrei, indem sie die Worte: „Aschlad" (verschiedene Früchte), „Tschorek" (Backwerk) unaufhörlich ausrufen. Der Beduine, der Sohn der Wüste, schleicht still durch das Getümmel, unbekümmert um das geräuschvolle Straßenconcert, welches Lastträger, Bootsleute, Fischer, Pferdeverleiher und bellende Hunde mit vollen Kehlen aufführen.

Die Bazars, das Serail und die Moscheen bilden die Hauptsehenswürdigkeiten des inneren Stambuls. Erstere sind ausgedehnte steinerne Hallen mit Deckengewölben, in denen Oeffnungen zur Beleuchtung angebracht sind, wiewohl dennoch immer ein Halbdunkel vorherrscht. An der Seite der steinernen Hallen sind die Verkaufsmagazine in Form von unseren Markt- oder Meßbuden angebracht. Sie bilden lange Reihen, ordentliche Straßen und Abtheilungen, förmliche Stadtviertel, mit den köstlichsten Schätzen Asiens und Afrika's reich gefüllt. Jedes Gewerbe, jedes Geschäft, jeder Waarenartikel hat seinen bestimmten District. Tagelang kann man in diesen Bazars herumlaufen, immer wieder eröffnet sich eine neue Welt. Hier sieht man die Sattler, Schuster, Droguisten und Waffenhändler, dort die von Seidenstoffen, Mousselin, Goldstoff, Kaschemirshawls, Goldstickereien gefüllten Lager; hier Gold, Elfenbein und Juwelen, dort Bernstein, Gewürze, Specereien, persische Ga-

lanteriewaaren und orientalische Wohlgerüche der feinsten Art.

Zur Besichtigung der Serails und der Moscheen ist ein Ferman nöthig, der mehre hundert Piaster kostet. Dem Bezahlenden kann sich eine unbeschränkte Anzahl Schaulustiger anschließen, und so waren auch wir wohl 40 bis 50 Franken (Europäer) eines Vormittags vor dem Serail versammelt, um dasselbe in Begleitung eines türkischen Officiers zu besichtigen. Das auf der nach dem Bosporus vorspringenden Landspitze liegende, in Form eines Dreiecks von Mahomed II. erbaute hölzerne Sommerserail nimmt mit seinen Gebäuden, Gärten, Küchen, Stallungen und Höfen einen ungeheuern Raum ein und gleicht von Außen mehr einem leichten zweistockigen Schweizerhaus als einem kaiserlichen Palast. Die Lage ist jedenfalls das Reizendste. Das Innere besteht aus drei Höfen. Die Architektur der Gebäude ist geschmacklos chaotisch, ebenso die Anlage der finstern Höfe und einfachen Gartenanlagen; am meisten fesselten meine Aufmerksamkeit die herrlichen Cypressengruppen und die reichhaltige Rüstkammer in der ehemaligen Kirche der heiligen Irene. Die großherrlichen Gemächer, die wir mit Ueberschuhen betreten durften, sind nach europäischem und asiatischem Geschmack gemalt und vergoldet, zum großen Theil mit Parquetboden oder mit Teppichen und feinen Matten belegt, bieten aber keinen Reichthum von Gemälden, Statuen und Kunstwerken. In manchen jedoch sieht man mit Gold und Azur eingelegte Wandarbeiten, türkische Inschriften, Springbrunnen u. s. w. Die gegen das Meer gerichteten Frauengemächer — der Harem —

waren sehr einfach meublirt und mit vielen Kupferstichen geschmückt, welche Napoleonische Schlachten und Kriegsschiffe darstellten. Die Fenster sind mit dünnem, hölzernem Gitterwerk versehen. Auch die Gärten des Harem bieten nichts Besonderes, obgleich sie reich an Blumen, an Limonen- und Apfelsinenbäumen sind.

Nachdem wir den Sommerpalast, den Harem, Kiosk und Blumengarten gesehen, traten wir von der Terrasse in einen großen Hof, in dem sich die weiße Säule Theodosius des Großen befindet, und gelangten durch ein Thor in den eigentlichen Sultanspalast. Hier wurde uns der dunkle Kiosk gezeigt, wo der Sultan, auf einem Divan unter einem mit Türkisen und Korallen übersäeten Bronzebaldachin sitzend, den Gesandten Audienz ertheilte. Aus dem Thore des Heils (Bab el sediet) gelangten wir wieder in einen großen Hof und traten durch das mittlere Thor (Orta Kapu, einst Bab es selam, Thor des Friedens) in den großen und ersten Hof, wo die Hinrichtungen stattgefunden. Nachdem wir die hier stehenden zwei großen Platanen (7 Klaftern im Umfange) betrachtet, besuchten wir das Palast-Arsenal, welches geschmackvoll aufgestellt, reich an eigenthümlichen und historisch-denkwürdigen Gegenständen ist.

An das Serail knüpfen sich viele Erinnerungen aus der Vorzeit. Hier wurden die Gesandten der fremden Mächte empfangen, Verträge abgeschlossen und Hinrichtungen vorgenommen. Die Leichen der im zweiten Hofe hingerichteten Serailbewohner oder die in Säcke gesteckten schwangeren Sultaninnen unter Mahomed II. wurden von hier in den

Bosporus geworfen. Im Kiosk von Gulhane (Tulpen- oder Rosen-Pavillon) wurde 1829 der bekannte Hattischerif gleichen Namens von dem Sultan unterzeichnet. Der Palast des Großveziers, außerhalb der drei Höfe des Serails liegend, bildet den eigentlichen, aber unansehnlichen Haupteingang zum Serail. Von der Pforte dieses Palastes hat die osmanische Regierung den Titel: „hohe Pforte" angenommen, der übrigens auch schon im byzantinischen Reiche üblich war. Bekanntlich pflegten die orientalischen Herrscher unter dem Hauptthor ihres Palastes, umgeben von den Großen des Reiches, Recht zu sprechen.

An der Westseite des Serails erhebt sich die majestätische Sophienmoschee, deren regelmäßige Quadratform (an jeder Seite 33 Klaftern Länge) sich in Form eines in Länge und Breite gleichen Kreuzes für den darstellt, der im Mittelpunkte der Kirche steht. Insbesondere macht die wunderbare kühne, mit Fenstern versehene Wölbung der flachen, sphärischen, von hundert Säulen aus Porphyr, Jaspis, Marmor und Serpentin gestützten Kuppel (ihre Erhebung über den Boden beträgt 23 Klaftern) einen überaus großartigen Eindruck. Das Innere ist hell erleuchtet; die Wände sind weiß und schmucklos, an letzteren befinden sich Galerien und Chöre. Die reichste Gold-Mosaikarbeit bietet sich dem Auge; der Boden ist mit Marmorpflaster versehen und mit Teppichen belegt. Bilder weist die Moschee nicht auf, wiewohl zu vermuthen ist, daß unter dem Kalküberwurf der Wände noch dergleichen aus der christlichen Zeit verborgen sind. Auf mehren großen Holztafeln sieht man den Namenszug des Sultans; eine große Menge kleiner Gebet-

lampen hängt von der Wölbung herab; zwei kolossale Wachskerzen deuten die Richtung nach Mekka an. Wir trafen in der Moschee viele Gruppen von Betenden und auch eine Schaar vermummter Frauen an, die von einem alten ehrwürdigen türkischen Uleman in dem Koran unterrichtet wurden. Die Leute staunten uns schweigend an, ließen uns aber ruhig gewähren. Unter Kaiser Justinian wurde die jetzige Kirche, nachdem sie früher in den Jahren 404 und 532 abgebrannt war, von den Baumeistern Anthenius von Tralles und Isidorus von Milet gebaut. An 10,000 Menschen sollen über sechs Jahre daran gearbeitet und die Kosten der Herstellung an 7 Millionen Thaler betragen haben. Die innere Einrichtung, z. B. der Thüren aus Elfenbein und Cedernholz, der Altartische, der goldnen Kreuze u. s. w. war glänzend und prachtvoll, und Säulen aus Baalbeck, Ephesus, Athen u. s. w. trugen zur Verherrlichung des Prachtbaues bei. Nachdem die Kirche vollendet, sprach Justinian: „ich danke Gott, daß ich Salomo besiegt; Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden“ — und doch sprengte am 29. Mai 1453, nachdem Constantinopel von den Türken erobert und Constantin Paläologus, der letzte der oströmischen Kaiser, auf der Bresche einen Heldentod gestorben war, Mohamed II. mit seinem Streitroß auf den Altar und rief, das Kreuz zerschlagend, die Worte: „Es ist nur Ein Gott und Mohamed ist sein Prophet!“

Von der Aja Sofia aus besuchten wir die Achmetje, in welcher sich die Gräber von Achmed (gest. 1617) und seiner Söhne Osman II., Murad IV., Bajazet und Suleiman be=

finden. An Pracht und Größe steht sie der Aja Sofia nach, ist aber im Innern mit vielen Kostbarkeiten und an der Außenseite mit sechs schlanken Minarets geschmückt. Alljährlich zieht von dieser Moschee aus die Carawane nach Mekka. Von den übrigen von uns besuchten Moscheen sei noch die Suleimanje erwähnt, welche sich durch eine symmetrische Architektur vor Allem auszeichnet. Sie wurde in den Jahren 1550—56 erbaut und hat vier Minarets. Hier befinden sich die Gräber des Sultan Suleiman und seiner Lieblingssultanin Roxelane.

Unmittelbar an der Moschee Achmetje ist der Hippodrom, der einstige Schauplatz der festlichen Spiele und Wettrennen, der Revolutionen und Metzeleien der byzantinischen Kaiser — jetzt ein öder, schmutziger, unheimlicher Platz, genannt Atmeidan, der von all' den früheren Herrlichkeiten nichts als einen unvollendeten verwitterten Obelisk, einen von Constantin errichteten Pfeiler und den Rest eines dreifachen Schlangengewindes aufweist. Unter Justinian fand im Jahre 532 auf diesem Platze die sogenannte Nika, ein Aufruhr der Parteien „der Grünen und Blauen" statt, der ein entsetzliches, mehre Tage lang währendes Morden nach sich zog. Die „Grünen" riefen den Hypatius, den Neffen des verstorbenen Kaisers Anastasius, zum Herrscher aus. In dem hiernach zwischen ihnen und den „Blauen" entstandenen Kampfe wurden über 30,000 Menschen niedergehauen, dabei ging ein Theil der Stadt in Flammen auf. Belisar aber rettete durch seine Entschlossenheit dem Justinian Thron und Krone. Hypatius wurde hingerichtet.

Doch genug von diesen blutigen Erinnerungen, die uns bei der Wanderung durch die Plätze und Straßen Stambuls in das Gedächtniß zurückgerufen werden. Eilen wir lieber in die schöne freie Natur hinaus, und welcher Ausflug könnte wohl ein lohnenderer sein, als eine Fahrt auf dem reizenden Bosporus? Wir besteigen zu diesem Zwecke eins der vielen dahingehenden Dampfschiffe und dampfen den merkwürdigen Meeresarm hinauf nach Bujukdere zu. Die Ufer sind malerisch und mit Palästen, Kiosks, Moscheen, Kaffeehäusern, Fischerhütten, Ortschaften und Fruchtgärten besäet. Zuerst fuhren wir, Topchana und Funduklu passirend, an dem neuen Palast des Sultans Dolmabagdsche (Bohnengarten) vorüber, der im italienisch-klassischen Styl massiv erbaut, aus einem großen Mittelgebäude und zwei gewaltigen Flügeln besteht und mit dem anstoßenden Sommerpalast Beschiktasche (Wiegenstein) verbunden ist. Die Fronte nach der Seeseite zu beträgt an 1000 Fuß Länge, und der Harem im Innern enthält Räumlichkeiten für 300 bis 400 Weiber. Das Dach ist mit Blei gedeckt. In der Nähe befindet sich das einfache Denkmal des türkischen Seehelden Hairaddin (Barbarossa). Der Sultan besitzt viele Paläste in und um Constantinopel, was wohl auch darin seinen Grund haben mag, daß jeder Sultan wenigstens einen Palast baut. Diese liegen in verschiedener Richtung, der Bosporus aber behält den Vorzug.

Eine Fahrt auf dem Bosporus gehört zu den reizendsten der Welt. Bei jeder Wendung und Biegung des Schiffes entfaltet sich eine neue Bilderwelt mit entzückenden Aussichten auf Berge, grüne Hügel, auf Thäler und

Schluchten, Städte, Dörfer, Schlösser, alte Ruinen, malerische Pavillons, Kiosks und freundliche Gärten mit Blumenteppichen tauchen immer wieder in veränderter Gestalt vor dem staunenden Auge auf. Die Abwechselung ist unendlich und die Mannichfaltigkeit der Gruppirung, Scenerie und Schattirung im höchsten Grade entzückend. Nachdem wir das große Dorf Kuru Tschesme nebst umliegenden Gebäuden, sowie das an der kleinsten Breite des Bosporus liegende Dorf der Albanesen Arnaud Koi passirt, tauchte vor uns die amphitheatralisch gelegene Bai von Bebeck und Rumili Hissar, das Schloß von Rumelien an dem engsten Theile des Bosporus auf.

Wir kamen bald an Therapia vorbei, wo die englischen und französischen Gesandten ihre Hotels haben, und gelangten nach Bujukdere, einem auf dem europäischen Ufer reizend gelegenen Städtchen, dem Lieblingsaufenthalte der constantinopolitanischen diplomatischen Welt. Die Bucht von Bujukdere ist die größte von allen im Bosporus, und der Hafen gilt als einer der besseren, obwohl wir nur wenige Schiffe daselbst sahen. Es gibt hier mehre Hotels, in denen der Reisende ein freundliches Unterkommen findet, auch trifft man zur geeigneten Jahreszeit viel Fremde, die sich hier oder in dem nahegelegenen, durch seinen Wald und seine Wasserleitung berühmten Belgrad aufhalten, um die gesunde Luft, das gute Wasser zu genießen und sich an Rosen und Nachtigallen zu erfreuen. Ein reizender Sommeraufenthalt dieses Bujukdere! Kaiks, Boote und Dampfschiffe vermitteln die Verbindung mit den nächstliegenden Ortschaften und Städten und mit dem asiatischen Ufer.

Auch wir mietheten ein Boot, ließen uns auf die asiatische Küste übersetzen und bestiegen dann den Riesenberg, der als der höchste Punkt am Bosporus eine sehr belohnende Aussicht nach dem Schwarzen Meere, nach den Vertheidigungsschlössern und vielen anderen Ortschaften des Bosporus gewährt. Bei unserer Ankunft fanden wir zu unserer Ueberraschung eine kleine Gesellschaft deutscher Landsleute vor, in deren Kreis wir einen angenehmen Nachmittag verlebten. Auf der Höhe des Berges wird das sogenannte Riesengrab gezeigt, welches nach der türkischen Sage die Gebeine des Josua einschließen soll. Am Fuße des Berges befand sich vom 20. Februar bis 10. Juli 1833 das Lager der russischen Armee. Der Sultan Mahmud hatte den Kaiser Nikolaus um Hülfe angerufen gegen Ibrahim Pascha, welcher am 27. Mai 1832 St. Jean d'Acre erobert, den Großvezier bei Konieh aufs Haupt geschlagen (21. Dec.) und Constantinopel bedroht hatte. Die Russen, die sich nach dem Frieden von Adrianopel (14. Sept. 1829) als Feinde aus der Nähe von Constantinopel wegbegeben hatten, erschienen somit drei Jahre später wieder als Bundesgenossen der Türkei und schlugen innerhalb des Bosporus auf der asiatischen Seite das erwähnte Lager bei Unkiar Skelessi, wo auch am 26. Juni 1833 jener oben erwähnte Vertrag zu Gunsten der russischen Flotte unterzeichnet wurde.

Man überblickt von hier einen großen Theil des Bosporus mit seinen bekannten sieben Baien und Vorgebirgen auf beiden Ufern. Dieser merkwürdige Meeresarm oder Canal von Constantinopel führt die Ueberfülle des Wassers des Schwarzen Meeres in das Marmora-Meer und verbindet

somit den Pontus mit dem Propontis. Die ganze Länge des Bosporus mit Einschluß der vielen Krümmungen beträgt vier Meilen; seine Breite, geringer als die des Hellesponts, ist verschieden, und wenn sie auch an seiner nördlichen Mündung in das Schwarze Meer 4166 Schritte beträgt, so verengt sie sich zwischen dieser und Bujukdere bei Telli Tabia doch schon auf 1497 und unterhalb oder südwärts von Bujukdere sogar auf 958 Schritte. Die Strömung richtet sich nach den Windungen der Küste und ist oft sehr stark; an der Spitze des felsigen Vorgebirges, wo das Dorf Arnaud liegt, ist sie am stärksten, weshalb sie hier auch „Teufelsströmung" heißt. An beiden Küsten befinden sich mehr als 20 Batterien mit nahe an 500 Kanonen, da natürlich in militärischer Beziehung der Bosporus eine große Wichtigkeit hat. Das Eindringen einer feindlichen Flotte von Norden, wenn auch durch Strömung und vorherrschenden Nordwind begünstigt, dürfte dennoch mit diesen Batterien einen sehr gefährlichen Stand haben, zumal das Geschütz von schwerstem Kaliber ist; hierzu gehören mehr als 60 sogenannte Steingeschütze, aus denen große granitne Vollkugeln geschossen werden. Die bedeutendsten Batterien sind auf dem europäischen Ufer Rumili-Kawak-Hissari und Telli-Tabiassi, auf dem asiatischen Anadoli-Kawak-Hissari und Madschjar-Tabiassi, welches letztere am Fuße des Riesen- oder Juschaberges liegt.

Die mythischen und historischen Erinnerungen, die sich an die Ufer des Bosporus knüpfen, sind sehr zahlreich. Unter Anderem sei erwähnt, daß die Symplejaden oder Kyanäen, auch Kyaneische Felsen oder die Cyanischen

Inseln genannt, durch die der nach Colchis schiffende Jason mit seinen Argonauten glücklich hindurchschiffte, dicht an der Mündung des Bosporus am Schwarzen Meere vor Rumuli Fanaraki liegen. Bei Karibdsche befand sich der Hof des von den Harpyen geplagten Königs Phineas, bei Therapia warf Medea Gift auf die thracische Küste, im schönen großen Hafen von Stenia liefen die Argonauten ein und bei Kuru Tschesme soll der von Medea gepflanzte Lorbeerbaum gestanden haben u. s. w. Bei Phanum oder Hieron opferte Jason den zwölf großen Göttern, nahm vom Vorgebirge Jum Burun den Anker mit u. s. w. In historischer Beziehung sei erwähnt, daß unweit Rumili Hissar Darius die persische Armee über die von Androklus von Samos geschlagene Brücke nach Scythien führte, daß in den Baien von Therapia zwischen Genuesen und Venetianern Seegefechte stattgefunden haben.

Nach Constantinopel zurückgekehrt, eilte ich am anderen Morgen, einem Freitag, mit mehren Freunden nach Topchana, um den Sultan zur Moschee reiten zu sehen. Vor dem Palast hatte sich eine Menge neugieriger Menschen eingefunden; auch wurde man auf den Straßen und insbesondere auf nahegelegenen Terrassen viele Gruppen verschleierter türkischer Frauen gewahr. Die dienstthuenden Officiere wiesen uns zuvorkommend einen günstigen Platz dicht am Thore an und das Militär bildete bald darauf Spalier längs der ganzen Straße. Das Thor öffnete sich, die Musik spielte auf und der Padischah erschien mit einer glänzenden Suite, umgeben von seinen Ministern. Der Sultan Abdul Medschid saß schlicht, einfach und schlaff auf einem

schönen Pferde, dessen Schabrake mit Perlen und Goldstickereien geschmückt war und das langsam einherschritt. Seine Haltung ließ eher auf einen gutmüthigen und friedlichen als energischen und kriegerischen Charakter schließen; sein Aussehen verräth keineswegs eine kräftige Körperconstitution; mir kam er wie ein an einer Brustkrankheit Leidender vor. Sein Gesicht ist regelmäßig; die Form desselben ächt orientalisch und türkisch, und der Ausdruck edel anziehend und wohlwollend zu nennen; die großen schwarzen Augen, die starken dunklen Augenbraunen, der kleine Mund, die feinen Lippen und der lange, schwarze, feine Bart würden dem Gesicht einen kräftigeren und männlicheren Charakter verleihen, wenn die blassen und tiefliegenden Wangen nicht eine Hinfälligkeit und eine Erschlaffung der Muskelkraft verriethen, die dem Alter, in dem der Sultan steht, nicht entspricht. Abdul Medschid ist erst 30 Jahre alt, sieht aber mindestens 10 Jahre älter aus, wenn gleich die bleichen Wangen noch keine tiefen Falten zeigen. Seine Umgebung war weit mehr mit kostbar gestickten Stoffen, Orden und Diamanten geschmückt als der Sultan, dessen einfacher Anzug aus einem blauen Mantel, blauen Hosen und dessen Kopfbedeckung aus dem türkischen Fez bestand, an dem ein einziger, aber prachtvoller Diamant funkelte. Hinter dem Sultan wurde ein Pferd geführt mit reichem, mit Brillanten besetzten Sattel- und Zaumzeug. Den Zug schlossen die dicken, wohlaussehenden Minister und Officiere vom Generalstabe. Beim Vorbeireiten des Herrschers präsentirten die Truppen das Gewehr, und die Zuschauer neigten sich zur Erde, indem sie die rechte Hand von der Brust

nach der Stirn erhoben. Der Sultan blieb etwa eine halbe Stunde in der nahegelegenen Moschee und kehrte dann wieder langsamen Schrittes unter Musik und glänzender Begleitung nach seinem Palaste zurück. Dieser Besuch der Moscheen geht regelmäßig jeden Freitag und selbst bei dem heftigsten Regenwetter zu Pferde oder im Kaik vor sich. Eines Regenschirmes oder bedeckten Wagens bedient sich der Sultan bei diesen Aufzügen niemals.

Reiserückblicke.

Viel Großartiges hab' ich geschaut, manch Wunder der Erde,
Und die Erinnerung lebt ewig in freudiger Brust.
Sah' an Canada's Küsten sich wälzen den Strom Niagara,
Wie er vom Felsengeklüft jach in die Tiefe sich stürzt,
Sah, wie Alhambra, der Könige Bau, aus den Mauern Granada's
Stolz von der reizenden Flur raget zum Himmel empor.
Deine Tempel auch sah ich, du hundertthoriges Theben,
Grauer Wächter des Nils, Pharao's heilige Stadt!
Ach, wie erbebte das Herz vor der Größe des mächtigen Schöpfers,
Als durch der Wüste Grau'n eilte der flüchtige Fuß!
Dich, du erhabene Stadt, wo einst der Erlöser gewandelt,
Sah ich von sonniger Höh' schauen in's heilige Land,
Sah mit seinen Palästen und Gärten das prächtige Stambul
Unter des Halbmonds Schutz heben das glänzende Haupt! —

Strahlet in's Leben mir hold, der Erinnerung freundliche Sterne,
Und du, wandernder Schritt, kehre zum Herde jetzt heim:
Habe gestrebt und gesucht das Glück in der Fremde zu finden,
Aber den Frieden allein gab mir die Heimath zurück.

Anhang.

I.

Die Türkei in staatswirthschaftlicher Beziehung.

Reformperiode des türkischen Reiches. — Toleranz. — Charakteristik der Türken. — Fortbestand. — Rußlands Streben. — Staatsgebrechen. — Vorschläge zur Verbesserung. — Begriffsverwirrungen. — Bevölkerung. — Verwaltung. — Gewalt des Sultans. — Der Koran. — Geisterverfolgungen. — Emancipation der Christen. — Zeugenschaft der Christen gegen Muselmänner. — Gerichtspflege. — Gerichtsreform. — Stellung der Consulate im Orient. — Tahkik-Medschlissy. — Eigenthumsrecht. — Finanzwesen. — Ackerbau, Industrie und Handel. — Steuerwesen. — Religiöse Verhältnisse. — Türk' und Christ.

Ueberblickt man die Regierung des vorigen und jetzigen Sultans, so läßt sich im Allgemeinen ein Fortschritt nicht verkennen, wenn auch die Wirkung der Reformen von sofortigen und großen Erfolgen nicht immer begleitet gewesen ist, wenn auch mancher der Reorganisation des Reiches förderliche Ferman entweder ungeschickt oder gar nicht ausgeführt wurde. Krankt doch an dem letzten Uebel auch manches sich hoher Civilisation rühmende christliche Land, denn auch hier geschieht es nicht selten, daß Gesetze, Verordnungen, Proclamationen, Constitutionen u. s. w. eben so wenig

befolgt und eben so ruhig zur Seite gelegt werden, als Fermans in der Türkei. Sieht man ferner, wie in so manchem christlichen Staate z. B. das Lesen der Bibel verboten, die durch Besitz und Intelligenz einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildenden Juden gereizt und verfolgt, Katholiken gedrückt werden, wie den geduldeten Protestanten nicht erlaubt ist, Kirchen zu bauen, Glockengeläute zu haben, Gottesäcker anzulegen u. s. w., und zieht man dann zwischen den Regierungen dieser Länder und der Abdul Medschids bezüglich der Duldung und gesetzlichen Anerkennung anderer Culte neben der Staatsreligion eine Parallele, so dürfte sie wohl kaum so entschieden zum Nachtheil der Letzteren ausfallen, als dies Leute, die nie in der Türkei gewesen sind und nun einmal nichts Gutes in den türkischen Staatseinrichtungen finden wollen, gern glauben machen. Es gründet sich eben auf mehr als eine Phrase, es beruht auf — Manchen freilich unbequemen — Thatsachen, wenn man behauptet, daß die türkische Regierung stets Toleranz geübt hat, und zwar früher als das christliche England und allerchristlichste Frankreich, und daß die von der Pforte ihren christlichen Unterthanen erwiesene Duldung wohl manchen Regierungen, welche auf die Türkei, als auf einen barbarischen Staat, mit Verachtung herabblicken, zum Muster dienen könne. Die türkische Regierung gewährt den Christen freie Ausübung ihrer Religion, Sicherheit der Kirche, Unabhängigkeit ihrer Priester, unangetastetes Bestehen ihrer Klöster, vollständige Selbstverwaltung in ihren eigenen Angelegenheiten und als Kirchengemeinschaft vollkommene Freiheit. Die Geistlichkeit zahlt keine Charadsch (Kopfsteuer), die Lateiner keine Firdeh (Einkommensteuer),

die Pilger keine Zölle und Abgaben u. s. w. Ist dies derselbe Fall in allen christlichen Staaten? Oder üben der Kirchenstaat, Neapel, Spanien, Skandinavien u. s. w. Toleranz, indem sie keinen anderen öffentlichen Gottesdienst, als den der Staatskirche in ihren Besitzungen nachlassen oder gar gesetzlich gestatten?

Vorzüglich verdankt man es der Regierung des jetzigen friedliebenden Padischah Abdul Medschid und seines humanen Ministers, daß allen Christenverfolgungen mit möglichster Energie und sofort entgegengetreten wird. Abgesehen von früher erlassenen Verordnungen, Verfügungen und in dieser Beziehung gegebenen Zusagen, z. B. durch die Einführung des Tansimats oder des Hatticherif von Gülhane u. s. w. hat die Regierung aus freiem Antriebe am 6. Juni 1853 einen Ferman veröffentlicht, welcher allen Klassen der Unterthanen des Reiches vollständigen Schutz, und wie dies von jeher Sitte war, ohne Ausnahme vollständige Ungestörtheit in der Ausübung ihres Cultus und in der Ordnung ihrer geistlichen Angelegenheiten gewährt. Der Ferman sichert ferner zu: „daß die besonderen geistlichen Privilegien der Kirche und Klöster, sowie der Ländereien, unbeweglichen Güter und anderer von diesen Kirchen abhängenden religiösen Orte, die Immunitäten und Rechte, welche solchen Bethäusern und den Geistlichen zu eigen sind, die Privilegien und ähnlichen Concessionen, die da geschrieben und enthalten sind in den Berats, welche die alten Bedingungen der Patriarchen und ihre Vollmachten, Privilegien, Immunitäten und Concessionen einschließen, die den Geistlichen und getreuen Unterthanen des Reiches verliehen,

anerkannt und zugelassen worden sind, allezeit unverletzt erhalten werden." „Die protestantische Kirche — sagt der Jahresbericht des Jerusalems-Vereins in Berlin schon am 21. Januar 1853 — „ist jetzt im türkischen Reiche eine vollkommen anerkannte; die Pforte hatte allen ihren christlichen Unterthanen, welche zu irgend einer Form des Protestantismus übertreten wollen, die Erlaubniß dazu ertheilt und ihnen Schutz verheißen; sie hat sogar ein eigenes Ministerium zu Constantinopel gebildet, welches die Angelegenheiten der Protestanten leiten soll*)." Später, am 13. März 1854, hat die Pforte allen ihren Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, Gleichheit vor dem Gesetz, Errichtung gemischter Gerichte u. s. w. gewährleistet.

Ist es gerade in dieser Beziehung die heilige Pflicht jedes Reisenden, der Wahrheit die vollste Ehre zu geben, so stehe auch ich keinen Augenblick an, offen zu bekennen, daß mir selbst auf allen meinen Hin- und Herzügen in Egypten und in der asiatischen Türkei nichts Leides geschehen ist, daß ich aber auch nicht gehört habe, daß die dort lebenden Christen sich über Despotismus und Tyrannei von Seiten der Eingeborenen im Allgemeinen beklagt hätten. Ich bin unangefochten durch die wegen ihrer Unsicherheit berüchtigten Gebirge Hebrons gezogen und habe auch den Ritt von Je-

*) Durch eine Cabinetsordre des Königs von Preußen vom Jahre 1854 ist die Ausschreibung einer Kirchencollecte in allen evangelischen Kirchen Preußens, ohne Ausnahme, zur Erbauung eines eigenen Kirchen- und Schulgebäudes für die deutsch-evangelische Gemeinde in Constantinopel genehmigt worden.

rusalem über Banias nach Damaskus, trotz der Kriegsunruhen der Drusen, ohne alle Störung zurückgelegt; auch habe ich mich weder in Hebron, Nablus oder Damaskus irgend einer fanatischen Demonstration ausgesetzt gesehen. Ich befand mich in Jerusalem zur Zeit der Verhandlungen über die heiligen Stätten, und war in Constantinopel anwesend, als Fürst Menschikoff diese Stadt verließ. Wann hätte sich wohl mehr Zündstoff für religiöse Verfolgungssucht angesammelt, wann wären wohl unheilvolle Unruhen Seiten der Griechen wie der Türken mehr zu fürchten gewesen, als gerade damals? Und doch verwirklichten sich diese Befürchtungen nicht; der Friede blieb ungestört. Wie hätte der Sultan sonst wagen mögen, sogar die öffentliche Feier der griechischen Ostern zu gebieten?

Weit entfernt, der Dogmatik des Islam oder der Hohlheit eines christlich-mohamedanischen Enthusiasmus das Wort zu reden, halte ich mich nur an Thatsachen, die Niemand in Abrede stellen wird, der den Orient aus eigener Anschauung kennen gelernt. Ich will durchaus nicht verhehlen, daß auch ich, wie so mancher Reisende vor mir, mit einem gewissen Vorurtheil gegen den Muslim den Orient betrat; allein ich bin mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß die zur Sekte der Sunniten gehörigen Türken unter der großen, über drei Welttheile verbreiteten, an die 140 Millionen Bekenner zählenden muselmännischen Bevölkerung noch viele und wesentliche Bedingungen zu Erhaltung des Staatsorganismus in sich vereinen. Wie in dem Vaterlande, so manifestirt sich auch in dem Charakter der Türken ein eigenthümliches Gemisch von Gegensätzen. Wir erblick-

ten hier, namentlich früher, neben unbegrenztem Despotismus sklavische Unterwürfigkeit, neben einer fast an Gleichgültigkeit streifenden Toleranz einen bis aufs Höchste gesteigerten religiösen Fanatismus, neben feiger Ergebung, Schlaffheit des Willens und aufgeblasenem Hochmuth ritterliche Tapferkeit, große Energie und würdevolle Repräsentation. Gerade diese Vereinigung einander widersprechender, im Laufe der Zeit vielfach temperirter Eigenschaften scheint die Türkei vorzugsweise fähig zu machen, den Orient, den Wohnort vieler an Sprache, Sitten und Religion verschiedener Völkerschaften, das Land der Gegensätze und Contraste zu regieren und zu beherrschen. Unterstützt werden sie hierin, trotz ihrer Unwissenheit, im Allgemeinen durch natürlichen Menschenverstand, anerkannte Rechtlichkeit und richtige Auffassung des Charakters ihrer Landsleute, von denen der Grieche und Rumäne viel verderbter, der Slave roher und der Rajah ungebildeter und charakterloser ist. Den ihnen unterworfenen und zinspflichtigen Völkern: Beduinen, Arabern, Drusen, Maroniten, Kurden, Serbiern, Bosniern, Rajahs u. s. w. gestatten sie in vielen Beziehungen eine freiere, unabhängigere Entwickelung, als man bei einem solchen aus den verschiedenartigsten Elementen bestehenden Reiche, vom europäischen Standpunkte aus, für möglich oder zulässig zu halten geneigt sein dürfte.

Schon der jedem Volke tief eingepflanzte Trieb der Selbsterhaltung gibt Bürgschaft dafür, daß auch das türkische einer langsam fortschreitenden Reform sich um so weniger widersetzen werde, wenn es in derselben die allein mögliche Sicherung seiner Existenz erblicken muß. Diese instinktartige

Erkenntniß dessen, was ihm wahrhaft und allein frommen kann, bewegt auch die Türken zum verträglichen und friedlichen Verkehr mit den Christen, zur Annahme nützlicher und rathsamer Vorschläge u. s. w. So fallen die Bollwerke mohamedanischer Vorurtheile vor dem Einflusse der Civilisation immer mehr, und gerade deshalb ist ein rascher staatlicher Auflösungsprozeß der Türkei, den Mancher so nahe wähnt, daß er die Osmanen schon in der nächsten Zeit nach Asien auswandern sieht, keineswegs zu befürchten. Hierzu treten noch äußere den Türken günstige, wenn auch für sie als Nation nicht besonders schmeichelhafte Verhältnisse. Ihr Fortbestehen in ihren dermaligen Bestandtheilen ist wenigstens vor der Hand von den Großmächten garantirt. Sie wird also mindestens so lange fortexistiren, bis die europäischen Mächte, jener Garantie entsagend, darüber einig sein werden, was an die Stelle der jetzigen Türkei gesetzt werden soll. Dann wird es auch eher an der Zeit sein, sich mit der europäischen Theilung der Türkei, mit der künstlichen Schöpfung eines griechischen Reiches u. s. w. so emsig zu beschäftigen, wie dies vorzeitiger und, man möchte sagen, aberweiser Eifer hier und da schon jetzt thut.

Freilich behauptet man: jene Integrität der Pforte sei eine Chimäre, das Reich der Türkei ringe mit dem Tode, die Fermans seien leere Formen, das Türkenthum gehe zu Grunde, wenn man ihm nicht andere Völkerschaften zu Sklaven gebe, die für sie arbeiten, wenn man die Polygamie nicht abschaffe und noch manches Andere. Darin wird allerdings Keiner, der in politischen und speciell in den orientalischen Verhältnissen nur einigermaßen klar zu sehen vermag, eine

allen und jeden Grundes ermangelnde Behauptung erblicken. Es bedarf aber eben eines größeren politischen Scharfsinns, praktische Vorschläge zu machen, wie diesen Uebelständen auf die zweckmäßigste und nachhaltigste Weise abzuhelfen sei, als man ihn zeither in dieser Beziehung gezeigt hat. Unmöglich ist die Abhilfe aber nicht. Wahrlich, eine trostlose Logik, das Bessere für unmöglich zu halten, weil man zum Guten noch nicht die Wege gefunden hat. Wir wissen, was es mit jener Integritätsgarantie für ein Bewandtniß hat. Man fand sie für nöthig, nicht weil es die Türkei ist, sondern obgleich es die Türkei ist, nöthig, nicht um ihretwillen, sondern der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts wegen. Soll dieser Grund auch für die Zukunft gelten, so wird es unbestritten eben so nothwendig sein, keiner großen Macht, am wenigsten Rußland ein ausschließliches Protektorat über die Türkei einzuräumen, denn hierdurch würde auf Kosten zunächst der Türkei, dann ganz Europa's eine lawinenartig wachsende Machtvergrößerung Rußlands eintreten. Oder wird sich die Macht der katholischen und die Zersplitterung der protestantischen Kirche stark genug fühlen, dem von Rußland durch allmäliges Ansichziehen der griechischen Kirche gebildeten chalifenhaften, slavisch-griechischen Christenthume ein hinreichendes Aequivalent bieten zu können? Erwägt man, daß das von Rußland geforderte Protektorat über die Rajahs nicht nur eine allmälige Zertrümmerung und einen Zusammensturz des türkischen Reiches, sondern auch die Herrschaft über alle christliche Stämme, sowie schließlich die völlige Besitzergreifung von der Türkei nach sich ziehen würde, so wird man die Anstrengungen der West-

mächte gegen Rußland für die zukünftige Ruhe Europa's als durch die Nothwendigkeit geboten betrachten und zugeben müssen, daß nur durch eine occidentale Einigkeit der immer gefährlicher anwachsenden orientalischen Einheit Widerstand geleistet werden kann. Eine andere Frage ist natürlich die, ob die nivellirende russische Herrschaft, wenn von den Christen der Türkei gewünscht, jene Völker in ihrem Fortschritt mehr fördern und der Nationalität, Religion und Sitte der Griechen und Slaven eine freiere Entwickelung gewähren würde, als die Herrschaft der Osmanen über die christlichen Völker.

Wohl bedarf die Gesetzgebung, das Finanzwesen, namentlich in Bezug auf Repartition und Reception der Steuern, einer durchgreifenden Verbesserung; wohl ist es an der Zeit, der demoralisirten und demoralisirenden Beamtenwirthschaft ein Ende zu machen; wohl entbehrt die Türkei noch immer zweckmäßiger, das umlaufende Capital des Handels, der Industrie und des Ackerbaues fördernder Communicationswege; allein alle diese Mängel zeigen, da sie eben noch zu verbessern sind, daß dieser Staatskörper wohl ein kranker, in mancher Hinsicht sogar schwer kranker, keineswegs aber ein der Besserung unzugänglicher, der Heilung total unfähiger sei. Diesen und andern Uebelständen dürfte dadurch am besten zu begegnen sein, daß die Regeneration und Civilisation des türkischen Reiches als organisatorischer Akt der Neugestaltung von dem nöthigen äußeren Schutz unterstützt, von den europäischen Staaten angeregt, von der betheiligten Bevölkerung aber fortgeführt und vollendet werde und zwar in der Art, daß auf jegliche Vergrößerung des Territorialbestandes der

contrahirenden Staaten auf Kosten türkischer Länder verzichtet, geeignete Sicherstellung und Ausgleichung der Interessen der Christen und Türken angebahnt und der ganzen Regeneration auch auf die Dauer Haltbarkeit zu geben gesucht wird. Statt einer bisher bestandenen ungleichartigen, nicht auf gemeinsamen Sympathien und Interessen der Bevölkerung ruhenden Gemeinschaft suche man als Grundlage einer neuen Staatenordnung die confessionell-rationelle Einheit zu begründen; die sporadisch zerstreute osmanische Bevölkerung zu einem neuen Nationalstaat zu reformiren und das Gleichartige zu neuen Gruppen zu vereinen. Ferner muß die bisherige Ausnahmestellung der Staatsangehörigen der der Türkei befreundeten Mächte modificirt, der Christ nach einem als Grundnorm für alle Rechtsfälle und Streitigkeiten gültigen Codex gerichtet, die geistliche Autorität von der weltlichen abgesondert, die bisher dem Clerus zustehende nicht rein kirchliche Gerichtsbarkeit entzogen, der christliche sowohl wie der islamitische Priester aus Staatsmitteln besoldet und die Rechtspflege den gewöhnlichen Gerichten überlassen werden.

Sind auch die Staaten der mohamedanischen Schöpfung eben so wie die mongolischen allesammt schwach, abhängig und ein Gegenstand für die europäische Politik geworden, so beweist dies doch noch nichts gegen die Möglichkeit auszuführender Reformen und Verbesserungen in dem innern Staatsleben dieser Länder. Man behauptet zwar auch hier, und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß die Sonderstellung des mohamedanischen Elements in der religiösen Herrschaft des Islam begründet sei, und daß der Koran ein unübersteig-

liches Hinderniß für jegliche Reform und Civilisirung des Reiches biete. Dies beweist aber noch nichts gegen die Geschichte, aus der wir doch wissen, daß unter den Abassiden in Bagdad, sowie in dem auf den Koran gegründeten arabischen und maurischen Reiche in Spanien, Cultur und Wissenschaft in hoher Blüthe standen, und daß auch die gelehrten Schulen der Araber im Mittelalter auf die wissenschaftliche Fortbildung des Occidents Einfluß gehabt und wohl auch zum Studium der griechischen und römischen Klassiker angeregt haben. Diese Bemerkung kann natürlich auf die jetzige Türkei keine Anwendung finden, sondern es sollte damit nur angedeutet werden, daß der Koran eben so wie der Islam den Fortschritt in staatswirthschaftlicher Beziehung nicht hindert und an sich der Wissenschaft keineswegs feindlich gegenübersteht. Sprach nicht Mohamed: „die Tinte des Gelehrten und das Blut des Märtyrers habe gleichen Werth im Paradiese?" Vielmehr dürfte die im Orient aus alttürkischen fanatischen Ulemans und Derwischen bestehende religiöse Gesellschaft als das eigentliche Hinderniß gegen jegliche Reform zu betrachten sein.

Das hauptsächlichste Bedenken gegen das Fortbestehen des türkischen Reiches in Europa findet man in dem Umstande, daß eine große Anzahl Rajahs (Unterthanen der Pforte, die sich zu einer fremden Religion bekennen) einer weit geringern Anzahl Muselmänner unterwürfig sind. Es ist nun freilich, wie schon bemerkt, leicht gesagt, man müsse die Türken aus Europa vertreiben, das Reich theilen, eine christliche Macht errichten u. s. w., allein die Ausführung dürfte um so schwieriger erscheinen, je genauer man die Ver=

hältnisse dieses Landes ins Auge faßt. Allerdings ist eine der Hauptursachen der Schwäche der europäischen Türkei darin zu suchen, daß sie die Christen, also den größten Theil ihrer Unterthanen in Europa, zu militärischen Diensten nicht verwenden kann, und diese Schwäche wird um so ersichtlicher, als die türkische Bevölkerung, insbesondere in Folge des gegenwärtigen Krieges mit Rußland, auf allen Punkten zusehends immer mehr schwindet. Dessenungeachtet ist die geringe Anzahl der Türken in Europa immer noch stark genug, eine mehr als noch einmal so große Anzahl Christen zu beherrschen, ferner sind jene nebst den Mohamedanern Asiens und Afrika's immer noch zahlreich und mächtig genug, einen langwierigen, blutigen und sich weithin erstreckenden Krieg gegen das mächtige Rußland zu führen. Ueberhaupt werfen namentlich die jetzigen Ereignisse ein ganz eigenthümliches Licht auf die türkischen Verhältnisse und die Begriffe, welche sich im Mittelpunkte der Civilisation selbst mit einer gewissen Zähigkeit gebildet haben. Vor dem Beginn des jetzigen Krieges hielt man z. B. von vielen Seiten die Türkei für ein morsches Gebäude, das nur eines Windstoßes bedürfe, um in Trümmern zu stürzen, ja sogar für einen todten Mann; man meinte, sie sei unvermögend, neue Rüstungen zu machen, sie besitze weder Geld noch Credit, um gleichzeitig Armeecorps in Asien und an der Donau auch nur auf kurze Zeit u. s. w. zu unterhalten. Jetzt wird selbst der erbittertste Türkenfeind nicht leugnen, daß dieselben Türken den gewaltigen organisirten russischen Truppensäulen gegenüber eine staunenswerthe Tapferkeit, einen zähen, hartnäckigen Widerstand und einen großen, nachhaltigen Enthusiasmus

entwickelt haben. Fast scheint es, als habe der Muslim dieser Todeserklärung und der Verhandlungen über seine Erbschaft bedurft, um zur richtigen Erkenntniß seiner Lage und der ihm inwohnenden Kraft und Lebensfähigkeit zu kommen. Die mohamedanischen Völkerschaften aus den entferntesten Theilen des Reiches eilen auf den Ruf des Padischah freudig zum Kriegstheater hin, die Großen des Reiches und die Moscheen spenden freiwillig große Summen zum Kampfe. Wer könnte so ungerecht sein, alle diese enormen Anstrengungen eines tapferen, hart bedrängten Volkes für unbedeutend, für Schein, Chimäre oder Tollheit ausgeben oder diese nationale Erhebung des muselmännischen Elements dem letzten Aufflackern einer erlöschenden Kerze vergleichen oder endlich der türkischen Tapferkeit keine Anerkennung zollen zu wollen? Ist es überhaupt nicht, gelind gesagt, merkwürdig, in einem Zeitalter, welches sich rühmt, die Politik des Friedens, des Erhaltens des Bestehenden, der Civilisation zur Haupt= und mit aller Hingebung zu erstrebenden Aufgabe aller Staaten und Regierungen gemacht zu haben, — gerade in einem solchen Zeitalter einem Volke, welches so sichtliche Zeichen seiner Lebens= und Bildungsfähigkeit von sich gegeben, die Möglichkeit abzusprechen oder gar abzuschneiden, auf dem Wege friedlicher Reformen sich zu einem würdigen Gliede in der Reihe der civilisirten Staaten umzugestalten?

Drückt man die Verhältnisse der Bevölkerung des türkischen Reiches in runden Zahlen aus, so findet man, daß das ganze Reich im weiteren Sinne einen Flächeninhalt von etwa 45,600 □Meilen mit 35,350,000 Einwohnern hat. Auf

die europäische Türkei mit etwa 9100 □Meilen kommen davon einschließlich der tributpflichtigen Provinzen 15,500,000, auf die asiatische 16,050,000 und auf die afrikanische Türkei (Egypten, Tripolis, Fezzan, Tunis) 3,800,000 Einwohner. Nach den Stammverhältnissen oder Nationalitäten gibt es in Europa 1,000,000 und in Asien 10,700,000, zusammen 11,800,000 Osmanen; Slaven 7,200,000, Rumänen 4,000,000, Arnauten 1,500,000, Griechen in Europa 1,000,000, in Asien 1,000,000, zusammen 2,000,000. Die übrigen Stämme bestehen aus Juden (zusammen 170,000), Tataren (230,000), Araber, Syrier und Chaldäer, Drusen, Kurden, Turkomanen. Nach den Religionen vertheilt sich die Bevölkerung nach anderen Verhältnissen, weil außer den Türken oder Osmanen, auch die Araber, Tataren, ein Theil der Bulgaren, der Bosniaken und der Albanesen u. s. w. sich zu der mohamedanischen Religion bekennen. Es gibt demnach

Religion.	In Europa.	In Asien.	In Afrika.	Summa.
Mohamedaner	3,800,000	12,950,000	3,800,000	20,550,000
Griechen und Armenier	11,370,000	2,360,000	—	13,730,000
Katholiken	260,000	640,000	—	900,000
Juden	70,000	100,000	—	170,000
	15,500,000	16,050,000	3,800,000	35,350,000

(Nach H. Michelsen's Statistik.)

Die Zahl sämmtlicher Mohamedaner der Welt beläuft sich auf etwa 140,000,000; die der Christen aller Bekenntnisse auf etwa 355,100,000. Die Zahl sämmtlicher Christen im ottomanischen Reiche beträgt nach Obigem etwa 14,630,000, wovon 3 Millionen auf die Asiatische und 11,630,000 auf die Europäische Türkei kommen. Zieht man von dieser letztern Summe die 5 Millionen Bewohner

der der Pforte blos zinsbaren Fürstenthümer: Serbien, Moldau und Wallachei ab — die keine Rajahs, sondern nur Vasallen sind — so bleiben in der europäischen Türkei etwa 6,630,000 christliche Rajahs (die Katholiken eingerechnet), mithin eine doppelt so große Anzahl als die der Muselmänner, welche 3,800,000 zählen. Hierbei ist aber zu bemerken, daß die Letzteren durch Glaube, Sprache und Ueberlieferung einig, jene aber sowohl in den letzten beiden Beziehungen, als durch ihre Abstammung so geschieden sind, daß die einzelnen Stämme in ziemlich gleicher Proportion stehen und keiner derselben als etwa überwiegend an Stelle der Türken zu herrschen vermöchte.

Die Türkei bildet eine absolute Monarchie mit dem Monarchen (Padischah) an der Spitze oder, wenn man will, eine Art politisches Papstthum, in dem der Sultan Chalif und der Koran mit seinen Commentaren das höchste Staatsgesetz ist, dessen unabänderlich feststehende Anordnungen und Gebote alle durch Verordnungen (Kanuns) temporär näher bestimmt oder modificirt werden können. Der Sultan steht nicht über, sondern unter dem Gesetze, der höchsten und einzigen Autorität, und herrscht durch dasselbe als der erste Diener des Gesetzes.

Die Befehle des Sultans werden durch den Großvezier als seinen vollgewaltigen Selbstvertreter vollstreckt. Dieser, früher der erste und wichtigste Staatsminister, ist das Haupt der ganzen Staatsverwaltung nach Außen und Innen; er führt den Titel „Hoheit", erstattet dem Sultan Bericht über die Verwaltung des Reiches, ist vortragender Präsident des Staatsrathes, hält Dienstag und Mittwoch Diwan und be-

wohnt den Palast „die hohe Pforte" genannt. Ihm ist in dem Kamaikan ein Stellvertreter gegeben. Unmittelbar unter dem Großvezier stehen der Kiaja-Beg, Minister des Innern, der Reiseffendi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Tschausch-Baschi, Reichsmarschall, die übrigen Staatsministerien, nämlich das der Finanzen, der Land- und Seemacht, der Justiz und des Cultus. Der Scheikh ul Islam, oder gewöhnlich Groß-Mufti genannt, repräsentirt die Spitze der Gesetzgebung und das höchste kirchliche Amt und ist Ausleger des Gesetzes. Er ist ebenfalls mit dem Titel „Hoheit" bekleidet, steht im Range dem Großvezier gleich und bildet mit diesem und den Ministern mit und ohne Porterfeuille den Geheimerath. Der Oberbefehlshaber der Armee ist der Seraskier Pascha, der der Artillerie Tophdschi Pascha, der der Flotte der Kapudan Pascha.

Die Geschichte lehrt, daß ein energischer Sultan als geistliches Haupt des Islam Macht genug besitzt, um Reformen durchzusetzen, wenn sie auch nicht mit den Ansichten der wahren Gläubigen übereinstimmen. Die Reformperiode der Türkei während der letzten zwanzig Jahre und die Handlungen des Sultans Mahmud sprechen dafür. Obschon es eigentlich außer seiner Macht liegt, Gesetze zu ändern, die keiner andern Interpretation fähig sind, als der ihnen von den Gefährten des Propheten und den ältesten Imams verliehenen, und sind somit im Koran und der Sunna Schranken gegen Reformen gesetzt, so ist doch auf der anderen Seite die Biegsamkeit der Aussprüche des Korans so bedeutend und das Interpretationsrecht derselben oft ein so weitschichtiges, daß es einem willensmächtigen Sultan, dem als dem „Schatten Gottes" ohnehin von seinen

Unterthanen der blindeste Gehorsam gezollt werden soll, immer noch einen ansehnlichen Spielraum zur Anstrebung von Reformen übrig läßt, ohne daß er nöthig hätte, zum äußersten Mittel zu greifen, d. h. den Willen und Widerstand der wahren Gläubigen zu brechen, indem er seine Herrschaft auf äußere Macht stützt. Früher standen insbesondere die gefürchteten Janitscharen als ein mächtiges Bollwerk jeglicher Reformbestrebung entgegen; seit ihrer Auflösung im Jahre 1827 aber ist die Executivgewalt des Großherrn eine weit freiere und sein fester, von einem einsichtigen Diwan unterstützter Wille kann auf die Entscheidungen der Ulemans (Gelehrten, Ausleger des Koran) oder auf die Fetvas (Entscheidungen) des Großmufti einen ungleich wichtigeren Einfluß als früher ausüben. Der Koran ist nicht mehr, was er zur Zeit der Hedschra oder Harun al Raschids war. Der Islam ist des Fortschrittes und der freieren Entwickelung eben so fähig, wie das Christenthum und das Judenthum. Jenes ist jetzt auch nicht mehr das, was es zur Zeit der Apostel war, wie das Judenthum heut zu Tage ebenfalls einen anderen Standpunkt einnimmt, als zur Zeit Mosis. Daß eine Fortbildung auf der Grundlage des Koran möglich ist, kann nicht bezweifelt werden, da sie in den im Folgenden erwähnten Quellen wirklich stattgefunden hat und die äußeren Verhältnisse seit der Zeit des Propheten ganz andere geworden sind. Außer dem Koran sind nämlich auch die mündlichen, wirklichen oder angeblichen, ebenso wie der Koran gesetzlich autorisirten Aeußerungen oder Handlungen des Propheten (Sunnet), die auf dem Wege der Analogie und Induction allmälig entwickelten (Kyas) und andern durch

übereinstimmende Meinung seiner Jünger und ersten Nachfolger bindende (Idjmaa) als Ergänzung des Koran zu betrachten. Hierauf begründen sich die Lehren der vier berühmten Imams: Abu Hanife, Malik, Schafii und Ibn Alhanbal, welche bei den Sunniten in großem Ansehen stehen. Ihre Satzungen werden jedoch keineswegs als unfehlbar angesehen, es steht vielmehr jedem Mohamedaner ein selbstständiges Urtheil über einzelne religiöse oder rechtliche Fragen in der Voraussetzung zu, daß es weder gegen den Koran, noch gegen die Tradition und die Rechtsansprüche der ersten Nachfolger Mohameds verstoße. Da sich jedoch die selbstständigen Forscher auf die Dauer wenig Anhänger verschaffen konnten, so hat sich die Lösung aller religiösen Fragen bei den Sunniten immer auf die Lehren obiger vier Imams gestützt, wiewohl auch hier wieder bestechliche Richter u. s. w. verderblich einwirkten. Der Koran und die Sunna stehen etwa in demselben Verhältnisse, wie bei den Katholiken die Bibel und die Tradition. Die Sunna, wie die Tradition, sind authentische Erklärungen der Urquelle, haben mit derselben gleiche Autorität. Daneben stehen nur ältere und neuere, größere oder geringere Achtung genießende religiöse Rechtsbücher, endlich aber der allgemeine, in der Türkei von den Ulemas genährte Volksglaube, dem man doch auch einige Rücksicht schuldig ist.

Es würde zu weit führen, wenn man alle unter dem vorigen und jetzigen Sultan versuchten Reformbestrebungen schildern wollte. Der Koran enthält eine Menge Gebote und Vorschriften, die für die jetzige Zeit ganz unzweckmäßig sind, deren strenge Handhabung und Befolgung daher auch

schon längst außer Acht gelassen wurde. Der Entscheidung eines staatsklugen Diwans muß in dieser Hinsicht viel überlassen bleiben und so sei hier nur beispielshalber erwähnt, daß, obgleich die Pforte nach dem Koran und nach den Satzungen der alten Mohamedaner im fortwährenden Kriegszustand gegen Andersgläubige leben sollte, sie doch auch in der neuern Zeit mit den christlichen Mächten Friede geschlossen, nachdem früher immer nur von einem Waffenstillstande die Rede gewesen. Eben so wird man sich auch erinnern, daß der jetzige Sultan auf Zureden Lord Redcliff's Renegaten die Rückkehr zum Christenthume gestattet, während der Koran sie zu tödten gebietet, und was dergleichen Zugeständnisse noch mehr sind. Auf diese Weise wird die Apathie und die starre Ruhe des Orients gebrochen, den staatlich modernen Anforderungen immer mehr entsprochen und auch den Türken gewisse Punkte fränkischer Sitte anzunehmen erlaubt, wie z. B. das im Koran verbotene, aber bei den Großen des Reiches immer mehr Eingang findende Weintrinken, das Tragen fränkischer Tracht, der befreundete Umgang mit dem sonst verachteten Giaur u. s. w. beweist.

In diese Kategorie des Fortschrittes gehören auch vor Allem die Ende 1854 erlassenen, den Sklavenhandel verbietenden Fermans, die dem Sultan Abdul Medschid zu hoher Ehre gereichen und die im Auszuge also lauten:

„An Dich, meinen Vezier! Es ist Uns kund und bestätigt worden, daß mehre Personen Mädchen und Knaben aus Georgien rauben, sie für Sklaven ausgeben und als solche verkaufen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ein solches Verfahren sehr rügens- und verabscheuungswerth ist;

ferner verstößt es gegen die Ehre und Menschlichkeit und darum habe ich anbefohlen, daß dieses Treiben fortan in jenen Ländern streng untersagt sein soll; wer sich erfrecht, Aehnliches zu thun, soll strenger Strafe verfallen. Du wirst daher die energischsten Maßregeln treffen, damit Jedermann erfahre, wie streng der Sklavenhandel verboten ist, und sich nicht erkühne, so Verabscheuungswürdiges zu begehen; Du wirst auch Dein Möglichstes thun und die nöthigen Nachsuchungen anstellen, um die geraubten Knaben und Mädchen zu entdecken und sie den Ihrigen zurückzugeben. Es sind Vezieralschreiben an den Pascha von Trapezunt und an die Gouverneure von Djanik und Legistan mit Weisungen geschickt worden, damit die geraubten Mädchen und Knaben nicht zu Lande ins Innere von Anatolien gebracht, noch an irgend einem Punkte ausgeschifft werden können; Du wirst Dich mit jenen Functionären in beständigen Verkehr über diesen wichtigen Gegenstand setzen."

Der zweite Firman lautet:

„An Dich, meinen Vezier! Der Mensch ist das edelste aller aus Gottes Hand hervorgegangenen Geschöpfe; Gott hat ihn zum Glück bestimmt und ihm daher die Gnade zu Theil werden lassen, in Freiheit geboren zu werden. Im Widerspruch zu dieser ersten, glücklichen Bestimmung haben die Cirkassier die seltsame Gewohnheit angenommen, ihre Kinder und Angehörigen als Sklaven zu verkaufen und auch (was bei einigen Cirkassiern vorkommt) sich gegenseitig die Kinder zu rauben und wie Vieh oder Waare zu verhandeln. Ein solches, mit der Würde des Menschen wirklich unvereinbares und dem Willen des höchsten Schöpfers entgegen-

laufendes Verfahren ist durch und durch schlecht und tadelnswerth, und darum verdamme ich dasselbe ganz und gar. Ich habe deshalb anbefohlen, daß behufs der Verhinderung eines solchen Standes der Dinge den Cirkassiern wirksame Rathschläge und die nothwendigen, dem gemäßen Weisungen gegeben werden und gleichzeitig die nöthigen Maßregeln getroffen werden sollen, um das Einschiffen der Sklaven an den Landungsplätzen zu verhindern. Alles dies soll zur Kenntniß der Militär- und Civilbehörden in jenen Gegenden gebracht werden."

Ein sämmtlichen Gouverneuren der türkischen Provinzen zugeschicktes „Reglement für Einleitung der Criminalprocesse und Zeugenverhöre" lautet:

„Auseinandersetzung der Pflichten, die den Justizhöfen (Medschlis) obliegen, welche zur genauen, präventiven Verification und zur Urtheilsfällung über jene Unterthanen der hohen Pforte, die sich gegen einander verschiedener Verbrechen schuldig gemacht haben, als des Mordes, der Verwundung, des Diebstahls ꝛc., sowie auch zur Urtheilsfällung über Urheber von Verbrechen bestimmt sind, die zwischen türkischen und fremden Unterthanen vorgekommen sind."

„Dieser Gerichtshof, der weder mit dem großen Municipalrathe, noch mit dem Handelstribunale etwas gemein haben und nach der Organisation der Polizei in Constantinopel behufs der Verification oben erwähnter Verbrechen gebildet werden wird, soll sich allwöchentlich an gewissen hierzu bestimmten Tagen versammeln. Er wird aus den hierzu geeigneten Personen des Hauptortes der Provinz

und auch aus andern Personen von erprobter Rechtlichkeit bestehen, die im Stande sind, den Obliegenheiten der Billigkeit und Gerechtigkeit nachzukommen; den Vorsitz dabei wird der Gouverneur (Bali) führen.

Bei den Verhören der Angeklagten und der Zeugen, sowie bei der Aburtheilung muß mit der größten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit vorgegangen werden.

Wenn die Majorität der Mitglieder des Gerichtshofes die Wahrhaftigkeit der Belastungszeugen bezweifelt, so sollen letztere nach den gewöhnlichen Formeln schwören, daß sie die Wahrheit und nur die reine Wahrheit und nichts gegen das, was ihnen von dem in Rede stehenden Gegenstand bekannt ist, sagen werden. Sie werden hierauf unter dem Vorbehalte verhört, daß sie bestraft werden, falls sich herausstellen sollte, daß sie die Wahrheit nicht gesagt haben. Sie werden jeder einzeln, aber in Gegenwart der Angeklagten, vernommen.

Falls sich Personen finden, die den Muth zur Beweisführung haben, daß die Aussagen der Belastungszeugen unwahr seien, so werden sie nach vorhergegangener Beeidigung vernommen werden; der Gerichtshof wird nach Stimmenmajorität über die Wahrhaftigkeit der Aussagen der Einen oder Anderen entscheiden. Die Entlastungszeugen müssen mit derselben Sorgfalt vernommen werden. Behufs der Begründung der Schuld oder Unschuld eines Angeklagten, damit der Schuldige nicht der Strenge der Gesetze entgehe und der Unschuldige nicht ungerecht bestraft werde, sollen ohne Ausnahme die Aussagen der Individuen jeder Nation und jedes ..... (das nicht leicht übersetzbare Wort im tür-

kischen Originale dürfte wahrscheinlich „Glaubens“ heißen) angehört werden, sobald nur die betreffenden Personen persönliche und besondere Auskunft über den in Rede stehenden Fall geben können, dies aber nur in so lange, als sich der Gerichtshof mit der Untersuchung des Thatbestandes beschäftigt. Behufs der Erhebung jeder nöthigen positiven Auskunft werden die Personen, welche entweder von dem Ankläger oder dem Angeklagten als solche die Kenntniß von dem in Rede stehenden Factum haben, bezeichnet werden, verpflichtet sein, vor dem Gerichtshofe zu erscheinen.

Der Gerichtshof wird die Strafe, in welche der überwiesene Angeklagte verfällt, nach der in seiner Gegenwart stattgehabten Untersuchung, in Gemäßheit seiner Schuld und der Strafgesetze der hohen Pforte aussprechen und den Urtheilsspruch nach erfolgter Bestätigung Seitens des Gouverneurs vollziehen lassen.

Bezüglich der Verbrechen, welche den Kisses (Todesstrafe nach dem Rechte der Vergeltung des Gleichen mit Gleichem) oder den Dihete (Blutpreis für einen Erschlagenen) erheischen, wird der Hof nichts entscheiden, keinen Urtheilsspruch fällen, und sich darauf beschränken, dem Vali das Resultat seiner positiven Erhebungen mitzutheilen; der Vali wird diese dem großen Rathe vorlegen, der im Sinne der Gesetze der hohen Pforte die Strafe zuerkennen wird.

Jede Frage, die einen fremden Unterthan als Ankläger oder Angeklagten betrifft, wird vor diesem Tribunal in Gegenwart des Consuls der bezüglichen Schutzmacht oder eines Delegaten des Consuls und das kraft der seine Anwesenheit erheischenden Verträge verhandelt werden; ferner

wird sowohl bezüglich des zu fällenden Urtheilsspruches, als hinsichtlich der Vollstreckung desselben seine Mitwirkung und Zustimmung erforderlich sein.

Ist der Inquisit Unterthan einer fremden Macht oder hat ein osmanischer Unterthan ein Attentat gegen einen fremden Unterthan begangen, so werden Verhör und Aburtheilung im Sinne der bestehenden Verträge vor dem Consul oder dem Dragoman stattfinden, der Seitens der Regierung, von welcher der Angeklagte oder Ankläger abhängt, hierzu delegirt wird. Der Consul oder der an seiner Stelle Delegirte wird gleich allen anderen Mitgliedern des Tribunals das Recht haben, die Parteien zu verhören, die Zeugen auszufragen und nöthigenfalls seine eigene Ansicht auszusprechen. Ist die Majorität der Mitglieder des Hofes in Folge der gemachten Erhebungen und kraft der vorliegenden Gründe der Ansicht, daß der Angeklagte unschuldig ist, und liegen gegen denselben keine früheren Anklagen vor, so wird der Hof dem Vali die Nothwendigkeit auseinandersetzen, dem Angeklagten seine Freiheit wieder zu geben. Wenn ein Angeklagter sich freiwillig als schuldig bekennt, so ist weiter nichts zu sagen. Wird aber constatirt, daß das Individuum nicht schuldig ist und sich nur in Folge von Drohungen und Versprechungen oder gegen seinen Willen als schuldig bekannt hat, so wird ein solches zu seinem Nachtheil abgelegtes Geständniß als null und nichtig betrachtet. Ergibt sich aber aus seinem Geständnisse wirklich seine Schuld und bezeichnet er später dieses Geständniß als irrthümlich, so wird von dieser Angabe keine Notiz genommen. Während des Verhörs und bei der Bestrafung der

Schuldigen wird der Gerichtshof keinen Gebrauch von Stockschlägen und vor Allem von keiner Art von Tortur machen."

Das Bestreben der türkischen Regierung, sowohl den in der Türkei lebenden christlichen Unterthanen der Pforte, als auch den im Lande wohnenden Europäern Schutz und Sicherheit zu gewähren, zeigt ferner am deutlichsten, wie Ernst es ihr sei, sich mit den Mächten Europa's auf gutem friedlichen Fuße zu erhalten. Die christlichen Ausländer erfreuen sich insbesondere eines noch größeren Schutzes der türkischen Regierung, insofern als sie unter der vollständigsten Criminal- und Civiljurisdiction ihrer Landesvertreter stehen. Obschon unumschränkte Herren des Landes, sind die Türken klug genug, das allgemeine Uebergewicht der christlichen Mächte über die Pforte anzuerkennen und sich keine Unbilden und Bedrückungen gegen die Christen zu Schulden kommen zu lassen. Am meisten tritt dies in Asien und Egypten heraus. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß da und dort theils durch die Unwissenheit der Beamten, häufiger aber in Folge von Religionshaß besonders in der europäischen Türkei Bedrückungen und Verfolgungen der Christen vorgekommen sind, jedoch darf man diese nicht etwa der Intention der Regierung Schuld geben, sondern sie sind lediglich einzelnen Individuen beizumessen. Alle die Reibungen und Gewaltthätigkeiten, welche in den letzten zwanzig Jahren muselmännische Bigoterie hie und da hervorgerufen hat, sind localer, nicht aber allgemeiner Natur gewesen. Hierbei möge man aber noch bedenken, daß selbst die unumschränkteste Macht eines asiatischen Herrschers sich doch oft nicht über dessen unmittelbare Umgebung erstreckt, daß

ferner die erschwerte Communication oft auch hemmend auf die Justiz wirkt. Auch jetzt, nach dem Ausbruche des türkisch-russischen Krieges fallen verhältnißmäßig weniger Excesse gegen die Christen vor, als man bei der Erbitterung der Türken gegen die Russen, bei der Einberufung der Landwehr, bei der Stockung der Geschäfte und Steigerung der Preise für die Lebensmittel gefürchtet hat, ja nach dem ausdrücklichen Ausspruche des Koran „daß der Tod für die Sache Gottes der sicherste Weg zum Paradiese sei," einem Ausspruche, der die Kriegslust des Muslim aufs Höchste entflammen mußte, mit Recht befürchten konnte. Eigentliche Revolutionen großer Völkerschaften gegen die türkische Herrschaft im Innern des Landes sind noch nicht vorgekommen und auch die Araber als die unterjochte Race, z. B. in Syrien und Palästina, wagen, wenn auch der Fanatismus sie dazu antreiben möchte, aus Furcht vor der türkischen Justiz gewiß nicht ohne hinreichenden Grund den Christen nahe zu treten.

Die Revolution der Griechen wurde rasch unterdrückt und die Aufstände der Seybeck's in Karien in der Provinz Menteschah in der neuesten Zeit u. s. w. sind eben so wie die in dem District von Gerud und in der Provinz Akar von den Nomadenhorden aus Irak u. s. w. verübten Zügellosigkeiten von localer Natur, so daß es nur der ausdauernden Energie der Regierung bedarf, um die Ordnung wieder herzustellen. Auch hat die Regierung in zwei Fermanen Selim Pascha und Medhet Effendi beauftragt, in ganz Rumelien allen von den Baschi-Bozuks an Christen und Muselmännern begangenen Gräuelthaten gründlichst nachzuspüren und alle Schuldigen, die Uebelthäter selbst sowohl wie auch

Alle, welche bei ihren Schandthaten irgend geholfen, und nicht minder die Obrigkeiten, die sie geschehen lassen und nicht bestraft haben, einzuziehen und auf der Stelle abzuurtheilen und zu bestrafen.

Wenn es jedem Christen Pflicht sein muß, die Verbesserung der Lage seiner Glaubensgenossen in der Türkei zu befürworten und für sie eine gute Rechtspflege, Grundeigenthum, Credit, Schulen u. s. w. zu verlangen, so lassen sich doch auf der anderen Seite die Schwierigkeiten nicht verkennen, die mit Durchführung dieser Reformen in einem Lande verbunden sind, wo nicht in dem Drucke der Regierer über die Regierten, sondern in der Staats- und Regierungslosigkeit, man möchte sagen, in dem Mangel eines Staates überhaupt diejenige verderbliche Eigenthümlichkeit liegt, die den organischen Acten der Reorganisation und der Neugestaltung eines Landes zu einem Culturstaat entgegentritt. Die Türkei, in welcher Gesetzgebung und Religion innig zusammenhängen, denn die mohamedanische Theologie und Jurisprudenz entfließen ja einer und derselben Quelle, und in der die Türken durch ein eigenthümliches Reglement, den Koran, eine Soldateska bilden, die mehr der Disciplin als der Civilisirung zugänglich ist, entbehrt in Folge alter Verhältnisse mancher Bedingungen zu einem einheitlichen Staate, indem die aus den mannichfaltigsten nationalen, socialen und confessionellen Verbindungen zusammengesetzte Bevölkerung durch kein gemeinschaftliches Band gemeinsamer Interessen mit einander verbunden und vereinigt wird. Wo findet sich anderwärts eine solche Mischung heterogener Elemente, wo ein solches Aggregat verschiedener Volksstämme

wieder, als in der Türkei, wo die Regierung noch dazu nicht einmal oder doch nur zum Theil durch confessionelle Bande den unterworfenen Völkerschaften nahe steht?

Die vollständige Emancipation der Christen, so wünschenswerth sie auch vom christlichen Standpunkte ist, begreift in politischer Beziehung ein Fallenlassen des religiösen Grundbegriffes der mohamedanischen Herrschaft, die Gewährung des Waffenrechtes an 11 Millionen durch Sprache, Sitte und Ritus getrennte Christen, 2 Millionen Türken gegenüber, die Zersplitterung des türkischen Reiches und die Heraufbeschwörung innerer Religionskriege und Revolutionen in sich — Zustände, die durch die Entfesselung der wildesten Leidenschaften der häufig uncivilisirten, öfter barbarischen Bannherren und durch das Mißtrauen der europäischen Cabinette unter einander ein unsäglicheres Unglück heraufbeschwören werden, als das ist, welches die Christen in der Türkei gegenwärtig zu ertragen haben.

Rücksichtlich der Frage der religiösen und politischen Gleichstellung der Christen mit den Mohamedanern im osmanischen Reiche hatten die Christen mehr in ersterer, als in letzterer Beziehung gewonnen, denn Toleranz in kirchlicher Beziehung hat, wie schon bemerkt, von jeher in der Türkei stattgefunden, und eben so ist in der jüngsten Zeit die Gleichberechtigung aller Confessionen ausgesprochen worden. Die von der Pforte unlängst gemachten Zugeständnisse beziehen sich auf die Gleichberechtigung auch hinsichtlich des Personen- und Sachenrechtes, und hiervon würde ohne Zweifel die wichtigste Errungenschaft die den Christen eingeräumte Berechtigung sein, vor Gericht fortan auch

gegen Muslimen Zeugnisse abgeben zu dürfen; denn vor dem Landesgesetze galt bisher gegen den Muslim nur des Muslims Zeugniß, das des Christen nicht, gegen den Christen das des Muslim und des Christen, gegen den Juden das Zeugniß eines Jeden von diesen Dreien. Darin, daß das Zeugniß des Christen gegen den Muslim keine Geltung haben soll, d. h. nach dem Gesetze nur in einem Falle, der eine Lebensstrafe oder andere schwere Strafe erheischt, liegt allerdings nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern eine förmliche Versagung der Menschenrechte, dann aber praktisch auch noch ein großer Nachtheil. Es erinnert dies an die nordamerikanische Republik, in deren südlichen Gerichtshöfen das Zeugniß des farbigen Blutes (also auch das der Quarterons) nicht gültig ist, wo es förmlicher Rechtsgrundsatz zu sein scheint, daß farbige Personen (die doch auch Christen sind) in Processen gegen Weiße gar nicht zeugen dürfen. Selbst in den nördlichen freien Staaten ist das Wahl- und Stimmrecht der freien Schwarzen mehr oder minder beschränkt, z. B. in dem Staate New-York übt kein Farbiger das Stimmrecht, es sei denn, daß er seit drei Jahren Einwohner des Staates ist, ein Jahr vor der bevorstehenden Wahl Grundeigenthum von 250 Dollar Werth, frei von allen Lasten, besaß und eine Steuer darauf bezahlt hat. In Ohio, was kein Sklavenstaat ist, sind Neger und Mulatten unzulässig, wenn ein Weißer der Gegner ist. Man nimmt aber dieses Gesetz ganz streng, so daß derjenige, welcher nur eine Schattirung weißer ist als ein Halbschwarzer, als Zeuge nicht zugelassen wird. Im Koran finde ich übrigens nirgends, daß es dem Christen nicht gestattet

sei, gegen den Muslim zu zeugen. In der Sure 85 heißt es: „Bei dem Himmel mit seinen Thürmen, bei dem verheißenen Tage, bei dem Zeugen und Bezeugten, umgebracht wurden die Genossen der Gruben des brennenden Feuers, indem sie daran saßen und Zeugen waren Dessen, was man that an den Gläubigen, und sie wollten sie strafen blos, weil sie glaubten an Gott, den Allmächtigen und Preiswürdigen, dem da gehöret das Reich des Himmels und der Erde, den Gott, der aller Zeuge ist u. s. w." Die meisten Ausleger beziehen diese Stelle auf eine Christenverfolgung im letzten Viertheil des fünften christlichen Jahrhunderts, und Wahl bemerkt dazu, daß Mohamed, indem er in seiner Betheuerung der Begebenheiten der Christenverfolgung im Reiche Jemen unter Du Nawas diese als ein warnendes Beispiel aufgestellt, die Christen für wahre Gläubige und Märtyrer der Wahrheit erklärt, was sich nach seinem Dogma und aus seiner ersichtlich milderen Gesinnung gegen die Christen recht gut erklären läßt. Geiger und Ullmann beziehen dagegen die besagte Stelle auf Daniel Kap. 3, wo von den drei Gläubigen im Feuerofen die Rede ist. In Bezug auf „Zeugen und Bezeugten" scheint nach der Ansicht Boysen's „der Zeuge Mohamed zu sein und das Zeugniß, dem Zusammenhange gemäß, die Lehre von der Einheit Gottes." Wahl bemerkt hierzu, daß Boysen gerade eine Erklärung der Ausleger wählte, welche eine der unwahrscheinlichsten und nichts weniger als im Zusammenhange begründet ist. Wäre die Ansicht der Ausleger die richtige, so würde es vielmehr dem Zusammenhange entsprechen, unter dem Zeugen die Verfolger und Märtyrer der Gläubigen

oder dessen Werke, deren wegen die Verfolgung geschieht, oder unter dem Zeugen die Person eines Märtyrers oder Blutzeugen des wahren Glaubens und unter dem Bezeugten das Bekenntniß des Glaubens oder überhaupt den gläubigen Muslim und sein Zeugniß wider die Ungläubigen und Ruchlosen zu verstehen.“ In der Sure 2 heißt es: „Verhehlet kein Zeugniß. Nur ein ruchloser Mensch kann so etwas thun. Die Zeugen aber sollen den Ruf zu zeugen nicht ausschlagen.“ Die von dem Scheikh ul Islam, von den Ulemas, d. h. Rechts- und Gottesgelehrten, von den Mollahs (Landrichtern) und Kadis ausgeübte Gerichtspflege ist bei den Türken allerdings öffentlich und mündlich, und als Rechtsquellen liegen zu Grunde: 1) Schery, das Gesetz aus dem Koran gebildet; 2) Sunna, d. h. Ueberlieferung; 3) Idschmaa, d. h. allgemeine Uebereinstimmung; 4) Kyas, die Analogie. Die aus diesen Quellen gebildeten osmanischen Rechtsbücher Kuduri und Multeka ol Ebhar sind die ältesten und gangbarsten. Zur Ergänzung dienen Verordnungen (Kanun), Herkommen (Aadet) und das Gesetz der Gewalt (Urf). In der strafgerichtlichen Praxis ist durch die neuesten Reformen auch Vieles zu Gunsten der Nichtmohamedaner geschehen, im Allgemeinen freilich noch nicht genug, um gegen alle Willkür Sicherheit und Schutz zu gewähren.

Die Frage nun, ob jene Concession der Gleichberechtigung wirklich ausführbar sei, möchten wir lieber zunächst Juristen von Fach und Kennern des Korans zur Entscheidung überlassen. Jedenfalls wird, soll sie wirklich ins Leben gerufen werden, dies nur erst nach langem und hart-

näckigem Widerstande von Seiten des widerstrebenden Alttürkenthums geschehen können, denn es wird die Behauptung — von deren Richtigkeit ich mich aber Obigem zufolge nicht habe überzeugen können — dagegen gestellt, daß der Koran, als das zu Grunde liegende Gesetzbuch, streng genommen, das Zeugniß eines Andersgläubigen gegen einen Muslim nicht gestatte. Trotz dieser Behauptung ist es Thatsache, daß in einzelnen Fällen bereits das Zeugniß von Christen gegen Muslimen zugelassen worden ist und den Ausschlag gegeben hat. Gemischte correctionelle Gerichte bestehen längst, und bevor die Aussagen angehört wurden, mußten die Zeugen nach ihrem Ritus schwören. Ich selbst habe — wie weiter oben erzählt — in Egypten vor türkischem Gerichte Zeugniß gegen einen Muslim und zwar mit Erfolg abgelegt.

Gemischte Handelsgerichte und gemischte Strafgerichte bestehen schon seit mehren Jahren; erstere seit 1847. Man behauptet auch, daß der Muselmann Jeden, der nicht an den Koran glaubt, tödten dürfe, und doch sagt das Strafgesetzbuch von 1840, daß vor dem Gesetze Alle als gleich betrachtet werden u. s. w. Warum soll nicht auch ein die Zeugenschaft der Christen regelndes Gesetz zur Geltung kommen, warum nicht neben der muselmännischen, auf den Koran gestützten und im Princip bestehenden Gerichtsbarkeit die Einrichtung von gemischten Gerichtsstellen auf alle Unterthanen des türkischen Reiches Anwendung finden können, zumal dem Interpretationsrechte des Sultans ein so weiter Spielraum gewährt ist, ferner auch neben dem Koran noch andere anerkannte ausführliche Rechtssammlungen in

der Türkei bestehen, unter denen die Multeka in Constantinopel gedruckt und praktisch ist. Im türkischen Reiche sind schon lange im ganzen Behördenorganismus den türkischen Beamten christliche Vertreter zur Seite gestellt, deren Anträge und Beschwerden nicht unberücksichtigt bleiben, Provinzial- und Municipal-Räthe (Medschlis) eingerichtet, deren Mitglieder aus Mohamedanern und Christen bestehen, und viele wichtige Stellen im Staate von Griechen und Armeniern bekleidet. Mag dies auch Alles noch ungenügend sein, und sind z. B. zur Stelle eines Richters, der auch über Türken Recht spricht, oder zu Staatsämtern bisher keine Rajahs gelangt, so beweisen doch schon obige Einrichtungen einen unverkennbaren Fortschritt zum Bessern. Dadurch, daß Mehemed Ali Reformen ausführte, z. B. die Einziehung der Moscheengüter u. s. w., die geradezu dem Koran widersprechen, ist doch weder dieser selbst als Gesetzbuch aufgehoben, noch das Reich dem Untergange nahe gebracht worden. Oder verbietet nicht auch der Koran eine directe Steuer von einem Ackerbauer zu erheben, dessen Vermögen nicht 200 Dinare überschreitet, oder verordnet nicht auch der Koran, daß der Diebstahl beim ersten Male mit Abhauung der rechten Hand des Verbrechers bestraft werde (selbst nach dem Sunna-Gesetz soll diese Strafe angewandt werden, wenn der Werth des Gestohlenen mehr als den vierten Theil eines Dinar [circa 72 engl. Gran] beträgt) u. s. w., und ist dieses Gesetz gültig und anerkannt? Mag auch die Errichtung gemischter Gerichte vorerst den Gewohnheiten und Gebräuchen der Türken zuwider sein, so daß z. B. der Scheikh ul Islam deshalb seine Entlassung forderte und sich die Kadis

und Ulemas sammt der ganzen alttürkischen Gesellschaft der Einführung derselben widersetzten, so liefert dies noch keinen Beweis dafür, daß es der Pforte unmöglich fallen sollte, ihren desfallsigen Verordnungen Gültigkeit zu verschaffen.

Der Ende Februar 1854 erlassene Ferman des Sultans über die Gerichtsreform, nachdem er auf die Vortheile der zuerst in Constantinopel und später in einigen bedeutenden Ländern des Reiches errichteten Handels- und Polizeigerichte für türkische Unterthanen und Fremde hingewiesen, indem die Attribute dieser Gerichte einzig darin beständen, über diejenigen der Unterthanen abzuurtheilen, welche Vergehen oder Verbrechen gegen fremde Unterthanen begangen hätten u. s. w., schreibt vor, folgende Verfügungen zu treffen. Für's erste an einigen Hauptpunkten des Reiches, außer denen, wo dergleichen Gerichte bereits vorhanden sind, Untersuchungskammern zu gründen, denen es besonders obliegt, nach Art der Zabtins und der Polizei zu Constantinopel, die Processe in Folge von Verbrechen und Vergehen zwischen den Unterthanen der hohen Pforte, Muselmännern, Christen und jeder andern Kategorie, oder zwischen den Unterthanen der hohen Pforte und den Fremden zu prüfen. Da diese Einrichtung den Zweck hat, die Schuld des Verbrechers zu beweisen und den Unschuldigen zu schützen, so müssen es sich die Gouverneure und sämmtliche andere örtliche Behörden so sehr wie möglich angelegen sein lassen, dem angeführten Reglement gemäß zu handeln und alles den in Kraft bestehenden Bestimmungen Zuwiderlaufende zu vermeiden. Man wird ohne Unterlaß auf die allmälige Vervollkommnung und passende Anwendung der eingeführten Re-

glements hinarbeiten. Die Mitglieder dieser Gerichte müssen, wie das auch in einem Artikel des Reglements gesagt ist, Männer von Fähigkeit und anerkannter Rechtlichkeit sein. Sie sind aus den Mitgliedern der großen localen Rathskammer und aus andern vortheilhaft bekannten Personen zu wählen. Je nach den örtlichen Verhältnissen würde man diesen Gerichten einen oder zwei Gerichtsschreiber beigeben und nach ihrer Constituirung die hohe Pforte von allem Geschehenen in Kenntniß setzen u. s. w.

Ein Hatticherif wurde am 7. September 1854 verkündet, in welchem die Bestechlichkeit der Beamten scharf gerügt wird. Dasselbe Actenstück befiehlt, um eine bessere und vollständigere Vollziehung des Tansimats zu sichern, die Bildung eines Special-Ausschusses, welcher aus fünf Muselmännern, vier schismatischen Griechen und Armeniern, sowie aus drei Katholiken besteht. Die in Constantinopel ernannte Reformcommission besteht unter dem Vorsitze von Ali Pascha, der früher Gouverneur von Brussa und Minister des Auswärtigen war, aus Ruchdi Mehemed Pascha, gewesenem Kriegsminister, aus Ethem Pascha, Adjutanten des Sultans, Rifaat Pascha, Präsidenten des großen Rathes, früher ebenfalls Minister des Aeußeren, Fuad Effendi, Hafzi Pascha und Ruchdi Mollah. Man sieht, der Regierung liegt die Reformangelegenheit am Herzen, und es ist lebhaft zu wünschen und zu hoffen, daß sie durchgeführt werden und „der Berg keine Maus gebären möge.“

Als ein bedeutendes Vorrecht der Christen und Europäer muß die Stellung ihrer Consulate im Orient erwähnt werden, die hier eine von den in andern Ländern gebräuch-

lichen ganz verschiedene ist. Die Consuln sind hier nicht nur Handels-Agenten, sondern gleich den Gesandten die politischen und diplomatischen Vertreter der sie sendenden Nation. Der Consul im Orient repräsentirt in der Regel seinen Souverän und wird auch von den Souveränen, bei denen er accreditirt ist, persönlich empfangen. Wenn die Consuln auch nicht gleich den Lictoren mit den Fasces das Recht über Leben und Tod besitzen, so ist ihnen doch immer noch eine bedeutende Macht in die Hände gelegt. Sie üben eine von der Landesregierung unabhängige Jurisdiction über ihre hier etablirten Staats-Angehörigen und über die aus diesem oder jenem Grunde den europäischen Schutz genießenden Inländer. Sie erhalten von der türkischen Regierung Kawasse, Polizei-Soldaten oder Gensd'armen, natürlich auf eigene Kosten, zugewiesen und erfreuen sich bei der muselmännischen Bevölkerung eines großen Ansehens. So darf z. B. ohne Erlaubniß des Consuls kein türkischer Kawaß oder Polizeidiener in das Haus eines Europäers eindringen, ohne ihre Cognition ferner kein Europäer mit einer größeren Gefängnißstrafe belegt werden u. s. w. Die Dolmetscher oder Diener des Consuls, meist Rajahs, sind frei von der Entrichtung des Charadsch, zahlen in kaufmännischen Geschäften 7 Procent Douane weniger, verlieren aber dessen ungeachtet keineswegs das Recht des Grundbesitzes, welches sie als türkische Unterthanen genießen. Alle in einem Dienstverhältnisse zu einer auswärtigen Regierung oder einem hier ansässigen europäischen Staatsangehörigen, z. B. eingebornen Consuln u. s. w. stehenden Rajahs haben das Recht auf vollen europäischen

Schutz. Eine Menge Unterthanen werden somit durch die fremden Consuln der Oberherrlichkeit der Pforte entzogen. Die Zahl derselben vermehrt sich noch dadurch, daß Viele, natürlich ohne Wissen der Consuln, durch falsche Papiere sich als Angehörige irgend eines fremden Staates ausweisen und sich dadurch in den Besitz der Steuerfreiheit, sowie der übrigen Privilegien der Europäer zu setzen wissen.

Die geschichtliche Entwickelung des Consulat-Wesens an den Küsten des Mittelländischen Meeres — bemerkt H. B. Oppenheim in seinem praktischen Handbuche der Consulate aller Länder, Erlangen 1854 — bedingt die Grenzen ihrer Rechte und Pflichten durch bestimmte, oft erneuerte und je nach den dort herrschenden Einflüssen modificirte Staatsverträge. Darin wurde seit den Kreuzzügen der diplomatischen, wie der Handels-Agenten aller contrahirenden Mächte ungestört freie Religionsübung im Oriente ausbedungen; zu ihren Capellen sollten sie auch ihre Landsleute, sowie ihre Schutzverwandten zulassen dürfen. Die christlichen Consular-Gebäude erhielten das unter türkischer Justiz damals so unentbehrliche Asylrecht als praktische Zugabe der völkerrechtlichen Exterritorialität und die eigene Jurisdiction über ihre zahlreichen (und dadurch noch mehr zunehmenden) Untergebenen. Dagegen war die Consular-Gerichtsbarkeit über entferntere Landsleute niemals unbeschränkt. Die Dolmetscher (Dragomans), Consular-Kanzler u. s. w. werden officiell anerkannt als privilegirte Personen unter den Befehlen der Consuln, und genießen viele persönliche Privilegien. Eine Ehren- und Schutzwache verlieh der so nach allen Seiten gewährleisteten Stellung

Würde, Glanz und Sicherheit. Keinerlei directe oder indirecte Steuer, selbst kein Handelszoll, namentlich aber kein Kopfgeld wird ihnen abverlangt. Von dem der Pforte durch Handelsverträge zustehenden Rechte der Handels-Agenten („Schah-Benders") auf dem Fuße der Reciprocität hat sie zum Glücke niemals einen regelmäßigen Gebrauch gemacht. Die früher bestehende Solidarität der Consuln für die Vergehungen und Schulden ihrer Landsleute ist abgeschafft; eben so kamen die Präcedenz-Streitigkeiten ab. Eine eigenthümliche Branche der Consular-Thätigkeit bezieht sich auch noch auf die Apostaten. Für das Exequatur (Barat) existiren verschiedene Formen und Bedingungen. Da Oesterreich überhaupt keine ausgebildete Consular-Gesetzgebung hat, so hat es auch keine Landesgesetze über die Stellung seiner zahlreichen Consuln im Orient. Seine Verträge schließen sich dem Systeme im Allgemeinen an, wie die meist begünstigten Nationen. Oesterreich verlangt in jenen Gegenden für jede gerichtliche Vorladung seiner Unterthanen die Vermittelung seines Consuls; bei vorzunehmenden Verhaftungen soll dessen Caution angenommen werden. Processe unter Oesterreichern gehen in der Regel nur den Consul an. In der neuesten Zeit versucht Oesterreich die Jurisdiction seiner Consulate auch auf die Behandlung und Ergreifung politischer Flüchtlinge auszudehnen. — Dem Vernehmen nach werden die Bestimmungen über die österreichische Consularjurisdiction in der Levante einer Revision unterzogen werden. Es soll beantragt sein, Gerichtshöfe wie in den österreichischen Staaten zusammenzusetzen, deren letzte Instanz in Triest sein wird, wodurch der

Geschäftsgang erleichtert und die bisherige Verantwortlichkeit der Consularämter vermindert werden.

Die preußischen Verträge mit der hohen Pforte (seit 1761 und 1790) schließen sich, dem Inhalte nach, ausdrücklich an die der anderen Großmächte an. Auch preußische Schiffe sollen in den Dardanellen keinen höheren Schiffszöllen oder anderen Bedingungen unterworfen sein, als die der anderen Mächte. Die Erbschaften preußischer Unterthanen sollen frei von Erbschafts-Steuern und Detracts-Rechten dem preußischen Consul oder Minister zur Sicherung und Verwaltung übergeben werden."

Aus dem oben Erwähnten wird derjenige, der mit den eigenthümlichen Zuständen der Türkei einigermaßen vertraut ist, gewiß erkennen, daß die Ausdehnung der Privilegien der in der Türkei angesiedelten Fremden in Betreff ihrer Consulate eine so bedeutende ist, daß eine geordnete Regierung denselben gegenüber unausführbar und eine durchgreifende Reorganisation der inneren Verhältnisse der Türkei erst dann möglich sein wird, wenn eine Modification der bisherigen Ausnahmestellung der Staatsangehörigen der der Türkei befreundeten Mächte eintritt. Es ist naturgemäß, daß bei der bevorstehenden Reformdurchführung des türkischen Reiches die politischen Functionen der Consulate im Oriente beschränkt werden und namentlich die richterlichen aufhören müssen, weil sie Anomalien sind. Die Consulate werden allmälig auf ihren wahren Zweck, den handelspolitischen, zurückgeführt werden, und dies wird ihre Nützlichkeit und ihr Ansehen nur erhöhen und ihre Benutzung fördern, je mehr der Geschäftsmann unterrichtet

ist, was dieses Institut, wenn es tüchtig organisirt wird, für seine persönliche und geschäftliche Sicherheit werden kann. Aus diesem Grunde glauben wir auf die Bedeutsamkeit des folgenden, hierauf Bezug nehmenden Artikels der halbofficiellen Oesterr. Corr. hinweisen und denselben hier folgen lassen zu müssen.

„Bekanntlich hat die Pforte schon vor längerer Zeit beschlossen, solche Untersuchungsgerichte für schwere Polizeivergehen und Criminalverbrechen, wie sie bereits unter der Benennung Sabtie-Medschlissy in einigen größeren Städten des Reiches bestanden hatten, in allen Theilen desselben unter dem Namen Tahkik-Medschlissy einzuführen.

Dem Inhalte des Fermans und des angeschlossenen, ziemlich weitläufigen Reglements gemäß, gehört vor das Forum des Tahkik-Medschlissy die Untersuchung und Aburtheilung über schwere Uebertretungen polizeilicher, insbesondere krimineller Natur. Die Zeugenschaft der Christen und Juden auch gegen Muselmänner ist dadurch dem Principe nach anerkannt worden, obschon der Text beider Documente über diesen für das bekannte und tief eingewurzelte Vorurtheil der Muslimen so anstößigen Punkt thunlichst verhüllt lautet. Es sind indeß vertrauliche Instructionen an die Gouverneure der Provinzen ergangen, wodurch dieselben angewiesen werden, das Princip möglichst zur Geltung zu bringen.

Das Verfahren findet nicht nach dem Koran, sondern nach dem sogenannten Kommunam (weltliches oder bürgerliches Strafgesetz) statt, weshalb dabei auch die Beiziehung von Gerichtspersonen geistlichen Standes, Kadis und Ule-

mas, unterbleibt. Den Vorsitz bei diesen Gerichten, die übrigens mit den Handelsgerichten in keiner Hinsicht zu verwechseln sind, führt der jeweilige Provinz-Gouverneur, und es ist ihm sowohl die Auswahl, als die Bestimmung der Anzahl der Beisitzer gänzlich anheimgestellt. Die Beeidigung der Zeugen hat auf das Evangelium, den Koran oder die Thora zu geschehen.

Wenn es sich um eine fremde Unterthanen betreffende Angelegenheit handelt, so wird ihren Consuln das Recht zuerkannt, bei der Führung der Processe wirksam zu interveniren und entweder persönlich dabei zu erscheinen oder einen beglaubigten Vertreter zu senden.

Bei diesem Anlasse dürfte die Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, daß es einer solchen Gewährung, streng genommen, nicht bedurfte, indem es ein seit jeher anerkanntes, unbestreitbares Recht der Consulate war, zum Schutze ihrer Nationalen in der bezeichneten Weise bei den türkischen Gerichten einzuschreiten, und die Uebung dieses bei den Zuständen der Türkei so wichtigen und nützlichen Rechtes einen wesentlichen Theil der ihnen zur Erfüllung zugewiesenen Pflichten bildet. Die Aufnahme obiger Bestimmung in das bezügliche Statut kann daher nur als erneuerte Anerkennung und gewissermaßen Republicirung eines bereits zu Recht und in voller Kraft bestehenden Befugnisses angesehen werden.

Die englische Regierung hat der Pforte das Zugeständniß gemacht, die Vollziehung der von diesen neuen Gerichten zu fällenden Urtheile, wenn sie ihre Unterthanen betref-

fen, im Allgemeinen anzuerkennen. Das Verhältniß Englands zur Pforte und insbesondere sein Uebergewicht zur See mochten einen solchen Beschluß unbedenklich erscheinen lassen. Was Oesterreich betrifft, so muß es einer gründlichen und tiefeindringenden Prüfung noch vorbehalten bleiben, ob und in wie weit es sich bezüglich seiner Unterthanen zu einem analogen Zugeständnisse herbeilassen könnte.

Es versteht sich von selbst, daß eine Aenderung des jetzigen vertragsmäßig erworbenen Verhältnisses nur unter der Bedingung der umfassendsten und vollgültigsten Bürgschaften für die Sicherheit der österreichischen Angehörigen und die Uebung einer wahrhaft unparteiischen Gerechtigkeitspflege für zulässig erachtet werden kann und darf.

Im Allgemeinen aber und nach den zur Zeit vorliegenden Erfahrungen verdienen die Tahkik-Medschlissys unbedingt den Vorzug vor den bisherigen Mekkemens (Gerichte, wobei nach den Satzungen und Formen des Koran geurtheilt wird), indem das Loos der Christen in der Türkei dadurch erleichtert wird, und bezeichnen jedenfalls eine anerkennenswerthe, dem Fortschritt zugewendete Bestrebung der hohen Pforte, weshalb die k. k. Internunciatur und die k. k. Consulate in der Türkei angewiesen wurden, der Durchführung dieser neuen Institution einen geneigten und das Gedeihen derselben thunlichst fördernden Einfluß angedeihen zu lassen."

Es ist natürlich, daß unter den jetzt obwaltenden Kriegsverhältnissen eine thatsächliche Ausführung der wichtigen Reformfrage nicht geschehen, sondern an das große Werk erst dann mit Erfolg geschritten werden kann, wenn der jetzige Krieg beendigt sein wird. Daß aber die Hoffnung und Verbesserung der Zustände der Rajahs nicht aufgegeben, andererseits aber auch die guten Absichten und der aufrichtige Wille der hohen Pforte von den Schutzmächten nicht verkannt werden dürfen, beweist die in der Ministersitzung bei dem Reis-Effendi unter allgemeinem Beifall von dem englischen Botschafter Lord Redcliffe gehaltene Rede, in der es unter anderem heißt: „Durch eine menschliche und vernünftige Behandlung der Christen in der Türkei gewinnt der Padischah eben so viele Freunde und Anhänger, als er früher Feinde und Gegner in seinem großen Reiche zählte. In Europa ist die Türkei von christlichen Staaten umgeben, die es in keinem Falle mehr zulassen können, daß Christen in ihrer Nachbarschaft noch barbarisch unterdrückt werden sollen. Durch eine Verbesserung der Lage der Rajahs werden unserm allgemeinen Feinde die Waffen entrissen, mit denen er die Türkei stets bedrohte. Sorgt für die Bildung und Erziehung der Unterthanen des Sultans, sowohl der christlichen, als jüdischen und türkischen, damit jene nicht genöthigt seien, sich den Trieb zur Ausbildung ihres Geistes im Auslande zu suchen, und dadurch sich ihrem Vaterlande zu entfremden, und diese, nämlich die Türken, nie und nirgends hinter den Rajahs zurückstehen. Dieses allein kann und darf euch jedoch nicht genügen. Die Christen sind gewohnt, nach Gesetzen gerichtet

zu werden, die der Vernunft und dem Rechte entflossen sind, und nicht einer religiösen Offenbarung und Tradition entspringen. Die Bekenner des Koran, dessen Werth von Niemand verkannt wird, mögen sich nach den Satzungen des ewigen Propheten richten lassen. Allein die Christen, wenn ihr sie nicht als eure Sklaven betrachtet, müssen nach einem Codex gerichtet werden, der als Grundnorm für alle Rechtsfälle und Streitigkeiten zu gelten hat. Rufet alle christlichen Intelligenzen des türkischen Reichs zusammen und laßt euch von denselben ein Grundgesetz entwerfen. Dadurch wird die Türkei den nordischen Barbaren beschämen, und zu einer Macht gelangen, welche durch die Liebe ihrer Unterthanen zu einem unerschütterlichen Felsen sich befestigen wird."

Auch mit dem Eigenthumsrechte, um hier auf bereits Erwähntes noch einmal, aber ausführlicher zurückzukommen, hat es in der Türkei eine eigenthümliche Bewandtniß. Der Boden wird für Staatseigenthum erachtet und zerfällt ursprünglich in kirchliches, patrimoniales und dominiales. Mit Ausnahme einzelner Gesandtschaften, Consulate, Privaten, z. B. Lamartine, Fürstin Belgioso u. s. w., denen der Sultan ausdrücklich Land geschenkt oder bewilligt hat, gibt es eigentliche europäische Landeigenthümer nicht. In eroberten Ländern, z. B. in der europäischen Türkei, gehört der Grund und Boden dem Sultan, dem Herrscher (der Theorie nach Aehnliches in England). Der Türke hat daher auch kein volles Eigenthum, wenn auch einen verkäuflichen und zu vererbenden Besitz. Auf seinem Gute haften Geldabgaben, Zehnten und (ehemals bei den Spahis) eine

specielle Verpflichtung zum Kriegsdienste. Befreiung von diesen Lasten gibt es theils durch besondere Bewilligung des Sultans, theils für die Moscheen und andere öffentliche Anstalten. Das Gesetz gestattet den christlichen Unterthanen, nicht aber den eingewanderten, unter dem Schutz ihrer Consuln verbleibenden Europäern die Erwerbung von Grundeigenthum. Ein Artikel des Tansimats, der allen Unterthanen des Reichs das Recht gibt, ihre Immobilien zu verkaufen, gewährte den Christen die Füglichkeit, z. B. in Thrazien, Macedonien, Epirus und Thessalien bedeutendes Grundeigenthum zu erwerben. Auch in Egypten gibt es Europäer, denen größere Grundstücke angehören, und in Jerusalem besitzt der König von Preußen mehre auf den Namen eines Eingeborenen gekaufte Häuser. Die in der Türkei ansässigen Europäer umgehen das die Erwerbung des Grundbesitzes verbietende Gesetz dadurch, daß sie desfallsige Käufe unter dem Namen eines Rajahs abschließen lassen und die aus diesem Scheingeschäfte für sie etwa zu befürchtenden Nachtheile durch Aufstellung eines (geheimen) Gegenvertrags zu verhüten suchen. Denn da eben der türkische Richter, vor dem nur der Rajah belangt werden kann, die Legalität dieses Besitztitels der Europäer nicht anerkennt, so können letztere natürlich durch jenen hierin keinerlei Schutz und Sicherheit erlangen. Es kann unter diesen Verhältnissen vom Herbeiziehen von Capitalien zu productiven oder den Bodenwerth erhöhenden Anlagen, von Betreibung größerer Industrie- und Agricultur-Unternehmungen jetzt im Allgemeinen keine Rede sein. Es ist daher nicht unmöglich, daß die Europäer sich zur Bezahlung des Charadsch verstehen

würden, wenn ihnen nur das Recht des Grundbesitzes und der Schutz desselben durch das Gesetz gewährt würde.

Eine Katastereinrichtung besteht eigentlich in der Türkei nicht. Der türkische Staatsschatz heißt Miri, und nach Ubicini (1850) betrug die Staatseinnahme 731 Millionen Piaster, die Staatsausgabe 731 Mill. 400,000 Piaster, mithin belief sich das Deficit kaum auf 40,000 Conventionsgulden. Mülk und Wakuf heißt das Eigenthum des geistlichen und weltlichen (kaiserlichen) Fiscus. Ersteres ist freies, letzteres aber auf frommen Schenkungen und Compromiß mit den Moscheen gegründetes Eigenthum. Der Privateigenthümer übertrug zur größeren Sicherung seines Besitzes, und um von Steuern und Confiscationen befreit zu sein, gegen Erlegung einer geringen Summe seine Eigenthumsrechte auf die Moscheen und behielt nur die Nutznießung sich und seinen Erben, d. h. seinen Söhnen, vor, da bekanntlich die Vererbung des unbeweglichen Eigenthums sich nur auf directe männliche Linie, d. h. vom Vater auf den Sohn erstreckt. Töchter, Enkel, Verwandte ꝛc. erben nicht. Bis jetzt durften die unter die Aufsicht der Regierung gestellten Güter der Moscheen nicht verkauft werden, die Regierung geht jedoch mit dem Projecte um, die Moscheengüter in Staatsgut zu verwandeln, was allerdings eine sehr wichtige Maßregel sein würde, da fast zwei Drittel des ganzen Immobiliareigenthums in der Türkei Wakuf sind. Der Werth des Fiscus (Mülk) ist nicht zu schätzen, weil er fast das ganze unermeßliche Territorium des osmanischen Reiches in sich schließt und im Wesentlichen aus liegenden Gründen, Gebäuden und anderen unbeweglichen

Gütern besteht. Die Türkei, die bis in die neueste Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes noch keine Schulden hatte, besitzt daher in diesem fiscalischen Eigenthume an Immobilien großen Rückhalt, der durch die Einziehung der Moscheengüter noch ansehnlich vermehrt werden würde. Will daher die Regierung das bis jetzt mangelnde Eigenthumsrecht begründen, eine nachhaltige Reform desselben herbeiführen, so muß sie den Moscheen eine Entschädigungssumme (circa 50 Millionen Piaster) gewähren, die jetzigen Nutznießer zu Eigenthümern erklären, den befreiten Grundbesitz mit einer Steuer von 5 Procent der jährlichen Einkünfte belegen. Durch diese letztere würde die Regierung trotz der an die Moscheen zu zahlenden Entschädigung noch einen bedeutenden Rein-Gewinn (circa 60 Mill. Piaster) erhalten. Um dann diesen Reichthum flüssig und nutzbar zu machen, bedürfte es zunächst nur der Verpfändung oder Veräußerung. In diesem Falle würde dann eine Aufhebung des Gesetzes, welches dem Ausländer den Erwerb von Bodenbesitz verbietet, in Aussicht stehen, somit auch eine Circulirung ausländischer Capitale stattfinden und eine neue Quelle zur Hebung der Cultur und des Volkswohlstandes eröffnet werden.

Die Türkei ist überhaupt reich an natürlichen Hilfsquellen, besitzt ein gesegnetes Klima, fruchtbaren Boden und eine Mannichfaltigkeit von Producten, wie sich deren wenige Länder rühmen können. Es fehlt aber die geistige Energie und das nöthige Capital, es mangelt an hinreichenden Arbeitern und zweckdienlichen Communicationsmitteln, die gegebenen Schätze auszubeuten. Namentlich bietet der Ackerbau mit geringen Ausnahmen ein sehr klägliches, trauriges

Bild dar. Große Strecken des fruchtbarsten Bodens liegen brach, die Benutzung von Stroh und Dünger ist vernachlässigt, die Ackerwerkzeuge sind im schlechten Zustande, Fruchtwechsel, Bewässerung, sowie Bodenverbesserung unbekannt. Der Bauer ist meist Pachter des türkischen Großen, die für Landwirthschaft und rationellen Ackerbau keinen Sinn haben. Der baare Geldbesitz ist selten bei dem Landwirthe und dieser daher den Händen der Wucherer verfallen; der Transport und Umsatz der Producte ist ein langsamer und schwieriger, da sich die Verkehrsmittel nur auf Kameel, Maulthier und Esel beschränken und es an gut unterhaltenen Fahrstraßen fehlt. Der Absatz ist demnach ein beschränkter. Auch in industrieller Beziehung ist nicht viel Erfreuliches zu melden. Obgleich sich die Seidenfabriken in Brussa, Aleppo, Damaskus &c. in einem blühenden Zustande befinden, und auch die Oel-, Seifen-, Waffenfabrikation noch bedeutend ist, so stehen doch die Ausfuhrproducte zu den Einfuhrproducten in keinem Verhältnisse. Die Türken haben im Allgemeinen nicht viel Sinn für Handel und Industrie, wenn sie auch eine ausgedehnte Handelsfreiheit begünstigen. Die Ausfuhr der Türkei beschränkt sich vorzüglich auf Getreide, Rosenöl, Rohseide, Wolle, Baumwolle, Indigo, Südfrüchte, Galläpfel u. s. w. Die Einfuhren aus England, Frankreich, Oesterreich u. s. w. sind viel bedeutender und bestehen vorzüglich in Baumwollen- und Strumpfwaaren, Colonialproducten, Steingut, Eisen, Tuch, Glaswaaren, Droguen, Modewaaren u. s. w. Die Türkei nimmt unter den Exportländern die sechste Stelle ein; die Eingangszölle sind niedrig, oft so niedrig,

daß der inländische Handel im Vergleich zu dem des Auslandes als bedrückt erscheinen könnte. Die Pforte erhebt nur von den fremden Industrieproducten eine Einfuhrgebühr von 3 Proc. und eine Zuschlagegebühr von 2 Proc. beim Herausbringen aus der Douane zur Entschädigung für die für den inneren Verkehr weggefallene Gebühr. Der Transitzoll beläuft sich auf 3 Proc. vom Werthe. Ueber den Binnenhandel liegen keine bestimmten Nachrichten vor, eben so wenig wie über den Küstenhandel, der für alle Flaggen freigegeben ist. In letzterer Beziehung betrug nach Michelsen im Jahre 1846 die Anzahl der Schiffe in den verschiedenen Häfen 25,623 mit 3,441,125 Tonnengehalt, sowohl Ein- wie Ausklarirung. Im Hafen von Constantinopel liefen ein im Jahre 1851: 6231 Segelschiffe, 470 Dampfschiffe, zusammen 6701. In Alexandrien betrug der Werth der Einfuhr 216,426,600, der Ausfuhr 325,804,200 Piaster.

Das türkische Steuerwesen bedarf dringend der Verbesserung. Insbesondere führt die Verpachtung der Steuern, z. B. der Zehnten, Zölle u. s. w. an Private, sowie die mehrfache Besteuerung eines und desselben Artikels zu Mißbräuchen und Bedrückungen. Die Grundsteuer Virgü oder Saliane richtet sich nach den Localitäten; im Durchschnitt beträgt sie 10 bis 25 Proc. Die Christen sind von Abgaben völlig frei. Auch der Clerus und sein Lehrpersonal, die von jedem Cultus direct bezahlt werden, sowie die Armen, entrichten keinen Charadsch; den Rajahs ist jedoch eine solche Kopfsteuer (Charadsch) von 15 bis 60 türkischen Piastern = 1 bis 4 Thaler auferlegt, sie sind dafür aber auch

vom Militärdienst befreit. Mit dieser Befreiung ist aber auch der Verlust eines jeden Anspruches auf eine Anstellung in der Armee oder bei den höchsten Regierungsbehörden, namentlich auch bei den Rechtsprechenden verbunden; alle andern Carrieren sind ihnen dagegen unverschlossen. Daß der Charadsch aufgegeben werde, ist nicht wohl thunlich, zunächst aus finanziellen Gründen. Die Kopfsteuer trägt jährlich an 50 Mill. türkische Piaster ein, welche in anderer Weise aufzubringen unter den gegenwärtigen Verhältnissen für die türkische Regierung eine Unmöglichkeit ist. Uebrigens ist es keine auffallende Ungerechtigkeit, daß gewisse Unterthanen persönliche Abgaben zahlen, von denen privilegirte Klassen befreit sind. In christlichen Staaten ist dies mehrfach noch der Fall. Für eine eigentliche Ablösung der Kriegsdienste kann jene Kopfsteuer deshalb nicht gelten, weil die Türken, als eroberndes und gleichsam nur im Kriegslager befindliches Volk, alle zum Dienste verpflichtet sind. Den Griechen ist somit schon durch das Gesetz die Ehre versagt, mit den Türken im Felde zu dienen. Höchstens kann es geschehen, daß die Flotte des Sultans mit Rajahs bemannt ist, weil die Türken (nämlich die Constantinopolitanischen) keine Seefahrer sind. In den alten Zeiten hatten sie Galeeren mit Christensklaven als Ruderer. Die Europäer und ihre Schutzgenossen entrichten dagegen keine einzige Steuer und zahlen bei der Ein- und Ausfuhr nur drei Procent an den Douanen, während die Rajahs und Muselmänner deren zehn zahlen müssen. Diese Vorrechte geben den europäischen Kaufleuten im Handel ein großes Uebergewicht über die Inländer, während das Land

selbst keinen Vortheil daraus zieht; denn durch den Eintausch ausländischer Industrie-Erzeugnisse gegen inländische Rohproducte wird zwar der Handel für die Türkei erleichtert, allein dem Lande durch Capitalaufhäufung oder industriell-landwirthschaftliche Unternehmungen nicht genützt.

Die Urtheile über die religiösen Verhältnisse der Türkei fangen an, sich zu läutern, nachdem man eingesehen, daß es nicht richtig ist, die Türken anzugreifen, weil sie keine Christen sind, oder sie zu vertheidigen, weil sie dem Koran anhängen. Man muß die Korangläubigen nicht vom christlichen Standpunkte, sondern von ihrem eigenen beurtheilen und dann auch den jetzigen Mohamedanismus nicht nach seinem Ursprunge aus dem siebenten Jahrhunderte abschätzen. Der Koran, nach muselmännischer Ansicht der Inbegriff aller Lehren, deren Verfasser, sowie zeitliche und locale Motive der Entstehung man mit historischer Genauigkeit kennt, enthält neben Halbheiten, Widersprüchen, Zweideutigkeiten und Aberglauben doch auch viel Vernünftiges und ewige Wahrheiten, die einen sittlichen Lebenskern in sich schließen müssen, wenn man bedenkt, daß sie von 140 Millionen Menschen noch heute festgehalten und befolgt werden.

Im Koran werden die Christen an einer Stelle als Irrende, Ungläubige und als Feinde des Muslim betrachtet, an einer andern aber von Mohamed für wahre Gläubige und Märtyrer der Wahrheit erklärt (Sure 85) und können die Seligkeit erlangen (Sure 5). Sie erfreuen sich der Begünstigung Mohamed's, werden von Kriegsdiensten freigesprochen, erhalten gegen Tribut freie Religionsübung und

von Mohamed Schutz und Gewissensfreiheit zugestanden. Auch erklärt dieser alle Religionen für gut, behauptet aber den Vorzug des Islam vor allen andern. Zum Islam soll Niemand mit Gewalt gezwungen werden (Sure 2), gleichwohl will aber Mohamed denselben durch Gewalt ausgebreitet wissen. Daß diesem Buch der Bücher von den Muslimen die größte Hochachtung gezollt, daß es ebenfalls als ein heiliges betrachtet und verehrt wird, braucht kaum erwähnt zu werden. In dem mit christlichem Sinne gut geschriebenen Werke: Sinai und Golgatha, von Friedrich Ad. Strauß, 5. Aufl., findet man eine hierauf bezügliche Stelle, die wörtlich lautet: „In der Quarantaine zu Smyrna besuchte uns häufig ein sehr vornehmer Syrer aus Damaskus, Suleiman Effendi, der in jedem Jahre die große Pilger-Carawane mit den Geschenken des Sultan nach Mekka führt. Mit großem Interesse sah er unsere Bücher und Karten. Eines Tages zeigten wir ihm einen Koran, den wir aus Cairo mitgebracht. Augenblicklich verrichtete er ein Gebet, küßte das Buch, las in tiefer Andacht einen Abschnitt, betete abermals und legte das Buch ehrfurchtsvoll bei Seite. Welch' eine beschämende Handlung vor dem Koran! Wie weit davon entfernt ist die Art, auf welche wir die Bibel behandeln. Auch verging kein Abend, wo sich nicht die Mehrzahl der Mohamedaner zu einem gemeinsamen Abendgebete vor unserer Aller Augen versammelt hätte! Wie auffallend würde man bei uns an einem öffentlichen Orte die Abend-Andacht einer Reisegesellschaft finden! Kommt uns da nicht unmittelbar das Wort des Herrn über den Hauptmann von Capernaum entgegen: Wahrlich, ich sage

euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden" (Matth. 8, 10).

Indem Mohamed die Juden und Christen einer Verfälschung der Offenbarung beschuldigt und somit die von ihm gestiftete Religion als eine Metamorphose des in seiner tieferen Bedeutung verbannten Judenthums betrachtet werden kann, da ferner des Propheten Anhänger eben so wie Andersgläubige durch Erfüllung der Gesetze den ersten Anspruch auf den Himmel zu erwerben denken, so findet sich in dieser Religion — der echte Christ kann dies mit Freuden zugeben — eine große Nächstenliebe, Gerechtigkeitsliebe und Gotterhebung; sie steht mithin durch ihren Ernst und ihre Strenge dem christlichen Glaubensbekenntnisse näher, als man beim ersten Blick glauben dürfte. Ueberhaupt aber scheint man häufig ganz den Einfluß zu vergessen, den der vertraute Umgang Mohamed's mit dem christlichen Priester Werka auf die Zusammenstellung des Korans ausgeübt hat. Die zwei höchsten Wahrheiten jeder Religion: Gebet und Mildthätigkeit, sind in dem philosophischen Cultus des Mohamed als zwei Pflichten hingestellt, deren Befolgung vor allem Anderen und mit größter Strenge gefordert wird.

Das Bekenntniß, „Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohamed ist sein Prophet", drückt den Hauptgrundsatz des mohamedanischen Glaubens aus. Nach diesem gibt es sechs Propheten und Apostel: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mohamed, von denen jeder ein geoffenbartes Gesetz erhalten hat. Mohamed, der letzte Prophet, war aber der größte. Nach dem Glauben der Muslimen ferner hat Gott keinen Genossen, keinen Sohn, und es

heißt Sure 4: „Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Maria's, ist ein Gesandter Gottes, und sein Wort, das er in die Maria übergetragen, ist sein Geist. Glaubet daher an Gott und seinen Gesandten, saget aber nichts von einer Dreiheit (d. h. Dreieinigkeit)." Christus wird daher nicht als Sohn Gottes anerkannt; obgleich die Muslimen glauben, daß die heilige Maria Christus als Jungfrau empfangen habe und er durch eine wunderbare Veranstaltung Gottes, ohne einen natürlichen Vater, von einer reinen Jungfrau geboren worden sei (Koran, Sure 3). Mohamed lehrt ausdrücklich, daß Christus der Messias sei, und nennt ihn sogar Logos, „das Wort" (vergl. Joh. 1, 1). Der Name „unser Herr Jesus" wird bei den Muselmännern nicht ohne Zusatz „Friede über ihn", und der Name „unsere Herrin Maria" nie ohne den Zusatz: „Gott sei mit ihr zufrieden" genannt. Der Muslim aber glaubt (gleich mancher christlichen Secte), daß Jesus nicht gestorben, sondern von Gott lebendig in den Himmel geführt, und statt seiner ein ähnlicher Mensch von den Juden an das Kreuz geschlagen worden sei. Für ihn ist also die Himmelfahrt Jesu Christi ebenfalls eine Wahrheit; er glaubt aber auch an die Existenz guter und böser Geister, an die Unsterblichkeit der Seele, an Auferstehung und Gericht, an künftige Belohnungen im Paradiese (Speisen, Getränke, Mädchen, Diener u. s. w.) und an Strafen in der Hölle (Hitze, Kälte, Wage, Brücke u. s. w.). Der Koran enthält überhaupt viele Plagiate aus der Bibel, jedoch vielfach geändert — allein Gebete, Almosengeben, Fasten, Wallfahrten, Enthaltung von Wein und Getränken sind streng vorgeschrieben. Auch Ge-

horsam gegen die Obrigkeit wird im Koran als ein göttliches Gebot angesehen, denn es heißt Sure 4, V. 62: „O ihr, die ihr glaubet, gehorchet Gott und seinem Gesandten und den Befehlshabern unter euch."

Sollte sich hieraus wenigstens nicht so viel entnehmen lassen, daß die Scheidewand zwischen Mohamedanern und Christen wenigstens nicht unübersteiglich sei, und hieße es nicht sich einer unbegründeten Hoffnungslosigkeit hingeben, wollte man eine dereinstige Verschmelzung des Islam mit dem Christenthume geradezu in das Reich der Unmöglichkeit verweisen. Mohamed, der falsche Prophet, stellt Christus und Maria weit höher, als ein Theil der protestantischen Christen, und der Muselmann übertrifft noch heute im regelmäßigen Gebet, im gewissenhaften Fasten, an Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft, an Nüchternheit und Festhalten am gegebenen Wort viele der Christen. Wer vermag die Thatsache abzuleugnen, daß die europäischen Kaufleute, wenn sie in die Türkei kommen, im Allgemeinen lieber mit den Türken, als mit den dortigen Christen verkehren? Ist türkische Ehrlichkeit nicht sprichwörtlich? Und im schwersten Momente des Lebens, in dem Augenblicke des Hinscheidens, erregt nicht da der Orientale mit seinem ruhigen, heiteren und freundlichen nach Mekka gewendeten Antlitze, seinem unerschütterlichen Glauben unsere Verwunderung? Wahrlich, man muß der Todesstunde desselben beigewohnt haben, um diese großartige Hingebung, um die Kraft seiner Religion zu erkennen!

Nach dem Gesagten schlage man sich an die Brust und frage sich, wie verhält sich nun der sittliche Standpunkt des

Christen in der Türkei gegen diesen des Mohamedaners? Findet hier Christi Sittenlehre eine Anwendung, welche Allen zuruft: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen" u. s. w. (Matth. 5, 44)? Die genauere Erörterung dieser tiefgehenden Fragen sei Sachverständigen überlassen, die sich längere Zeit im Orient aufgehalten haben und mit den dortigen Verhältnissen vertrauter sind, als der Schreiber dieser Zeilen. Nur so viel sei bemerkt, daß, wenn auch das europäische Element im Orient in Handel und Politik einen immer größeren Einfluß erlangt und den türkischen Zuständen gegenüber immer mehr Privilegien gewinnt, doch der dahin gehenden Auswanderung romanischer Völkerschaften im Vergleich zu dem lebensfrischen Colonisationsgeiste der angelsächsischen Stämme in Amerika der gesunde, auf Humanität und Freiheit beruhende Grundgedanke entschieden abgesprochen werden muß. Abgesehen von den einzelnen ausgezeichneten Individuen und Gemeinschaften, welche die dem Christenthume gebührende Stellung mit wahrer Aufopferung herbeizuführen trachten, dürften die aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Christen des Orients in ihrer Allgemeinheit nicht geeignet sein, den Muselmännern als Muster religiöser Eintracht, Toleranz und Nächstenliebe vorzuleuchten. Die widerlichen Mönchsstreitigkeiten und die gegenseitige Verachtung und Verketzerung der Christen unter sich sind z. B. eine traurige Wirklichkeit im heiligen Lande, die Niemand ableugnen kann, der persönlich dort gewesen. Die Christen liefern hier, um mit den Worten des Grafen von Ficquelmont zu reden, wahrlich nicht den

der Christen würdigen Beweis, daß der Grundsatz der Duldung in Glaubenssachen die einzige wahre Grundlage des Friedens unter den Menschen sei. Es ist oft eine herbe Pflicht, die Wahrheit zu sagen, allein ich nenne zur Begründung meiner Behauptungen nur Jerusalem, das christliche Mekka, wo Christen sich nicht scheuen, durch elende Zwistigkeiten und profane Streitigkeiten und — ich schäme mich, es auszusprechen — durch blutige Schlägereien unter sich am heiligen Grabe unseres Erlösers und Heilandes den göttlichen Glauben mit Füßen zu treten. Ich erzähle hier nicht etwa Anderen nach, eben so wenig darf mir der leiseste Vorwurf der Parteilichkeit oder Uebertreibung gemacht werden. Thatsachen mögen auch hier für mich zeugen. Während meiner Anwesenheit im heiligen Lande fand ein solcher empörender Exceß zwischen Griechen und Armeniern am 20. März (Palmsonntag) 1853 in der heiligen Grabeskirche statt, der in ein Handgemenge überging, bei welchem 40 Köpfe blutig geschlagen wurden. Wer weiß, welche Blüthen dieser christliche Meinungstausch an heiliger Stätte noch getrieben hätte, wenn nicht türkische Soldaten energisch eingeschritten wären und die Tempelschänder ausgetrieben hätten. Die Christen in der Türkei scheinen einen viel schlimmeren Feind als die Mohamedaner zu haben — nämlich sich selbst. Der Haß, Neid, die Mißgunst und Verfolgungssucht der vielen christlichen Secten sind viel schlimmer, als die angebliche Intoleranz der herrschenden Türken, welche bisher äußerlich in dem Kampfe der Sprach- und Begriffsverwirrung der Christen die bürgerliche Ordnung aufrecht erhalten und mit Geduld und Schweigen

eine polizeiliche Ordnung herstellen, um dadurch zu verhüten, daß die Christen nicht über einander herfallen.

Durch diese Bemerkungen soll übrigens nicht der Behauptung das Wort gesprochen werden, daß diese Christen für die Zukunft nicht befähigt wären, den Koranglaubigen gegenüber eine würdigere Stellung einzunehmen. Gewiß sind sie es und werden es auch, weil das Christenthum mit seinen hellleuchtenden und erwärmenden Offenbarungen unaufhaltsam durch die ganze Welt den höchsten und einzigen Sieg erringen muß und die europäische Cultur keine isolirten Völker mehr dulden wird und kann. Aus eben diesem Grunde soll aber auch der Christ der in seiner erhabenen Religion tief wurzelnden Humanität nicht vergessen, noch versäumen, mit einem guten, sittlich-religiösen Beispiele voranzugehen. Nicht übersehen dürfte er ferner, daß die im Koran niedergelegten Lehren von einem einzigen Gott, von der Erkenntlichkeit und Dankbarkeit der Menschen gegen den Schöpfer, von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. in ihrer Allgemeinheit doch wohl nicht so verwerflich sind, daß man ihn nur für einen Coder der Absurditäten, Bedrückung, Grausamkeit, Wollust halten und selbst bei einzelnen Mangelhaftigkeiten und Gebrechen, die ja jedem Menschenwerke angethan sind, der großen Lehre unseres Heilandes Jesu Christi nicht eingedenk sein sollte, der bei der Anklage der Ehebrecherin jenen herrlichen, seine ganze erhabene Lehre in wenig Worten umfassenden Ausspruch that: „Qui sine peccato est vestrum, primus in illam lapidem mittat.“ (Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.)

II.

Die heiligen Stätten in Jerusalem, die Ursachen des gegenwärtigen Krieges.

Als ich zu einer Zeit, wo die unlängst vorher theils bedrohte, theils wirklich erschütterte Ruhe und Ordnung europäischer Staaten wiederhergestellt war und nunmehr auf lange Zeit hinaus gesichert schien, Jerusalem besuchte, konnte ich nicht im Entferntesten ahnen, daß gerade dieser dem Frieden und der Eintracht vorzugsweise geweihte, zur Versöhnung und Liebe vor allen andern auffordernde Ort den ersten Anstoß zu Ereignissen geben würde, welche in ihren Folgen weit gefährlicher für das „europäische Gleichgewicht“ werden können, als alle die Wirren es vermochten, in deren glücklicher Lösung man damals die sicherste Bürgschaft des Friedens und Wohlstandes des civilisirtesten Welttheiles erblicken zu dürfen sich für berechtigt hielt. Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß der schwache Funke kleinlicher Eifersüchtelei angefacht werden könnte zur mächtigen verheerenden Flamme der schrecklichsten aller Kriege, des Glaubenskrieges? Wer hätte, ohne sich eines Frevels anzuklagen, daran denken mögen, daß man binnen Kurzem gerade derjenigen Macht, in welcher man bis daher den starken Hort des Conservatismus erblickt, die Absicht zuschreiben würde, den durch sie selbst in heiligen Verträgen zugesicherten europäischen Frieden in seinen Grundvesten erschüttern zu wollen?

Die seltsame Verkettung zufällig entstandener oder ab=

sichtlich herbeigeführter Ereignisse und Verhältnisse hat Jerusalem abermals eine Bedeutsamkeit verliehen, in welcher ich die dringende Aufforderung erblicke, auch meinerseits hier zur richtigen Würdigung der Ursache eines Streites, in welchen bereits alle Großmächte Europa's hineingezogen worden sind und dessen Beendigung man mit banger Besorgniß entgegensieht, durch eine gedrängte Schilderung der politisch-religiösen Geschichte der „heiligen Stätten" bis auf die neueste Zeit Etwas beizutragen.

Abermals haben die „heiligen Stätten" einen Kreuzzug heraufbeschwören müssen, aber einen Kreuzzug anderer Art, als die waren, von welchen die Geschichte uns berichtet. Gläubige stehen zu Ungläubigen gegen Gläubige, die sich ebenfalls mit Ungläubigen zu Schutz und Trutz verbünden; diese glauben für das Recht, jene meinen für den rechten Glauben zu fechten, aber nicht Jerusalem ist der Kampfpreis. Die Heimath des Erlösers unseres Menschengeschlechtes, der Ort, wo er um unserer Sünde willen am Kreuze gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt worden, ist bis zum heutigen Tage die Quelle eines höheren geistigen Lebens und der Knotenpunkt der Völkergeschichte gewesen. Palästina, der Zeuge des geistigen und physischen Kampfes zwischen Morgen- und Abendland, ist die große Eingangspforte religiöser und kriegerischer Conflicte und in neuester Zeit wieder das Janusthor, aus dem Streitigkeiten und blutige Gegensätze hervorgehend die Welt mit Schrecken erfüllen. Wie früher so häufig, so müssen auch jetzt Glaubenssachen den Vorwand zum Streite und die Mittel zur Erreichung politischer Zwecke darbieten und so gab auch die

Frage „der heiligen Stätten" die äußere Veranlassung zu den diplomatischen Verwickelungen im Jahre 1853 und zu den weiter folgenden Kriegsereignissen.

Es kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß es sich hier keineswegs um einen Kampf des Christenthums mit dem Islam handelt. Die Türken selbst sind bei dieser Frage fast gänzlich unbetheiligt; denn sie beabsichtigen weder die christliche Gottesverehrung neben der türkischen Staatsreligion zu unterdrücken, noch die Christen gänzlich aus dem heiligen Lande zu verjagen. Die Frage ist eigentlich eine rein christlich-katholische, die vorzüglich Lateiner und Griechen angeht, den Protestanten aber ferner liegt. Franzosen und Russen, die ersteren römisch-katholisch, die letzteren griechisch-katholisch, stehen sich hier hauptsächlich gegenüber; weniger betheiligt erscheinen die Engländer. Aber auch unter diesen handelt es sich nicht etwa um die ihrer allein würdige Aufgabe, jenes Heiligthum den Ungläubigen gänzlich zu entreißen, sondern lediglich um Rangstreitigkeiten, leere Formalitäten, kleinliche Vorrechte! So unbedeutend daher der eigentliche Kern dieser Frage auch an und für sich erscheinen muß, so ist er doch schon längst zur Spindel worden, um welche sich die Entwickelungsgeschichte der Völkerschicksale zwischen Orient und Occident in ihren tiefsten Angeln dreht. In der engeren Bedeutung des Wortes gleicht die heilige Grabesfrage einem ohne Vorbedacht geschürzten Knoten, aus dem der labyrinthische Faden, die orientalische Frage sich entwickelte, von dem Bosporus zur Newa, von der Themse zur Seine in räthselhaften Schwingungen als eine europäische läuft und ohne sich

zu lösen, mit seinem Ende bis Asien und Ostindien als eine asiatische sich hinzieht; denn Rußland kann vermöge seiner geographischen Lage auf Persien, Chiva und Bochara einen militärischen Einfluß üben und mit den Afghanen ein Bündniß gegen die englische Macht in Indien schließen. Ein nordischer Alexander hat bereits das Schwert gezückt, um den gordischen Knoten, der den nie ablaufenden rothen Faden erbitterten Wortstreites und blutiger Kämpfe in sich zu bergen scheint, mit kühner Hand zu zerhauen; da auf einmal sind ihm der Gegner mehre erstanden, welche mit vereinter Macht den zum Schlage aufgehobenen Arm zurückzuhalten suchen. Kurz: der letzte Beweisgrund der Regierungen, die Kanone, wird auch hier den Entscheid abgeben.

In Jerusalem und Constantinopel liegen die Loose für Europa's Zukunft und dort im „Auge Europa's" flammt die verderbliche Gluth.

Nachdem des Peter von Amiens Nothruf erschollen war, sandte das christliche Abendland seine Heeresschaaren, um den Ungläubigen das heilige Grab mit Waffengewalt zu entreißen. Im neunzehnten Jahrhunderte rüstet sich der Occident abermals, wenigstens anscheinend, um desselben Ortes willen zu blutigem Streite, aber aus wie ungleich unedleren Motiven als damals. Die verschiedenen christlichen Secten selbst aber sind es, welche in unchristlicher Verblendung miteinander um die heiligen Stätten ununterbrochen zanken und streiten. Jede einzelne vertheidigt ihre Ansichten und Ansprüche mit fanatischem Eifer und voller Haß und Verachtung gegen die übrigen. Welches Jammerbild diese am Grabe des Heilandes sich gleichsam

um die Kleider des Herrn streitende, in Parteihaß verrottete Christenheit, welche beklagenswerthe Ironie auf die Glaubenssätze, zu denen sich dieselbe, als ihren ersten und hauptsächlichsten bekennt! Statt Alles aufzubieten, um sich in den ungestörten Besitz der heiligen Orte selbst zu setzen, vermögen diese Christen, nachdem die ungläubigen Türken ihnen alle mögliche Freiheit gewährt, nicht einmal über die einfachsten und untergeordnetsten Dinge unter sich einig zu werden. Was würde nun entstehen, wenn die Christen die alleinigen Herrscher des Orients würden, wenn sie mit ihrem Sectengeiste ungehindert walten und schalten könnten, zumal in der Stadt, wo die Jünger des größten Dulders die höchste Intoleranz an den Tag legen, in der Stadt, an welche das Weltgeschick geknüpft ist, und welche als der Knotenpunkt der religiösen Interessen des occidentalischen Asiens, des größeren Theiles von Europa und Amerika dasteht? Würden nicht reliögise Kämpfe, Kriege der ernstesten Art entstehen, welche die Einmischung fremder Mächte nach sich ziehen müßten?

Doch beantworten wir zunächst die vielfach mißdeutete Frage, was unter „heiligen Stätten" zu verstehen sei? Man nennt solche die an den Orten, wo die Hauptbegebenheiten im Leben Christi, besonders aber seine letzten Leiden und sein Tod stattgefunden haben, errichteten Kirchen. Zu den ersteren gehören die Kirchen in Bethlehem, Nazareth, Cana, Tiberias, Sichem, zu den letzteren vorzüglich die heilige Grabeskirche in Jerusalem. Auf diese verschiedenen Stätten nun behaupten Lateiner, Griechen, Armenier und Kopten ein ausschließliches Eigenthumsrecht oder sie haben

von Seiten der türkischen Regierung die diesfallsige Anerkennung erlangt. So besaßen die Lateiner im Jahre 1740 im Ganzen 19 solcher Heiligthümer, in dem Jahre 1850 aber nur noch 10, da sie von den Griechen nach und nach aus dem Besitze der anderen vertrieben worden waren. Auch gibt es in der heiligen Grabeskirche abgesonderte Kirchen, Capellen, Altäre, Galerien, die als Eigenthum verschiedener Confessionen betrachtet werden, oder solche, die zwischen zwei Confessionen getheilt sind. Man breitet da und dort einen Teppich auf gewissen Altären aus, brennt hier und da eine größere Anzahl Lichter an, besorgt bald an dieser oder jener Stelle heimlich eine kleine Reparatur u. s. w. und sucht auf diese Weise einen Vortheil zu erlangen, der für das Wesen des Christenthums von keinem Belang, zur Erweckung und Erhaltung von Eifersüchteleien und Zänkereien aber ganz geeignet ist. Bei meiner Anwesenheit in Jerusalem war z. B. die Kuppel der heiligen Grabeskirche schadhaft, so daß der Regen ungehindert auf die Capelle des Grabes, welche allen Nationen gemeinschaftlich gehört, herabströmte. Jede Confession stritt der andern das Recht der Reparatur ab. Dieser Streit dauerte lange; die Kuppel blieb während desselben natürlich in defectem Zustande. Endlich schlugen sich die Türken ins Mittel, indem der Sultan selbst die Ausbesserung der Kuppel auf eigene Kosten bewirken zu lassen versprach. Der Gang der geschichtlichen Ereignisse, welcher mit der Sanctuarienfrage in Verbindung steht, ist folgender. Frankreich übte seit alten Zeiten eine Art Protectorat (Schutzrecht) über die katholischen Christen (Lateiner) im Oriente aus und hat

insbesondere von jeher seinen unmittelbaren und amtlichen Schutz im Oriente den frommen Anstalten angedeihen lassen, in welchen ausländische Priester fungirten, deren geistliches Oberhaupt sich in Rom befindet. Hierin bestand im Wesentlichen die französische Schutzherrlichkeit; auf katholische Unterthanen des Sultans erstreckte sie sich nicht. Nachdem unter Constantin dem Großen die Bewachung der constatirten Localitäten und des in ihnen geordneten Cultus den Christen (die lateinischen waren durch das Schisma von den griechischen noch nicht getrennt) anheimgefallen und später nach Eroberung der Stadt Jerusalem durch die Kreuzfahrer im Jahre 1098 lateinische Klöster und Orden in Jerusalem, Bethlehem u. s. w. gegründet worden waren, wurde auf die heiligen Orte ein besonderes Augenmerk gerichtet und ihrem Schutze vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Frankreich übte schon seit den Zeiten Franz I. (gest. 1547) in Folge der Geschicklichkeit seiner diplomatischen Agenten in Constantinopel einen bedeutenden Einfluß und nach einem an Heinrich II. gerichteten Schreiben Soliman's vom 17. Juni 1559 gewährleistete der Sultan den französischen Pilgern nach Jerusalem durch einen Ferman, den ersten dieser Art, Schutz und gewisse Rechte und Freiheiten. Im Jahre 1690 erließ Sultan Achmed ein Hatticherif*), welcher die Resti-

*) Man unterscheidet Hatticherif und Ferman. Ersterer ist ein vom Sultan eigenhändig unterzeichnetes, Gesetzeskraft besitzendes Rescript, letzteres ein im Namen des Sultans vom Großvezier unterzeichnetes Instrument, das zur Nachachtung dienen soll, aber nur nach Umständen respectirt wird. Die von den Sultanen zur

tuirung der von den Griechen usurpirten heiligen Stätten zu Gunsten der Katholiken anordnete. Im Jahre 1740 verschaffte eine zwischen Frankreich und der Türkei gepflogene Unterhandlung den Katholiken das Recht des Besitzes der heiligen Stätten (nach Obigem 70), ohne daß jedoch dieselben ausdrücklich mit Namen bezeichnet oder den Katholiken das ausschließliche Recht der Benutzung aller eingeräumt worden wäre.

Wie Frankreich sich somit als Beschützerin der heiligen Stätten und insbesondere des heiligen Grabes schon seit alten Zeiten betrachtete und zum Theil erwies, so nahm es sich auch von je der Franziskanermönche in Syrien an, welche die Gründung ihres Ordens durch Francois d'Assise bis zum Jahre 1313 zurückführen. Dieses Schutzrecht, allerdings mehr ein eitler Name, als ein thatsächlicher Rechtsschutz, war auch bis dahin unangefochten geblieben, als im Jahre 1851 die Frage des heilgen Grabes dadurch in den Vordergrund trat, daß Frankreich einige alte Mönchsstreitigkeiten in Palästina durch seinen Einfluß zu Gunsten der Katholiken zu entscheiden und die katholische Religion aus einem Zustande der Unterordnung zu erheben suchte, der ihrer um so unwürdiger erschien, als er lediglich durch die Supremati der reicheren und geschützteren Griechen herbeigeführt worden war. Da die Muselmänner und die Griechen sich nach und nach mehre dieser Stätten angeeignet hatten,

---

Ergänzung des osmanischen Staatsrechtes (Schery) erlassenen Verordnungen heißen Kanun, das Herkommen Aadet, das Gesetz der Gewalt Urf, vgl. oben.

so verlangte Frankreich, nachdem die desfallsigen Verhandlungen sich bis Anfangs Februar 1852 lau hingezogen hatten, namentlich folgende sieben heilige Orte: 1) die große Kuppel um die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem, 2) die kleine Kuppel um das Grab Christi, 3) den Stein der Salbung, 4) die sieben Bogen der heiligen Jungfrau, 5) die große Kirche in Bethlehem, 6) den Altar der Geburt, 7) die Grotte der Verkündigung. Nachdem es dem auf einem Kriegsschiffe nach Constantinopel gesandten französischen General Marquis von Lavalette gelungen war, von der Pforte eine befriedigende Antwort zu erhalten, verlangte der Kaiser von Rußland die Herstellung des Status quo und bewog die Pforte zum Erlaß eines darauf bezüglichen Fermans; ferner wurde auf Antrieb des russischen Gesandten ein Vezier-Schreiben ausgestellt, welches das Versprechen enthielt, daß den Lateinern die Schlüssel der großen Kirche zu Bethlehem nicht übergeben werden sollten. Nachdem nämlich früher die Lateiner, Griechen und Armenier einen Schlüssel zur Grotte Christi besessen, verloren die Lateiner dieses Vorrecht. In Folge der Reclamation Frankreichs gewährte ihnen die Pforte aber wieder einen Schlüssel, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Griechen (s. Note des französischen Ministers Drouyn de l'Huys vom 25. Juni 1853) einen ganz ähnlichen Schlüssel besaßen, und daß jener der Lateiner, anstatt diesen das Eigenthum eines der anderen Kirchengemeinschaft stets vorbehaltenen Tempels zu sichern, ihnen nur ein einfaches Durchgangsrecht einräumte. Dennoch sah Rußland (s. Note des Grafen Nesselrode vom 11. Juni 1853) in der Uebergabe des

Schlüssels zum Haupteingange der Kirche von Bethlehem in die Hände des lateinischen Patriarchen die flagranteste Verletzung des von der Pforte gewährten Fermans. Dieses „Vergessen der positivsten, in dem an den Kaiser gerichteten Schreiben ausgesprochenen Zusagen, ein so offenbarer Mangel an Ehrlichkeit (un manque de foi aussi patent), der noch durch das Verfahren und die höhnende (dérisoire) Sprache der Rathgeber des Sultans erschwert wurde", bewog daher den Herrscher Rußlands sofort den Fürsten Menschikoff nach Constantinopel zu senden, „um den Beherrscher der Türkei über sein Unrecht gegen Rußland, sowie gegen seine eigenen Interessen aufzuklären und bezüglich der Fehler seines Ministeriums an seine Weisheit zu appelliren." — Der russische Marine-Admiral Menschikoff kam am 28. Febr. in Constantinopel an und trat im Namen seiner Regierung als Beschützer der griechischen Kirche im Orient auf. Er forderte mit Nachdruck, in einer die äußere Würde des Orientalen höchst verletzenden Weise, Satisfaction, namentlich 1) einen erklärenden Ferman, worin ein Uebereinkommen ausdrücklich wegen des Schlüssels der Kirche in Bethlehem, des silbernen Sterns auf dem Altare in der Grotte, ferner des Besitzes der Grotte von Gethsemane durch die Griechen mit dem Zugeständnisse, daß die Lateiner dort ebenfalls ihren Gottesdienst abhalten dürfen, getroffen werden sollte, überall aber unter Wahrung des Vorrechtes der Orthodoxen und ihres Vorranges bei der Feier des Gottesdienstes in diesem Heiligthume. Endlich sollte darin der gemeinschaftliche Besitz der Gärten zu Bethlehem] durch die Griechen und Lateiner bestimmt werden.

2) Eine hohe Verordnung wegen der ungesäumten, durch die türkische Regierung vorzunehmenden Ausbesserung der Kuppel der Kirche des heiligen Grabes — zwar unter Aufsicht des griechischen Patriarchen, aber ohne Einmischung irgend eines Vertreters eines andern Cultus. Der Gesandte ist angewiesen, über diese Punkte sich eine förmliche und bindende Versicherung zu verschaffen.

3) Einen Sened oder Vertrag zur Sicherung des stricten Status quo der Privilegien des griechisch-russischen katholischen Cultus, der orientalischen Kirche und aller Heiligthümer, welche entweder ausschließlich diesem Cultus angehören oder woran er in Jerusalem mit anderen Culten einen Antheil hat. —

Die türkische Regierung fügte sich, wie vorher dem Verlangen des österreichischen Gesandten Graf Leiningen auf Einstellung der Feindseligkeiten gegen Montenegro, auch hier den mit jenen keineswegs contrastirenden Forderungen Rußlands. Nachdem sie, abwechselnd zwei entgegengesetzten Strömungen nachgebend, seit einem Jahre Entscheidungen über die beiderseitigen Ansprüche der Lateiner und Griechen getroffen, die sich gewissermaßen gegenseitig aufhoben, stellte sie auch jetzt dem Fürsten Menschikoff zwei Fermans, dat. 5. Mai 1853, zu, von denen der eine auf die durch die hohe Pforte vorzunehmende Ausbesserung der großen Kuppel an der Kirche von Kamame, der andere auf den zur Schlichtung des Streites zwischen den Griechen und Lateinern über einige Wallfahrtsorte in Jerusalem gefaßten Beschluß Bezug hatte. Der Wichtigkeit wegen folgen diese beiden Fermans hier wörtlich, die der Beschwerde Rußlands

über Beleidigungen von Seiten der Pforte allen Grund benahmen.

I. „Dies ist mein kaiserlicher Befehl an meinen Vezier Hafis-Achmed-Pascha, Statthalter des Sandschakats von Jerusalem und Zugehör, und an den Kadi dieser Stadt. Ein von mir im Jahre 1257 (1841) erlassener kaiserlicher Ferman schrieb die Herstellung einiger baufällig gewordenen Theile der Kirche des heiligen Grabes vor. Dieser Ferman war, vermöge eines neuen Berichts, der mir vorgelegt wurde, bisher unvollzogen geblieben. Da nun die Restauration der Kuppel bis jetzt nicht stattgefunden hat, so droht sie einzustürzen und bedarf der Ausbesserung. Diese Umstände sind durch einen zu diesem Behuf nach Jerusalem abgeschickten Baumeister nachgewiesen, und wir haben deswegen verordnet und verordnen wie folgt: Diese Kuppel soll durch meine hohe Pforte in ihrer gegenwärtigen Form, sowie sie ist, hergestellt werden. Wenn diese Form einige Veränderung erleiden sollte, so ist der griechische Patriarch von Jerusalem befugt, seine Bemerkungen zu machen, damit diese Veränderung nicht geschieht. Außerdem, da die an die Kirche des heiligen Grabes anstoßenden Häuser muselmännische Abgeschiedenheits- und Gebetsstätten sind, die nicht abgetragen werden dürfen, so wird man die nach dieser Kirche gehenden Fenster beseitigen und vermauern. Der die vorstehenden Verfügungen enthaltende kaiserliche Ferman ist erlassen und für euch ausgefertigt. Ihr also, die ihr der oben erwähnte Statthalter und Kadi seid, sobald ihr Kenntniß haben werdet von meiner oberstherrlichen Entschließung, diese Kuppel durch einen von meiner hohen Pforte eigens

dazu bestimmten Vorsteher mit Erhaltung ihrer gegenwärtigen Form ausbessern und herstellen zu lassen, werdet Sorge tragen, diese Entschließung bekannt zu machen und auf ihre Ausführung Bedacht zu nehmen, gleichwie unverzüglich die Fenster, von welchen oben die Rede ist, zu sperren, um die Mißstände zu entfernen. So wisset es und vertrauet diesem edeln Insiegel. Geschrieben zu Constantinopel, in den letzten Tagen des Monats Redscheb 1269."

II. „Dies ist mein kais. Befehl an meinen Vezier Hafis-Achmed-Pascha, Statthalter des Sandschakats von Jerusalem und Zugehör, an den Kadi, den Mufti, den Stellvertreter des Nakibul Eschraf und die anderen Rathsglieder besagter Stadt. Zum Zweck, die Zwiste und Streitigkeiten zu ebnen und zu regeln, welche sich zwischen den Griechen und Lateinern über gewisse, in und außerhalb der Stadt Jerusalem gelegene Heiligthümer erhoben haben, war ein kaiserl. Hattischerif aus der letzten Dekade des Gemaziul Evvel 1268 (März 1852) an dich, der du der obenerwähnte Statthalter bist, und an die andern zuständigen Behörden ergangen. Es ist aber zu unserer kaiserl. Kenntniß gelangt, daß einige der Verordnungen dieses Hattischerifs ihre Vollziehung noch nicht erhalten haben. Da es nun mein kaiserl. Wunsch ist, daß die Vollziehung geschehe, so ist diese Frage Gegenstand der Schlußfassungen meiner im Rathe versammelten Minister gewesen, und um den Inhalt des besagten Hattischerifs aufzuklären und zu bestätigen, seinen Sinn zu vervollständigen und zu erläutern, ist meiner kaiserl. Genehmigung eine Schrift unterbreitet worden, welche die nachstehenden sechs Artikel ent-

hält: 1) Obwohl den Lateinern ein Schlüssel zu dem großen Thore der Kirche von Bethlehem gegeben wurde, ist ihnen nur das Recht verliehen, durch diese Kirche zu gehen, wie vor Alters, aber es ist ihnen nicht das Recht gegeben, in dieser Kirche Messe zu lesen, noch sie mit den Griechen gemeinschaftlich zu besitzen. Eben so ist den Lateinern nicht die Erlaubniß ertheilt, irgend etwas an dem gegenwärtigen Zustande dieser Kirche zu ändern, noch ihren Gottesdienst darin zu halten, mit einem Worte, es ist ihnen nicht erlaubt, etwas zu ändern an dem, was zu allen Zeiten üblich war und es noch jetzt ist in Bezug auf den Durchgang durch die Kirche zur Grotte, wie überhaupt in jeder andern Beziehung in irgend etwas die mindeste Neuerung in dieser Kirche zu machen. 2) In Anbetracht, daß der Thürhüter der Kirche von Bethlehem seit lange ein griechischer Priester, Unterthan meiner Pforte, ist, und daß dieser Thürhüter nicht die Befugniß hat, den Durchgang den Nationen zu verweigern, die seit fernen Zeiten das Recht des Durchgangs hatten, so hat dies auch in Zukunft so zu verbleiben. 3) Mit dem Stern, der neuerdings in der Grotte der Kirche von Bethlehem als ein feierliches Gedächtnißmal unserer kaiserlichen Huld für die christliche Nation (comme un souvenir solennel à la nation chrétienne de notre part Impériale) nach dem Modell des frühern Sterns, der sich in dieser Grotte befand und im Jahre 1847 abhanden kam, aufgestellt wurde, ist weder der einen, noch der anderen der christlichen Nationen ein neues oder besonderes Recht verliehen. Nie und zu keiner Zeit soll in diesem Punkte das Geringste geändert werden. 4) Die christlichen Nationen,

welche das Recht haben, das Grab der heiligen Jungfrau zu besuchen und daselbst ihren Gottesdienst zu feiern, können dort alle Tage Messe halten. Die Griechen werden, mit Sonnenaufgang anfangend, zuerst Messe halten, mit der Bedingung, sich nicht zu widersetzen, daß die anderen Nationen ebenfalls ihre gottesdienstlichen Gebräuche verrichten. Nach ihnen kommen die Armenier, und nach diesen letzteren die Lateiner; sie alle können anderthalb Stunden Gottesdienst halten. Dieses Abkommen ist getroffen auf Befehl und mit Ermächtigung unserer hohen Pforte. 5) Die im Dorfe Bethlehem gelegenen und die an das fränkische Kloster stoßenden zwei Gärten werden wie bisher von den Griechen und Lateinern verwaltet, ohne daß die Einen ein Recht des Vorrangs über die Andern haben. Man wird diese Gärten schlechterdings benutzen, wie seither. 6) Da mit Ausnahme des Vorhergegangenen kein Zugeständniß zu Gunsten irgend einer Nation durch amtlichen Befehl gemacht ist, so werden alle in ihrem jetzigen Zustande erhalten. Der Besitz der Heiligthümer von Jerusalem, die sich gegenwärtig, sei es gemeinschaftlich, sei es ausschließlicherweise, in den Händen der Griechen, der Lateiner und der Armenier befinden, ist ihnen auf immer, wie bisher, bestätigt. Da obige Bestimmungen meine kaiserl. Genehmigung erhalten haben, so habe ich kraft meines kaiserl. Befehls die Vollziehung derselben verordnet, und gegenwärtiger Ferman ist von meinem kaiserlichen Diwan ausgefertigt, mit meiner kaiserl. Unterschrift versehen und euch übermacht worden. Ihr also, die ihr der Statthalter, der Kadi, der Mufti und die andern oben erwähnten Beamten seid, habt

Sorge zu tragen, gegenwärtigen kaiserl. Befehl in die Register des Mecheme eintragen zu lassen, und jetzt und immer nach diesem Befehle zu thun, ohne das Mindeste daran zu ändern. So wisset es, und vertrauet diesem edeln Zeichen. Geschehen Ende des Redscheb 1269. —"

Da Frankreich die Verlesung dieses Fermans, so unangenehm ihm dieselbe sein mußte, als fait accompli hinnahm, und Fürst Menschikoff sich auch in Bezug auf die heiligen Stätten um so mehr befriedigt erklären konnte, als der Streit zwischen Griechen und Lateinern, resp. zwischen Rußland und Frankreich zu Gunsten der ersteren seinen Entscheid gefunden hatte, so war die eigentliche brennende Frage hiermit vollständig gelöscht, zumal die türkische Regierung in Betreff anderer auf Jerusalem bezüglichen Streitpunkte die Geneigtheit zur Ertheilung der verlangten Zugeständnisse zu erkennen gegeben hatte. Die Pforte glaubte jetzt allen Anforderungen Genüge gethan zu haben, und Europa konnte die Fortdauer des vierzigjährigen Friedens für gesichert betrachten. Auch Graf Nesselrode hatte sich gegen mehre Gesandte dahin ausgesprochen, daß in Constantinopel Alles beendigt, die Frage der heiligen Orte gelöst sei und Fürst Menschikoff zurückkehren würde. Fürst Menschikoff trat jedoch nach Beseitigung erwähnter Angelegenheit und nach Erreichung des Hauptgegenstandes seiner Mission mit Forderungen ganz anderer Art bezüglich des griechischen Cultus und Clerus auf, worauf schon in seiner Note vom 19. April hingedeutet worden war. Gestützt auf den Vertrag von Kainardschi 1774, von Adrianopel und auf den Hattischerif von Gulhana oder Tanzimat

i Hairiri vom Jahre 1839 u. s. w., durch die den Rajahs — Unterthanen der Pforte, die sich zu einer fremden Religion bekennen — verschiedene bessere Bedingungen und Privilegien zugesichert werden, und kraft deren Rußland ein Recht zur Ueberwachung und zur Vorstellung (remontrance) begründen und traditionell und von Rechtswegen (de fait et de droit) ein religiöses Protectorat ausüben zu können glaubt, verlangte Fürst Menschikoff im Namen seiner Regierung, wie schon bemerkt, zur Garantie der Zukunft, einen Sened oder Vertrag zur Sicherung des stricten Status quo der Privilegien des griechisch-russischen katholischen Cultus u. s. w. Als hierauf in der am 5. Mai erlassenen Antwort der Pforte keine Erwähnung auf diesen wichtigsten Punkt geschehen, übersandte Fürst Menschikoff an demselben Tage jenes wichtige Ultimatum an jene, indem er einen Schritt weiter geht, jenen Punkt, wo nämlich ein Sened über die Privilegien der griechischen Kirche gefordert wird, als den wichtigsten und hauptsächlichsten bezeichnet und diesem Ultimatum einen Entwurf des bereits erwähnten Sened beifügt, welcher, wie folgt, lautet:

„Se. Majestät der Kaiser und Padischah der Ottomanen und Se. Majestät der Kaiser aller Reußen sind in dem gemeinschaftlichen Wunsche, die Stabilität des orthodoxen griechisch-russischen Cultus, zu dem sich die Mehrzahl ihrer christlichen Unterthanen bekennt, aufrecht zu halten, und diesen Cultus in der Zukunft vor jedem Eingriffe zu bewahren, nach dem Austausche gegenseitiger Erklärungen über folgende Stipulationen übereingekommen:

Art. 1. In den Rechten, Privilegien und Immunitä-

ten, in deren Besitz die orthodoxen Kirchen, frommen Institutionen und deren Clerus in den Staaten der hohen osmanischen Pforte ab antiquo gestanden sind oder noch stehen, sollen keinerlei Veränderungen stattfinden; es gefällt der hohen Pforte, ihnen dieselben für alle Zeiten auf der Basis des Status quo, genau wie er jetzt steht, zuzusichern.

Art. 2. Alle Rechte und Vortheile, welche die osmanische Regierung den anderen christlichen Confessionen durch Tractate, Conventionen oder kraft specieller Anordnungen verliehen hat oder auch verleihen wird, sollen auch als dem orthodoxen Cultus verliehen betrachtet werden.

Art. 3. Da es durch historische Traditionen und zahlreiche Documente zugestanden und dargethan ist, daß die orthodoxe griechische Kirche von Jerusalem, daß dessen Patriarchat und die demselben subordinirten Laien von jeher seit der Zeit der Chalifen und unter den nachfolgenden Regierungen aller türkischen Kaiser insbesondere geschätzt, geehrt und in ihren alten Rechten und Immunitäten bestätigt worden sind, so verspricht die hohe Pforte in ihrer Fürsorge für das Gewissen und die religiösen Ueberzeugungen ihrer sich zu diesem Cultus bekennenden, sowie auch aller demselben angehörigen Christen, deren Religiosität durch verschiedene Ereignisse alarmirt wurde, diese Rechte und Immunitäten sowohl inner- als außerhalb der Stadt Jerusalem aufrecht zu erhalten und für deren Beachtung zu sorgen, ohne Benachtheiligung für die anderen eingebornen christlichen Genossenschaften, für Rajahs und Fremde, welche zur Anbetung des heiligen Grabes und der anderen

Heiligthümer entweder gemeinschaftlich mit den Griechen, oder in ihren besonderen Betlocalen zugelassen werden.

Art. 4. Da Se. Majestät, der gegenwärtig glorreich regierende Sultan, es für nothwendig und billig erachtet hat, seinen souveränen, mit dem Hati=Humayau gesiegelten Ferman in der mittleren Periode des Monats Relial Akhir 1268 (Ende Januar — a. St. 1852) durch einen souveränen Ferman zu bekräftigen und zu verdeutlichen und überdies auch durch einen anderen Ferman die Wiederherstellung der großen Kanzel der heiligen Grabeskirche anzuordnen, so sollen diese beiden Fermane wörtlich vollstreckt und treu eingehalten werden, damit für immer der genaue Status quo der von den Griechen ausschließlich oder gemeinschaftlich mit anderen Confessionen innegehabten heiligen Stätten aufrecht erhalten werde.

Es wurde festgesetzt, zu einem weitern Einvernehmen bezüglich der Feststellung gewisser Detailpunkte zu kommen, die in den vorbesagten Fermans keinen Platz gefunden haben.

Art. 5. Da sowohl die weltlichen als geistlichen russischen Unterthanen, denen es kraft der bestehenden Tractate gestattet ist, die heilige Stadt Jerusalem und andere Andachtsorte zu besuchen, ein Recht haben, auf gleichem Fuße mit den Angehörigen der begünstigtesten Nationen betrachtet und behandelt zu werden, und da diese letzteren, Katholiken sowohl als Protestanten, ihre Prälaten und ihre besonderen kirchlichen Institute haben, so verpflichtet sich die hohe Pforte, falls der kaiserlich russische Hof es verlangen sollte, eine passende Localität in der Stadt Jerusalem oder deren

Umgebungen, zum Baue einer Kirche, behufs der Abhaltung des Gottesdienstes durch russische Geistliche, und eines Spitals für dürftige oder kranke Pilger anzuweisen, welche Stiftungen unter Ueberwachung des russischen Generalconsuls für Syrien und Palästina gestellt werden sollen.

Art. 6. Es wird übereingekommen, daß dieses durch exceptionelle Umstände veranlaßte Aktenstück keine der zwischen beiden Höfen bestehenden Stipulationen beeinträchtigen darf, und daß alle früheren, durch den Separatact des Tractates von Adrianopel verstärkten Tractate ihre volle Kraft und Gültigkeit behalten sollen.

Nachdem die sechs vorhergehenden Artikel festgesetzt und abgeschlossen worden, ist das gegenwärtige Aktenstück mit unserer Unterschrift und unserem Wappensiegel versehen worden, welches Aktenstück der hohen Pforte im Austausch für jenes übergeben wurde, das uns vorerwähnte — einhändigte.

Gegeben zu — am — 1853 und am — der Hedschira
— außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen an der Ottomanischen Pforte."

In der hierauf folgenden officiellen Note des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Rifaat Pascha, an den außerordentlichen Gesandten Rußlands, Fürsten Menschikoff, vom 10. Mai 1853, wird gesagt, daß die hohe Pforte, welche bis jetzt alle die zahlreichen seit lange her von ihr ihren christlichen und besonders ihren griechischen Unterthanen und deren Cultus freiwillig verliehenen Privilegien geachtet hat, auch alle Sorge tragen werde, dieselben in der

Zukunft aufrecht zu erhalten, aber dies immer in einer ihrem Unabhängigkeitsrechte entsprechenden Weise. Die Stipulation eines Actes zwischen der hohen Pforte und dem kaiserlichen Hofe von Rußland in Bezug auf eine Frage, wie die in Rede stehende, welche in ihren verderblichen Folgen die Grundprincipien der Unabhängigkeit eines derselben vernichten müßte, wäre daher dem internationalen Rechte geradezu entgegengesetzt und von der Natur, die Unabhängigkeit der Autorität derselben Regierung zu untergraben. Dies sei gewiß eine allgemein anerkannte Wahrheit, und die schweren Folgen einer derartigen Stipulation, sowie die legitimen Beweggründe, welche die hohe Pforte habe, sie zu verweigern, würde Niemand und am allerwenigsten Se. Majestät der Kaiser, dessen Rechtsgefühl der ganzen Welt bekannt, leugnen können.

Fürst Menschikoff beantwortete diese Note am 11. Mai, indem er bemerkte, daß nur ein vom souveränen Willen des Sultans herrührender Act, nur eine freie, aber feierliche Verpflichtung (engagement) alle die beklagenswerthen Thatsachen, welche die gerechten Befürchtungen seines erlauchten Herrn über die Zukunft des christlichen Cultus im Orient erweckt und alle diese schmerzlichen Erinnerungen an die von böswilligen und ungeschickten Räthen des Sultans begangenen Fehler auszulöschen vermöchte; drohte aber bei beharrender Opposition von Seiten der Pforte mit seiner Abreise und allen daraus entstehenden Folgen, und stellte am Schlusse seiner Note das Gesuch, dieselbe bis zum 14. Mai beantworten zu wollen.

Der unterdessen an die Stelle des gestürzten Rifaat

Pascha gelangte Reschid Pascha erwiderte in einer Note an den Fürsten, vom 15. Mai, daß die hohe Pforte aufrichtig einen Act von Bürgschaft ausfindig zu machen wünsche, welcher beide Parteien zufrieden stellen könnte, daß zur Ueberlegung einer so wichtigen Angelegenheit fünf bis sechs Tage erforderlich wären, daß man sich aber bemühen würde, diese Frage wo möglich noch früher zu erledigen. Fürst Menschikoff wartete jedoch diese Frist nicht ab, sondern kündigte bereits am 18. Mai 1853 von Bujukdere der Pforte den Abbruch der Verhandlungen und die Beendigung seiner Sendung an. Am 19. Mai erfolgte eine officielle Note Reschid Pascha's an den Fürsten Menschikoff, in der versprochen ward, die vom Fürsten erhobene Beschwerde abzustellen und die Wünsche Rußlands zu erfüllen, indem es heißt:

„Bezüglich der religiösen Privilegien der Mönche der griechischen Kirche ist es die Regierung der Pforte ihrer eigenen Ehre schuldig, ihnen immer Achtung zu verschaffen und sie gegen jeden Angriff in der Gegenwart und Zukunft, sowie in dem Besitze der religiösen Privilegien zu erhalten, welche von den erlauchten Vorfahren Sr. Majestät verliehen und vom Sultan bestätigt und festgesetzt worden sind; was nun die geistlichen, wie immer gearteten Privilegien anbelangt, die noch weiter seinen anderen christlichen Unterthanen verliehen werden können, so ergibt es sich nothwendig aus den fürsorgenden Gesinnungen der hohen Pforte für ihre Unterthanen, daß sie die griechischen Mönche zu denselben Immunitäten zulassen wird. Demnach hat die Regierung mit lebhaftem Bedauern gesehen, daß man Zweifel über diesen

unwandelbaren Wunsch der Pforte hegen konnte. Da jedoch der kaiserliche, eben dem griechischen Patriarchen octroyirte Ferman, welcher die Bestätigung seiner religiösen Principien enthält, als ein neuer Beweis dieser edlen Gesinnung angesehen werden muß; da ferner die Proclamirung dieses Fermans, der an sich selbst eine umfassende Garantie ist, für immer jede Befürchtung hinsichtlich der Religionsgebräuche Sr. Majestät des Kaisers beseitigen muß, so schätze ich mich glücklich, Anlaß zur gegenwärtigen Notification an Sie zu haben.

Bezüglich der Zusicherung, daß künftighin keine Veränderung hinsichtlich der Wallfahrtsorte zu Jerusalem vorgenommen werden soll, verheißt die hohe Pforte in officieller Weise, keinerlei Veränderung vorzunehmen, ohne die Regierungen Frankreichs und Rußlands davon in Kenntniß zu setzen. Eine officielle Note ist zu diesem Behufe der französischen Gesandtschaft übermittelt worden.

Da Se. Majestät geruht hat, die Errichtung einer Kirche und eines Spitals in Jerusalem für die Russen zu gestatten, so ist die Regierung der hohen Pforte geneigt und entschlossen, nach rechtserforderlicher Conferenz, einen solennen Act sowohl für diesen Gegenstand, als bezüglich der besonderen Privilegien des russischen Clerus zu unterzeichnen."

Hierauf folgte die letzte kurzgefaßte Note des Fürsten Menschikoff aus Bujukdere, 21. Mai, folgenden Inhalts:

„Im Augenblicke der Abreise von Constantinopel erfährt der unterzeichnete russische Gesandte, die hohe Pforte habe die Absicht ausgesprochen, eine Garantie für die Ausübung

der geistlichen Rechte, mit denen der Clerus der orientalischen Kirche bekleidet ist, zu proclamiren, was in der That die Aufrechthaltung der übrigen Privilegien, deren diese Kirche sich erfreut, zweifelhaft erscheinen läßt.

Welches immer der Beweggrund dieses Beschlusses gewesen sein mag, so sieht sich der Unterzeichnete in die Nothwendigkeit versetzt, Se. Excellenz den Minister des Auswärtigen zu verständigen, daß eine Erklärung oder irgend ein anderer Act, welcher, wenn er auch die Integrität der blos geistlichen Rechte der orthodoxen orientalischen Kirche aufrecht erhalten sollte, doch dahin zielen würde, die übrigen Rechte, Privilegien und Immunitäten zu schwächen, die ihrer Religion und ihrem Clerus von den ältesten Zeiten her bewilligt wurden und deren sie sich im gegenwärtigen Augenblicke erfreut, von dem kaiserlichen Cabinet als ein Act der Feindseligkeit gegen Rußland und seine Religion betrachtet werden würde."

Die Folge des Abbruchs der zwischen dem Fürsten Menschikoff und der hohen Pforte gepflogenen Unterhandlungen war die, daß am 26. Juni, nachdem auch das Ultimatissimum des Grafen Nesselrode von der letzteren verworfen worden war, die englisch-französische Flotte aber bereits am 12. desselben Monats vor den Dardanellen Anker geworfen hatte, das russische Manifest gegen die Türken erschien, in den ersten Tagen des Juli die Russen den Pruth überschritten und die Moldau und Wallachei als ein materielles Pfand besetzten.

Aus den noch später zwischen den betheiligten Parteien gewechselten Noten, sowie vor Allem aus der zwischen Ruß-

land und England im Jahre 1853 gepflogenen vertraulichen Correspondenz dürfte zur Genüge erhellen, daß die von Rußland in den Vordergrund gestellte Frage wegen der heiligen Stätten weiter nichts war, als ein Deckmantel für Pläne, deren Ziel wohl, deren Ausgang aber zur Zeit noch nicht zu bemessen ist. Die Geschichte lehrt, daß Rußland von jeher danach gestrebt hat, auf die Türkei ausschließlichen Einfluß zu üben und sich hierdurch einer ungehinderten Wirksamkeit für den Fall eines europäischen Krieges zu versichern. Daß aber auch die anderen Großmächte durch einheitliches Wirken diesem ausschließlichen Einflusse und Protectorate Rußlands entgegenarbeiteten, beweist unter Anderem in der neueren Zeit die Opposition gegen den Vertrag von Unkiar Skelessi vom 8. Juli 1853, der die Dardanellen, wie oben bemerkt, für jede andere Seemacht, als die russische, sperrte und somit das russische Protectorat zu einem ausschließlichen gemacht hatte. In Folge dieser Opposition übernahmen England, Rußland, Oesterreich und Preußen nach dem Vertrage vom 15. Juli 1840 den Schutz der Pforte gemeinschaftlich, und Frankreich wurde, nachdem durch die Expedition unter Admiral Stopford gegen Beirut (15. September 1840) und St. Jean d'Acre die Räumung Syriens von Seiten der egyptischen Truppen unter Ibrahim noch vor Verfluß des Jahres bewirkt worden, noch nachträglich durch den Vertrag vom 1?. Juli 1841 in das concert européen aufgenommen, wodurch die Mächte dem Sultan einen Beweis der Achtung, welche sie vor der Unverletzlichkeit seiner souveränen Rechte hegten, gaben.

Die hohe Pforte, wohl wissend, daß der Vertrag von Kainardschi (1774) nach Art. 7 Rußland nur erlaube, bei allen Anlässen zu Gunsten jener neuen Kirche in Constantinopel u. s. w. Vorstellungen zu erheben, jedoch kein Interventionsrecht begründe, sah ein, daß der vom Fürsten Menschikoff übergebene Entwurf eines Sened den Sinn der Verpflichtung enthalte, und daß — wie die Note der hohen Pforte an die Repräsentanten Oesterreichs, Preußens, Englands und Frankreichs vom 26. Mai 1853 bemerkt — die Rechte der Unabhängigkeit und der gouvernementalen Basen der türkischen Regierung verletzt würden, wenn sie mit einer fremden Regierung mittelst eines Sened (Vertrags) unter der Form einer Uebereinkunft (convention), durch Noten oder Erklärungen von derselben Kraft und Bedeutung die Rechte, Privilegien und Freiheiten zu Gunsten einer zahlreichen, der Pforte unterthänigen Gemeinschaft, wenn es sich lediglich um die Religion, den Cultus und die Kirche handele, festsetzen wolle. Die hohe Pforte hatte die Ueberzeugung, daß diese diplomatische Verpflichtung weder mit der Unabhängigkeit der osmanischen Regierung, noch mit den Rechten ihrer souveränen Autorität vereinbart werden konnte. Nachdem auch schon früher (21. Mai) die Bevollmächtigten Englands, Frankreichs, Preußens und Oesterreichs in Constantinopel einstimmig anerkannt, daß die Forderungen Rußlands die Freiheit und Souveränetät des Sultans zu sehr berührten, als daß sie sich ein Gutachten anmaßen könnten, so scheint nach Ausweis aller bis jetzt dem Publicum offen vorliegenden Acten kaum mehr bezweifelt werden zu können, daß, wie schon bemerkt, die

Angelegenheit der heiligen Stätten, sowie das Verlangen nach einer Garantie der Religionsfreiheit der christlichen Unterthanen des Sultans Rußland nur zum Vorwand diente, um die 12 Millionen türkischer Christen aus dem Protectorat nach und nach zur Unterthänigkeit zu führen. Das französische, von Drouyn de l'Huys unterzeichnete Actenstück, Paris, 25. Juni 1853, bemerkt in dieser Beziehung:

„Prüfen wir die von Rußland mit der Türkei abgeschlossenen Verträge, so sehen wir, daß, wenn Rußland manchmal zu Gunsten von Unterthanen der Pforte etwas bedungen hat, diese Unterthanen entweder Provinzen angehörten, welche die Pforte vorübergehend durch den Krieg verloren hatte und an deren Zurückerstattung Bedingungen geknüpft werden konnten, oder Provinzen, welche sich während der Dauer der Feindseligkeiten gegen die osmanische Regierung vergangen (compromises) hatten, und welche gegen ihre Rache zu schützen, Politik und Menschlichkeit geboten. Keine dieser Uebereinkünfte trägt den allgemeinen Charakter, welchen man ihnen heute beizulegen versucht, und namentlich verleiht der Vertrag von Kutschuk-Kainardschi Rußland nur ein beschränktes und scharf begrenztes Recht des Schutzes über eine in der Vorstadt Galata zu gründende Kirche, in welcher russische Priester den Gottesdienst versehen sollten.

Damit ist aber allerdings nicht gesagt, daß das Petersburger Cabinet nicht in der Wirklichkeit und kraft der Umstände eine natürliche Veranlassung gehabt hätte, sich für die Christen des griechischen Ritus zu interessiren, welche in der europäischen Türkei die Mehrheit der Bevölkerung

bilden. Wenn nun auch die Pforte ihrerseits den Sympathien Rußlands für die morgenländische Kirche Rechnung tragen mußte, so hat sie doch bis jetzt keine Uebereinkunft (engagement) unterschrieben, welche ihr das Verdienst ihrer Duldsamkeit rauben und ihr an Stelle frei gegen ihre Unterthanen erfüllter Pflichten, Verbindlichkeiten gegen eine Macht auferlegen würde. Das ist der eigentliche Kern der ganzen Frage (c'est la que réside toute la question), und schon dadurch, daß man sie einfach hinstellt, ist der Beweis für ihre ganze Wichtigkeit geliefert.

Das beanspruchte Schutzrecht Rußlands über die Bekenner der orthodoxen Kirche im türkischen Reiche schneidet daher nicht nur in das selbstherrliche Ansehen des Sultans, sondern auch in die politische Existenz des Reiches selbst tief ein; durch das Zugeständniß des russischen Ultimatums würden sich, so zu sagen, zwei Kaiser in der Türkei, ein byzantinischer über die unterdrückte christliche Mehrheit und ein islamitischer gebildet haben, bei denen voraussichtlich bald ein Rollentausch erfolgt sein würde, da der Macht und Größe des Einen die Schwäche des Andern hätte nothwendig weichen müssen. Das Motiv des Bruches zwischen dem Cabinet von St. Petersburg und der Pforte war so zu sagen verschwunden und die Frage über das Bestehen des osmanischen Reiches in den Vordergrund gestellt. Fürst Menschikoff suchte demnach im Namen des Kaisers von Rußland, wie Lord Clarendon im Oberhause später bemerkte, durch Verträge oder durch Zusagen, welche die Kraft von Verträgen haben sollten, zwischen dem Sultan und vielen Millionen seiner Unterthanen ein Recht der Ein-

mischung zu erlangen, welches nicht blos einem wirklichen Protectorat gleichgekommen sein, sondern dem Kaiser von Rußland die eigentliche Regierung der griechischen Christen in der Türkei übertragen haben würde."

Der Erfolg des nunmehr thatsächlich entbrannten Kampfes ist nicht vorauszusehen. Eigenthümlich aber sprach sich die Stimmung der constantinopolitanischen Bevölkerung hierüber zu jener Zeit aus, als England und Frankreich dem bedrängten Osmanenreiche durch diplomatische Noten aufhelfen zu können glaubten. Damals hörte man im Volksmunde: Als Menschikoff nach Stambul kam, verlangte er den Koran. Man gab ihm denselben. Er nahm ihn, blätterte darin, deutete auf mehre Stellen und sagte: „Streicht sie aus!" Nach ihm kamen Engländer und Franzosen und forderten ebenfalls den Koran. Auch sie erhielten ihn. Als sie ihn aber gelesen hatten, sprachen sie: „Fort mit dem ganzen Buche in den Bosporus!"

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichnetem ist erschienen:

Südfrüchte.

Skizzenbuch eines Malers.

Von

Friedrich Pecht.

Zwei Bände. — Preis $3^1/_2$ Thlr.

Obige Schilderung gibt so recht in die Augen fallendes Zeugniß, wie ein Künstler, und namentlich ein Maler, die Welt so ganz anders anschaut, als ein nur an abstracte Begriffe gewöhnter Denker; Alles, was wir in ihm sehen, ist Ausdruck, Ton, Farbe, Charakter; wir glauben sie selbst noch einmal zu erleben, die ganze Reise über die tiroler Berge und den unfreundlichen Brenner, durch die heiteren und immer heiterer sich öffnenden Thäler hinab in das große, unbeschreibliche Land der Weingelände und der Myrthenwälder, der Zauberseen und der Riesendome. — Das Alles so lebendig selbst zu sehen, ist des Malers Talent, es uns aber eben so klar zu schildern, ist ein schriftstellerisches Verdienst, das der Verfasser dreister, als er in der Vorrede ausspricht, für sich in Anspruch zu nehmen das Recht hat. Ganz besonders anschaulich ist die Darstellung der malerischen wie plastischen Kunstwerke, über deren bedeutendere er während seines längern Aufenthalts in Italien seine Ansichten gibt, das Eigenthümliche der verschiedenen Schulen und den Charakter aller ausgezeichneteren Künstler darlegend und so ein ziemlich vollständiges Bild der ganzen italienischen Kunstgeschichte mit zahlreichen Seitenblicken auf die moderne deutsche Kunstentwickelung gebend. Diesem Hauptinhalte des Buches wird durch Erzählung der persönlichen Erlebnisse, Schilderungen der Landschaft, des Volks und des politischen Lebens das Monotone genommen, sodaß sowol Dem, der sich zur Reise nach Italien anschickt, ein angenehmer Begleiter, als Dem, der von dort zurückgekehrt, eine willkommene Erinnerung geboten wird.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ziegler, Alexander,

Meine Reise im Orient von Alexander Ziegler

Bd.: 2

J.J. Weber (1855)